Roßmäßler, Emil Adolf

Mein Leben und Streben im Verkehr mit der Natur und dem Volke

Hannover 1874

Roßmäßler

307
316 f
328 ff
402 f

A

<36637694450018

Mein Leben und Streben

im

Verkehr mit der Natur und dem Volke.

Von

E. A. Roßmäßler.

> Wenn man sich bewußt ist, in einem langen Leben sich dem Dienste der Humanität gewidmet zu haben, so kann keine Selbstüberhebung darin gefunden werden, daß man am Abend seiner Tage den Mitmenschen sagt: „so habe ich gelebt, gedacht und gehandelt“, damit diese daraus lernen, wie sie es etwa besser machen, und dabei von dem noch Lebenden selber Auskunft fordern können.

Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben

von

Karl Ruß.

Hannover.

Carl Rümpler

1874.

Vorwort.

Ist dieses Buch auch zum größten Theile nur ein zweiter Abdruck aus meinem naturwissenschaftlichen Volksblatte „Aus der Heimath“, so darf es doch insofern eine selbstständige Geltung für sich in Anspruch nehmen, als es von Neuem durchgearbeitet, wesentlich vermehrt und fortgeführt ist.

Nachdem ich es einmal über mich gewonnen, in meiner Zeitschrift diese Aufzeichnungen aus meinem Leben überhaupt zu veröffentlichen — die Beweggründe dazu möge man Seite 299 ꝛc. nachlesen — so durfte mir der Entschluß schon leichter fallen, dieselben als besonderes Buch herauszugeben. Ja, nachdem ich diesen Beschluß gefaßt, war ich geradezu dazu gezwungen, schneller, als es sonst vielleicht geschehen sein würde, die Durchsicht für diesen zweiten Abdruck vorzunehmen. Diesen Zwang übt eine mein Weiterleben ernstlich infragestellende Krankheit aus. Indem ich dieses schreibe, leide ich schon seit geraumer Zeit an einem Siechthum, welches einen Charakter anzunehmen beginnt, der die Hoffnung auf Genesung sehr trügerisch macht, so daß mein Buch vielleicht ein opus posthumum wird. Was also hier neu hinzugefügt worden, ist angesichts des Todes geschrieben, angesichts des Richters, vor dem ich bald stehen werde, ohne hinfort die Möglichkeit einer Vertheidigung zu haben: ich meine das Urtheil der Nachlebenden. Dennoch ist es nicht in düsterer, hoffnungsloser Haltung von mir verzeichnet, denn

selbst die Kenntniß meines Zustandes kann den Trost der Hoffnung und dessen mächtigen Einfluß nicht unwirksam machen.

Meine Aufzeichnungen hatten ursprünglich die Ueberschrift: „Ein Naturforscherleben“, und in der ersten Veröffentlichung sprach ich von mir als einer fremden Person. Die Abänderung des Titels habe ich aber nöthig befunden, weil ich namentlich gegen das Ende des Buches hin neben der naturwissenschaftlichen Seite meines Lebens und Thuns auch noch andere Seiten, die mit jener freilich im engsten Zusammenhang stehen, ins Auge fassen mußte.

Seitdem ich Vorstehendes mit der Annahme geschrieben, daß ich den Druck desselben vielleicht nicht erleben werde, hat sich mein Horizont wieder aufgehellt und in diesem Augenblicke fühle ich die bösen Geister, die seit langer Zeit an meinem Lebensfaden zerrten, allmählich aus meinem Innern weichen. Die wunderwirkende Luft, wie sie ewig neu und frisch die waldgekrönten Höhen des Schwarzwaldes belebend umweht, thut auch an mir Wunder. Sechs Wochen der Ruhe in des Wortes vollster Bedeutung, wie ich Arbeitslustiger sie bis dahin noch niemals zu genießen vermochte, haben mich auf jene Stufe der Genesung und Kräftigung gehoben, von der aus man das Erklimmen des Gipfels für gesichert hält und halten darf, wenn man die dargebotene Hülfe der Naturheilkraft nicht ungeduldig und vorschnell von sich stößt. Die Pflege meiner Frau und die erfahrene Ueberwachung der Frau meines Freundes und Parlamentsgenossen Venedey bilden die Vermittelung zwischen der heilwirkenden Natur und mir Kranken.

Sollte mir nun die Rückkehr zum Leben es nicht verbieten, das zu thun, was für den Todesfall bestimmt zu bleiben pflegt? Sollte ich dies Manuskript nicht ruhig in mein Arbeitspult verschließen, bis es dort meine Hinterlassenen finden?

Ich thue es nicht, und ich habe dazu außer den im Buche selbst vorgebrachten Gründen noch eine ganz besondere Veranlassung, die für mich, wie ich mir meine Lebensaufgabe gestellt habe, eine durchaus zwingende ist.

Je seltener das Beginnen ist, daß Jemand bei Lebzeiten bereits seine eigene Lebensgeschichte veröffentlicht, desto mehr fühlt sich die Kritik dazu herausgefordert, sich über dies Beginnen auszusprechen. *Dies ist es aber, was ich wünsche.* Dabei macht sich freilich die jetzt wieder berechtigte Hoffnung geltend, daß ich noch einmal in den Vollbesitz meiner Gesundheit und meines geistigen Vermögens gelange. Geschieht dies, dann erwarte ich und bin darauf gefaßt, von verschiedenen Seiten angegriffen zu werden. Diesen Angriffen will ich mich mit Freuden stellen; ich erwarte sie sogar mit Sehnsucht. Vielleicht läßt sich dann die große aber leider keineswegs zusammenhängende humanistische Partei dazu herbei, aus den Streitigkeiten über mein keckes Beginnen sich die Lehre zu ziehen, wie sehr unrecht sie daran gethan und noch immer thut, daß sie so gleichgültig und theilnahmlos auf mein unablässiges Ringen schaute, welches doch auf dasselbe, auch von ihr erstrebte Ziel gerichtet ist, und welches ich jetzt bereits seit 55 Jahren, oft bis zur äußersten Ermüdung und ohne irgend welchen Beistand, ja beinahe ohne Beachtung zu finden, rastlos verfolge. Man muß hart anpochen an die Köpfe, welche, so einseitig in die politische Agitation verrannt, ganz vergessen zu haben scheinen, daß das Vorwärts auf allen Gebieten des Volks- und Staatslebens gleichmäßig gefördert werden muß, wenn man auf wirkliche Erfolge zählen will.

Rasthaus der Frau H. Venedey zu Oberweiler bei Badenweiler im Schwarzwald.

E. A. Roßmäßler.

Vorwort des Herausgebers.

Die Familie Roßmäßler ehrte mich durch ihr Vertrauen, und nach reiflicher Ueberlegung übernahm ich die Aufgabe mit dem Vorsatz, dies hinterlassene Werk des hochverdienten Volksmannes dem weitesten Leserkreise ganz in seinem Sinne zugänglich zu machen. Für diese Aufgabe durfte ich mich wol berufen fühlen, denn einerseits war der geschiedene Volksschriftsteller mein hochverehrter Lehrer, dessen Schriften mich nicht allein auf denselben Weg geleitet, sondern auch für diesen Beruf vorbereitet und in demselben mir immer treue Führer gewesen sind; andererseits wurde ich gerade von Denen mit diesem Auftrage betraut, welche dem Verstorbenen am nächsten standen. Margaretha Roßmäßler, schon als Kind der Liebling und in den letzten Lebensjahren die Vertraute und Freundin ihres Vaters, ist die Gattin des Generalbevollmächtigten der Familie, des Herrn Maler Emil Schmidt, durch welchen mir der Auftrag geworden.

Die bei Weitem größere erste Hälfte der Lebensbeschreibung war nach dem Abdruck in „Aus der Heimath" von dem Verfasser selber auf das Sorgfältigste geordnet und vervollständigt; der letztere Theil dagegen bot für mich als Herausgeber nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Roßmäßler hat sein ganzes Leben hindurch danach gestrebt, in allen seinen Schriften (natürlich mit Ausnahme derer, welche ausschließlich der Wissenschaft an-

gehören) für Alle verständlich zu sein und natürlich war dies doch in seiner eigenen Lebensschilderung vorzugsweise nothwendig. Daher wollen die hochgebildeten Leser und Freunde des Verstorbenen es mir nicht verargen, daß ich durch möglichst vollständige Ausmerzung aller Fremdwörter dies Ziel auch im wörtlichsten Sinne zu erstreben suchte.

Große Schwierigkeiten bot der Abschnitt V „Meine Gegenwart“. Hier trat die naturwissenschaftliche Thätigkeit fast vollständig zurück und die politische nahm den Volksfreund völlig in Anspruch. Dieser Abschnitt hat in gewissem Sinne ein beachtenswerthes historisches Interesse, denn er enthält wichtige Beiträge für die geschichtliche Entwickelung des großen socialen Kampfes unserer Tage. Jener Leipziger Arbeiterverein, den Roßmäßler gegründet, viele Jahre hindurch geleitet und durch seine Vorträge zu hohem Aufschwung geführt hatte, war es, welcher eigentlich den ersten Funken in den allerdings reichlich vorhandenen Brennstoff warf, aus welchem der sociale Brand der Arbeiterbewegung unserer Tage emporlodern sollte. Dieser Arbeiterverein war der erste, welcher den Agitator Lassalle berief, um seine Lehren hier darzulegen und die Anhänger, welche hier für die Sache der Social-Demokratie gewonnen wurden, damals einfache Arbeiter und Handwerker, haben sich in nicht geringer Anzahl zu höheren Lebensstellungen emporgearbeitet und stehen gegenwärtig in den vordersten Reihen der Kämpfer für diese Sache, in öffentlicher Thätigkeit, auf dem Gebiete der Literatur oder des Parlamentslebens.

Zu diesem Hinweise bin ich als Herausgeber dieser Lebensbeschreibung gezwungen, durch ein Sternchen nämlich, welches Roßmäßler im Vorgefühl des nahen Todes seinen Mittheilungen über die Entwickelung dieser socialen Bewegung angefügt, mit der Bemerkung, daß es einem Andern überlassen bleiben müsse, den Verlauf derselben weiter zu schildern. Zu

meinem Bedauern fühle ich mich aber nicht dazu berufen, hier und jetzt schon auf dieselbe näher einzugehen, einerseits weil eine solche Darstellung dem Rahmen dieser Selbstbiographie doch zweifellos zu fern liegen würde und andrerseits, weil die social-demokratische Bewegung gegenwärtig doch erst im Verlauf einer so wenig abgeschlossenen und geklärten Entwicklung begriffen ist, daß eine historische Darstellung derselben noch nicht thunlich erscheint.

Möchte dieses Buch allen Freunden des Verstorbenen eine willkommene Gabe sein und in den weitesten Kreisen des Volkes Eingang finden, um auf dieselben veredelnd zu wirken! Es enthält der Anregungen und Lehren eine unermeßliche Fülle und darf daher in der vollsten Bedeutung des Worts als ein reicher Schatz angesehen werden.

z. Z. Steglitz b. Berlin, im Frühjahre 1874.

Karl Ruß.

Mein Leben und Streben.

Die Natur ist weder ein Lustschemel, noch eine Vorraths-
kammer, noch auch eine Studirstube,
sondern sie ist unser aller gemein-
same Heimath, in welcher ein
[illegible] jedem Anderen
Freude bringt.

[illegible]

Lebensspruch: i ch m u ß t e.

I. Jugendjahre.

Es mag etwa im Jahre 1816 gewesen sein, als in einer größeren deutschen Stadt, deren Ruf aber noch viel bedeutender als ihr Umfang ist, in Leipzig, an einem Sommertage zur Mittagszeit die Schuljugend mit der herkömmlichen Hast dem großen, jedoch erst in einem Flügel ausgebauten Schulhause entströmte.

Unter den Knaben war ein stiller, zartgebauter Flachskopf, welcher nur eine Straße weit bis nach Hause zu gehen hatte und der darum mit einigen anderen Knaben gemächlicheren Schrittes über den großen Schulhof schlenderte.

Er ahnte es nicht, daß er soeben den Augenblick erlebte, in welchem vom Schicksal gleichsam der Grundstein seiner künftigen Lebensstellung gelegt wurde — zu der er freilich erst nach langen, weit abführenden Umwegen gelangen sollte. Und zwar war es buchstäblich ein Grundstein oder vielmehr derer ein ganzer Haufen.

Die Knaben fanden nämlich neben einer Bretterwand, welche die Kellerausgrabung des noch fehlenden linken Schulflügels umgab, eine Anzahl Steine, jedoch nicht gemeine, wie solche zum Aufschütten des Schulhofes hätten dienen können, sondern Steine, welche offenbar aus einer Sammlung her=

stammten, denn es blitzte unter andern ein Stück Bleiglanz daraus hervor.

Durch welchen Zufall die Steine hierher gekommen, das kümmerte die Knaben wenig; offenbar waren sie aber als werthlos fortgeworfen und standen also zu Jedermanns Verfügung. Späterhin erfuhren die Knaben, daß diese Steine aus der Schulsammlung ausgemustert und entfernt waren. Freilich hatten die Schüler von dem Vorhandensein einer solchen Schulsammlung überhaupt noch gar nichts gewußt und sie haben dieselbe auch in ihrem Leben nicht zu sehen bekommen. Eine sonderbare Schulsammlung!

Ich — denn ich selbst war dieser Knabe — füllte alle Taschen mit diesen Steinen und, nach Hause gekommen, mußte ich von meiner guten sanften Mutter fast mit Gewalt von dem neuen Schatze fort zum Eßtische geholt werden, um sogleich nach dem Essen zu meinen Steinen wieder zurückzueilen.

Der Vollständigkeit halber muß ich nun zunächst einige Mittheilungen über mein Herkommen einschalten. Am 3. März 1806 wurde ich in Leipzig als zweites Kind meinem Vater Johann Adolf Roßmäßler — oder wie er selber sich schrieb Rosmäsler — von meiner Mutter, einer geb. Klug aus Düben, geschenkt. Mein Vater war der mittelste von drei der Kupferstecherkunst beflissenen Brüdern, denen sich ein vierter scherzweise als „Schwarzkünstler" an die Seite stellte, denn er war Obermeister der Schornsteinfeger- oder Essenkehrer-Innung zu Leipzig. Von den drei wirklichen Künstlern war mein Vater unzweifelhaft der bedeutendste, namentlich in der punktirten Manier. Er würde noch Bedeutenderes geleistet haben, wenn seine Zeit nicht in die der Kunst wenig günstigen Kriegsjahre gefallen wäre, und wenn er nicht für seine

starke Familie zu sehr nach dem Lebensunterhalt hätte ringen müssen.

Leider kann ich meine Ahnen nicht weiter als bis zum Großvater verfolgen. Dieser war ebenfalls, wie mein dritter Onkel, Leipziger Oberschwarzkünstler, und nebenbei trieb er ein wenig Goldmacherei — natürlich ohne jemals wirkliches Gold zu erzielen.

Ich hatte noch fünf Geschwister, von denen das älteste und das letzte sehr jung starben. Die drei andern sind ebenfalls längst todt und wenn meine beiden Söhne, von denen der Eine in Nordamerika und der Andere in Rußland lebt, ohne männliche Nachkommen bleiben, so stirbt mit ihnen der Name unserer Familie aus. Den Namen Roßmäßler tragen noch zwei Männer in Leipzig, ob aber eine Verwandtschaft zwischen uns vorhanden, ist uns gegenseitig nicht bekannt. Uebrigens ist mir mein Familiennamen anderweitig noch nirgends vorgekommen.

Mein Vater hatte in der Zeit der Unabhängigkeitskriege durch kühne und geistvolle Karrikaturen auf den französischen Dränger bei seinen Mitbürgern großen Beifall und auch ein gutes Stück Geld gewonnen.*) Zum Glücke für mich verstand er auch etwas von Naturgeschichte und war daher im Stande, mein flüchtiges Wohlgefallen an den bunten Steinen durch Bezeichnung ihrer Namen zu festigen und zu vertiefen, während jenes sonst vielleicht bald wieder verraucht sein würde.

Was der Vater sonst nur mit strengen Worten erreichen konnte, das bewirkten jetzt ganz von selbst die auf dem Schul-

*) Es war mir ein wehmüthiger Genuß, als ich, bereits ein ergrauter Mann, in den Tagen der Jubelfeier der Völkerschlacht in Leipzig diese Bilder seit langer, langer Zeit zum erstenmale wiedersah und mich dabei erinnerte, daß vielleicht ich selbst, denn damals mußten wir Alle mithelfen, eins oder das andere dieser ausgestellten Exemplare kolorirt habe.

hofe gefundenen fortgeworfenen Steine. Ich setzte mich nämlich in der Arbeitsstube meines Vaters an meinen Zeichenplatz und begann eifrig, die besonders hübschen Steine abzumalen. Daß ich mein in späteren Jahren, ohne Selbstüberschätzung darf ich es sagen, sehr weit gediehenes naturwissenschaftliches Zeichnen zufällig gerade mit den Steinen, die am schwersten treu wiederzugeben sind, begonnen habe, ist sicherlich nicht ohne Einfluß für den aufkeimenden Naturforscher gewesen.

Der verständige Vater ließ mich gewähren, obgleich er es vielleicht lieber gesehen haben würde, wenn ich Nasen und Augen gezeichnet und so, was des Vaters Absicht war, die Grundlage zu einem Künstler von Profession in mir gelegt hätte. Ich hatte nach und nach eine ziemliche Menge auf einzelne Blätter gemalter Steinbilder fertig, die ich dann in einem Heft von braunem Tonpapier sauber aufklebte. Dieses Heft blieb lange Zeit in meinem sorgsamen Verwahr, bis ich es viele Jahre später meiner Schwester Ida schenkte; es war gewissermaßen die Grund-Urkunde meines naturforscherlichen Berufs. In diesem Hefte, wie in der kleinen Steinsammlung selber bildete den Glanzpunkt ein Stückchen von einer Obersteiner Achatmandel, an der auf der äußeren buntgestreiften Achatschale nach innen sechsseitige Pyramiden von Berg-Kristall aufgewachsen waren. Ich meinte, dieser schöne Stein sei gewiß nur aus Versehen mit weggeworfen worden.

Nachdem so der zehnjährige Knabe die naturforscherliche Weihe bekommen hatte, trug ein anderer nicht minder zufälliger Umstand dazu bei, naturwissenschaftlichen Sinn in mir immer mehr zu nähren.

Mancher meiner Leser wird den Namen und die Arbeiten des Kupferstechers Capieux kennen, der seinem Sohne, welcher damals mit meinem Vater ungefähr in gleichem Alter sein mochte, eine Menge seiner Stiche und Zeichnungen und auch

viele naturgeschichtliche Gegenstände hinterlassen haben mußte, denn dieser kam sehr oft zu meinem Vater, um ihm davon zum Kauf anzubieten, wozu ihn ein sehr verkommenes Hauswesen zu drängen schien. Einmal brachte er ein ganzes Kästchen „voll Brillanten“, wie er scherzend sagte, wovon mir ein volles Dutzend zufiel; es waren sehr schön als Rosetten geschliffene Bergkrystalle, für die der Verkäufer nicht den vierten Theil des Werthes forderte. Ein andermal kaufte mein Vater ein dickes Heft Pflanzenzeichnungen von der Hand des alten Capieux, welche nicht wenig Anregung für mich waren und meine Aufmerksamkeit von dem Steinreich auf das Pflanzenreich lenkten.

Diese Pflanzenbilder stehen mir noch in so frischer Erinnerung, daß ich mit vollster Ueberzeugung ihren großen Werth zu dem Dienste rühmen darf, den sie mir damals leisteten. Nach der Jahreszeitenfolge geordnet enthielt jede Tafel 6 Pflanzenarten in kleinen allerliebsten Bildchen, welche die rechte Mitte zwischen wissenschaftlicher und künstlerischer Auffassung hielten und daher eben so sehr zum Nachzeichnen, wie zum Vergleichen mit dem Leben aufforderten. Wir haben solcher Bilder jetzt die Hülle und Fülle, aber sie sind meist eben so unschön aufgefaßt als verfehlt in der Darstellung, so daß man nicht weiß, wozu sie dienen sollen, ob zur naturgeschichtlichen Belehrung oder zur Bildung des Geschmacks; denn zu keinem von beiden sind sie recht tauglich.

Daß ich in dieser Zeit auch eine Schmetterlings-Sammelwuth hatte, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Diese hatte aber bei mir eben so wenig Nachhaltigkeit, als es überhaupt gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Es ist, als ob diese Vergänglichen meist eben auch nur eine vergängliche Theilnahme zu erwecken vermöchten, welche an dem Aerger über die Schwierigkeit der Zubereitung und Aufbewahrung der Schmetterlinge

bald erstirbt. Uebrigens war, wie dies wahrscheinlich bei vielen anderen Knaben der Fall sein mag, die Ursache des baldigen Aufgebens doch mehr eine äußerliche. Mein Vater, den die Ernährung seiner starken Familie zu angestrengtem Arbeiten nöthigte, sah mit Mißfallen mein Herumstreichen auf den Schmetterlingsjagden und er wußte es mir allmälig, jedoch ohne ein eigentliches strenges Verbot, abzudingen, indem er mich dafür auf seinen Spaziergängen mitnahm.

So lange die Schule nicht durch einen geregelten und gedeihlichen Unterricht in der Naturgeschichte diesen ungeberdigen Studien der Knaben auf eigene Faust gegenübertritt, wird die Erziehung in Schule und Haus mit diesen ewig im Kampfe liegen und dabei manche naturwissenschaftliche Neigung im Keime erstickt werden. Wie unser Lehrerwissen jetzt meist beschaffen ist, sind die Lehrer diesen Naturstreifereien schon deshalb abhold, damit nicht etwa die Blitzjungen einen Stein oder einen Schmetterling oder eine Pflanze in die Schule mitbringen, um die Namen davon zu erfahren, von denen der Lehrer dann oft keine Ahnung hat. Wenn die Lehrer, wir wollen nur sagen der niederen Volksschulen, wenigstens eine encyklopädische und auch nur von dem überall Vorkommenden eine genauere naturwissenschaftliche Kenntniß hätten, und diese in einem guten Unterricht ihren Schülern mittheilen könnten, würden sie es für keine Schande halten, zu antworten: „mein Sohn, den Namen dieses Steines u. s. w. kenne ich selbst nicht." Sie würden aber auch ohne den Namen dennoch irgend etwas Lehrreiches darüber zu sagen wissen. Wer aber nichts weiß, der sucht sich gern den Anschein zu geben, daß er Alles wisse, und vermeidet ängstlich jede Gelegenheit, die das Gegentheil verrathen könnte.

Das Jahr 1817 schien meinem naturwissenschaftlichen Sinn verhängnißvoll werden zu sollen. Ich wurde nämlich

aus der Bürgerschule in das Gymnasium verpflanzt. Meine Mutter dachte es sich über die Maßen hübsch, wenn ihr Aeltester einmal als Prediger auf der Kanzel stände; sie hatte vielleicht sogar schon an die Kanzel des unfern gelegenen Dorfes Nischwitz gedacht, wo ihr Schwestermann Ritterguts-pachter war. Freilich ging's noch nicht gleich an die heilige Theologie selbst, denn ich mußte erst die Weisheit von mensa und amo in mich aufnehmen, d. h. in Sexta anfangen.

Damals war nun freilich auf den Gymnasien von Naturgeschichte noch nicht viel zu holen — was freilich im Königreich Sachsen, wie vielfach anderwärts, auch heute noch fast um nichts besser ist — obgleich sie wenigstens mit auf dem Lehrplane stand. Dennoch war ich ganz Ohr, wenn der Herr Quintus seine ungeheuerliche naturwissenschaftliche Gelehrsamkeit auskramte, während er dabei auf einer langen Schultafel saß und mit seinen kurzen dicken Beinchen baumelte.

In einer dieser Stunden geschah es, daß ich durch das, was ich darin gelernt hatte, beinahe an meinen fünf Sinnen irre geworden wäre, als ich mich hinterher davon überzeugen wollte. Es handelte sich von der Luft. „Seht, Jungen, die Luft ist blau, wenn man sie von Weitem ansieht", sagte der Herr Magister Hempel, „das könnt ihr bemerken, wenn ihr auf einen fernen Wald schaut; da seht ihr diesen mit einem blauen Saume eingefaßt; das ist die Luft."

Als ich bald darauf mit meinem Vater spazieren ging, sah ich einen Wald, der wol fern genug sein konnte, um das daran zu sehen, was der Lehrer gesagt hatte. Aber obgleich schöner heller Himmel war, so konnte ich doch von dem blauen Saume nichts sehen. Ich fragte den Vater um Auskunft. „Dein Lehrer wird wol nicht Saum gesagt haben, mein Sohn, er hat den blauen Duft gemeint, der den ganzen da vor uns liegenden Wald einhüllt." Der Lehrer hatte aber wirklich

Saum gesagt; und da die Kinder — was von den Alten nicht genug beachtet wird — gewöhnlich Alles sehr buchstäblich nehmen, was sie hören, ich aber schon ein Bischen scharfes naturwissenschaftliches Unterscheidungsvermögen besitzen mochte, so war ich an dem Worte Saum hängen geblieben, um so mehr, da es ja das Wort eines Lehrers gewesen war.

Dies ist mir lange Zeit nicht aus dem Gedächtniß gekommen und ich kann es heute noch nicht vergessen. Damals fühlte ich nur, jetzt weiß ich: „daß nur der ein guter Lehrer ist, der scharf unterscheidet."

Ich will hier den pädagogischen Hinweis einschalten, wie nothwendig es daher für die Lehrer und Erzieher erscheint, diese Seite des kindlichen Geistes dadurch zu pflegen, daß sie in der Worteinkleidung ihrer Gedanken sich der strengsten Bestimmtheit des Ausdruckes befleißigen und eben so das Kind dazu anhalten.

Die genaue Betrachtung der tausendfältig verschiedenen Gestalten und übrigen Eigenschaften der Naturdinge trägt außerordentlich viel dazu bei, eine große Schärfe und Bestimmtheit der Bezeichnung in der Rede zu gewinnen. Und das ist wieder ein neuer Segen, den wir an der naturgeschichtlichen Schulbildung kennen lernen. Weil wir zu dieser sorgfältigen Betrachtung wenig oder nicht angehalten werden, leiden unsere beschreibenden Schilderungen nur zu oft an einer kläglichen Verwirrung und Undeutlichkeit, so daß der Hörer gewöhnlich gar nicht im Stande ist, dadurch ein halbwegs klares Bild von dem, was gemeint ist, zu gewinnen. Und das trägt sich natürlich um so mehr auf die schwierigeren Schilderungen abstrakter Begriffe über. Meine naturkundigen Freunde und Freundinnen werden sich erinnern, daß sie, wenn sie über ein von dem Frager anderwärts einmal gesehenes Thier oder Gewächs Auskunft geben sollten, oft nicht ent-

fernt errathen konnten, was mit der unklaren Schilderung gemeint sei, obschon vielleicht das Gemeinte etwas Alltägliches war.

Das Abzeichnen jener Steine, um wieder zu mir zurückzukehren, war es daher wahrscheinlich, was mich von vornherein zu einer Schärfe der Auffassung geleitet hatte.

Bei so beschaffenem Unterricht konnte übrigens ganz natürlich nicht die Rede davon sein, daß ich zu naturwissenschaftlichen Bestrebungen planmäßig hingeleitet worden wäre, was übrigens jetzt, nach 50 Jahren auf vielen deutschen Gymnasien noch ganz eben so sein wird. Nichts hätte also gehindert, daß ich mich in die theologische Laufbahn hineinlebte. Dennoch geschah dies nur äußerlich durch gedankenlose Angewöhnung an das blos äußerlich gesteckte Ziel, an den ohne ernste Prüfung gefaßten Beschluß.

Dem kaum vierzehnjährigen Quartaner starb i. J. 1821 der Vater und ich fiel mit drei jüngeren Geschwistern und einem armen angenommenen Pflegegeschwister der alleinigen Sorge der Mutter anheim, welcher aus der Hinterlassenschaft des Versorgers fast keine Hilfe erwuchs, denn diese bestand lediglich aus einer Kupferstich- und Gemäldesammlung, welche damals in der Zeit der Kriegserschöpfung kaum den zehnten Theil des Werthes hatte, den sie heute haben würde.

Es fehlte also mir jungem naturforscherlichen Pflänzchen, wenn ich anders ein solches bereits war, an jeder absichtsvollen Nahrung und Pflege, wenigstens von der Seite, von der diese hätte kommen müssen. Deswegen aber mangelte sie jedoch nicht ganz. Die Sommerferien verlebte ich mit Mutter und Geschwistern regelmäßig auf dem Gute des schon vorhin erwähnten Oheims. Der große Wirthschaftshof mit allerlei Federvieh, ein reicher, halbverwilderter Park der sehr großen herrschaftlichen Besitzung und ein schnelllaufender,

wenigstens nicht ganz unbedeutender Fluß, die Mulde, boten dem aufmerkenden Knaben Stoff in Menge, um sich zu beschäftigen.

In Nischwitz bei Wurzen (ich nannte ja das Gut schon) lernte ich zum erstenmale Buchen, die meiner Vaterstadt in weitem Umkreise fehlten, und zwar durch ihre schönen glatten Stämme unterscheiden, die mich einladeten, die Anfangsbuchstaben meines Namens einzuschneiden, was ich an einem Baume meiner Heimath, wenigstens so bequem wie es an jeder Buche anging, nicht hätte thun können.

Der Untergarten, so hieß der etwas tiefer gegen den Fluß gelegene Theil des herrschaftlichen Parkes, bot durch seine Vernachlässigung meinen Naturstreifereien eine unerschöpfliche Nahrung; denn nichts ladet so sehr zum Beobachten ein, als die Zeichen des sieghaften Vordringens der frei waltenden Natur in die wieder aufgegebenen Schöpfungen der Bodenkultur. Ein vielleicht schon Jahre lang unbeachtet gebliebenes tiefes und weites Erdloch, aus dem man früher einmal Erde oder Lehm gewonnen haben mochte, lockte den Herumstreifenden immer mächtig an, bis er es endlich nicht länger unterlassen konnte, einen Sprung hinunter zu wagen, doch nicht sicher wissend, ob er wieder werde herauskommen können. Ich empfand unten einen kleinen Schauer des Entdeckungsreisenden in ungastlicher Einöde, denn eine häßliche Kröte und fette Erdschnecken sah ich als von oben nicht bemerkte Insassen dieser feuchten kühlen Grube, über deren Rand ich nicht hinausblicken konnte und deren Wände ich mit einem grünen Sammt zarten Mooslebens überzogen fand. Der Schauer war jedoch bald überwunden und dafür ein Stückchen mehr Muth und neue Anregung gewonnen.

Zwischen zwei in der Zeit des Rokokostyls angelegten Badesalons, welche wie das ganze prächtige Schloß von dem

berüchtigten Grafen Brühl erbaut waren, und die kaum einmal des Jahres betreten wurden, fand ich unmittelbar am Flußufer die von der Verwitterung auseinander getriebenen Fugen der Steinplatten mit allerlei Pflanzen ausgefüttert und die fast nie berührte Sandsteinbrustwehr mit grauen und gelben Flechten überzogen. Ueberall die in ihr Recht zurückkehrende Natur und deren Werke, die ein nur halbwegs aufmerksames Auge nicht unbemerkt lassen kann.

Obwol mein Onkel für einen guten Landwirth galt, so strafte doch eine Stelle längs des breiten Fahrwegs am Wirthschaftshofe den guten Ruf Lügen, denn hier hatte sich durch die aus den Viehställen ablaufende Flüssigkeit ein übelriechender Sumpf gebildet, an dessen Rändern ein Kranz von ganz besonders üppigen und tiefgrünen Unkräutern aufgeschossen war, welcher nicht verfehlte, an die Düngerkraft zu denken, welche hier unbenützt verloren ging. Indem ich mich heute noch hieran erinnere, kann dies wol als ein Beweis dafür gelten, daß mein Blick schon damals auf solche Seiten des Naturlebens und seiner Erscheinungen gerichtet war. Andererseits gaben der Hühnerstall und die staubigen Winkel eines großen Wagenschuppens täglich Gelegenheit zu freilich nur spielenden Vogel-Studien, indem Federn aufgelesen und gesammelt wurden, wobei die Federn der Perlhühner und Puter als etwas Besonderes galten, über denen dann doch freilich eine Pfaufeder stand, welche dann und wann der prächtige Pfauhahn verloren hatte. Der alte „Bienenvater" Lukas, der Schulmeister des Ortes, nahm einigemal den mit einer Kappe wohlverwahrten Knaben mit in das Bienenhaus, und waren es auch nur staunende Blicke, die er in den wunderbaren Thierstaat thun konnte, so waren sie doch von einem mächtigen, nie wieder verschwundenen Eindruck begleitet, und nicht wenig vermehrte seine Achtung vor den fleißigen Thieren der Umstand, daß

Herr Lukas es wagen durfte ohne alle schützende Vorsicht mit den Bienen sich zu schaffen zu machen, sie ihn also offenbar kannten und als einen guten Freund zu betrachten schienen.

Kurz, hundertfältiges Sehen und Unterscheiden von Dingen, die ich zu Hause in der Stadt nicht hatte, beschäftigten meine Sinne und mein Sinnen unaufhörlich und pflegten so den in mir liegenden Keim.

Daß solche Ferienausflüge von Stadtkindern auf das Land keinen größeren Einfluß auf die Entwicklung der Anlage zur Naturbetrachtung ausüben, ist ein sprechender Beweis dafür, wie wenig unser Schulunterricht dazu angethan ist, diese Anlage zu wecken. Wenn dies aber bei mir der Fall, so war es keineswegs das Verdienst der Schule oder höchstens insofern nur mittelbar, als jene weggeworfenen Steine aus der Schule stammten, — und doch auch nur dann, wenn man in denselben wirklich die Grundsteine meines späteren Berufes erblicken darf.

Dennoch wäre vielleicht in der Dürre des damaligen Gymnasialunterrichts das junge Naturwissenschaftspflänzchen wieder verdorrt, wenn nicht ein Umstand eingetreten, welcher dies nicht nur verhinderte, sondern auch einen mächtig fördernden Einfluß ausübte.

Ich hatte einen Schulkameraden, welcher bei aller Charakterverschiedenheit doch geradehin den entscheidenden Ausschlag für meine Zukunft gab. Theodor Klett, ein Musterbild eines schönen schwarzäugigen und schwarzlockigen Knaben von fast orientalischem Gepräge, war das einzige Kind eines wohlhabenden Kaufmanns und daher der kleine Tyrann seines Vaters. Was in diesem, schnell zu meinem unzertrennlichen Genossen gewordenen Knaben den Eifer für Naturwissenschaft geweckt und zu einer alles andere Streben schnell über-

wuchernden Leidenschaft gesteigert hat, ist mir nicht mehr bekannt. Doch schien Theodors Vater selbst diesen Eifer in seinem Sohne erregt zu haben, denn ich erinnere mich, daß dieser aus der Hinterlassenschaft des Professors der Medicin Rosenmüller ihm eine bedeutende Anzahl der verschiedensten naturhistorischen Gegenstände kaufte. Jedenfalls war die Entwicklung zum kleinen Naturforscher, wie Theodor im dreizehnten Jahre, als wir uns fanden, bereits genannt werden konnte, schon so weit gediehen, daß über unsern unablässigen praktischen Beschäftigungen mit Naturgeschichte des Ausgangspunktes Theodors gar nicht mehr gedacht wurde.

Von jetzt an begann in mir der Widerstreit zwischen Humanismus und Realismus, um hier einmal diesen hergebrachten einfältigen Gegensatz zu brauchen. Bisher hatte ich noch mit leidlichem Fleiß dem Studium der alten Sprachen obgelegen, für die es mir auch nicht an Talent gebrach. Beides, Eifer und Talent, ging dem Andern vollständig ab; er kannte und dachte nichts Anderes als Naturgeschichte und man konnte es stets seinem leeren Blicke und unsicheren Tone anmerken, wie gründlich uninteressant ihm Lateinisch und Griechisch sei. Theodor und ich standen nun bis zum gemeinsamen Abgang zur Universität Ostern 1825 mit der ganzen Lehrerschaft fortwährend auf dem Kriegsfuße.

Wie hätten wir auch Zeit zu unsern Schularbeiten behalten sollen! Aus der Schule ging ich selten unmittelbar zu Hause, sondern in die dem Gymnasium ganz nahe gelegene Wohnung Theodors; und nichts konnte abenteuerlicher beschaffen sein, innen und außen, als das Häuschen des alten Klett. Ein Stock hoch und vier Fenster breit steckte es mit einem hohen spitzen Giebeldache zwischen seinen stattlichen Nachbarn, als sei es um eine zufällig übrig gebliebene Lücke auszufüllen dazwischen hineingeschoben worden und dabei etwas

aus Loth und Waage gekommen. Links der Hausthür war der kleine, aber recht einträgliche Dütchenkram, in welchem als erster und einziger Gehülfe neben einem Lehrjungen die, ebenso wie der Vater selbst zwerghaft verwachsene Tante Theodors waltete. Rose, die uralte Amme von Theodors längst verstorbener Mutter, war das Eins und Alles der häuslichen Obhut; „Tante Muthchen" dagegen war blos Kaufmann, aber daneben auch die gar ernst und klug sprechende Beschützerin der Liebhaberei ihres Theodor, in dem sie schon im Geiste einen großen Naturforscher sah. Eine finstere Treppe von kaum 14—16 Stufen führte in das Stübchen Theodors, in welchem bereits die vierzehnjährigen Knaben bequem die beräucherte Decke erreichen konnten. Und wie sah dieses Stübchen aus! Pflanzenpackete, Schüsseln mit Wasser, in welchem Schnecken und Muscheln lebten oder Algen grünten, bestäubte Mineralien, eine Pflanzenpresse und blecherne Botanisirbüchse ließen kaum einige Geviertellen Raum für einen Tisch und ein paar Stühle; und in diesem Chaos trieben sich Sallustius Crispus, Ovidius Naso und die übrigen Gymnasienbücher, nantes in gurgite vasto (im wirren Haufen schwimmend), herum, die natürlich bei jedem Schulbesuch erst mühsam gesucht werden mußten und dann, wenigstens in den meisten Fällen, auch glücklich gefunden wurden.

Die Wohlhabenheit seines Vaters hatte Theodor schon frühzeitig mit den nöthigen naturwissenschaftlichen Büchern ausgestattet, ein Vorzug, den ich bitter entbehrte, fast mehr noch als den, daß jener mehrmals weitere Ferienreisen, einmal nach Marburg in Kurhessen machen konnte, von denen er reich beladen heimkehrte.

Eines Tages brachte Theodor das erste eben erschienene Heft von Reichenbachs „Iconographia botanica" mit in

die Schule. Unter der Bank heimlich blätterte ich eifrig darin und — welch freudiger Schrecken! — ich fand darin das treue Abbild der Polygala uliginosa Rchb., deren klassischer Fundort, eine Moorwiese an dem allen Botanikern bekannten Bienitz unweit der Stadt, das oftmals besuchte Strebziel unserer „Excursionen" gewesen. Soweit waren die nun zu Sekundanern aufgerückten Freunde bereits gediehen, daß sie den Zauber kannten, der darin liegt, eine „neue Art", d. h. eine erst neuerlich erkannte und benannte Art am „klassischen Fundorte" zu sammeln. Hier sah ich die erstmalige Abbildung dieses überaus zierlichen Pflänzchens, und das Heft des beginnenden (und seitdem immer noch heftweise forterscheinenden) Buches übte einen so gewaltigen Zauber auf mich aus, daß ich in der Zwischenstunde in die nächste Buchhandlung lief und das Buch kaufte. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, sondern ein großes Räthsel, woher ich dazu das Geld genommen hatte, und jedenfalls war der Tadel verdient, welchen Theodor wegen des unnöthigen Kaufes aussprach.

Damals war es noch fraglich, ob ich mich mehr der Zoologie oder der Botanik zuwenden werde. Von diesem Tage war dies für die Botanik entschieden, und viele Jahre lang hat mich später die kritische Auseinandersetzung der deutschen Polygala-Arten beschäftigt, obgleich eine beabsichtigte Veröffentlichung meiner Forschung nicht zur Ausführung gekommen ist. Im Jahre 1829 neckte mich, wie wir später hören werden, diese schöne Pflanzengattung noch einmal.

Zum Leidwesen der Gymnasiallehrer verleitete Theodor auch noch andere Mitschüler, so daß die Liebe und Lust zur Naturwissenschaft sich in dem Zeitraume, in welchem sein Einfluß sich geltend machte, auf dem Gymnasium gleichsam an-

steckend sich verbreitete. Außer mir sind aus dieser Frist noch vier andere Naturforscher von demselben Gymnasium hervorgegangen, welche einen bedeutenden Namen erlangt haben, und zwar Hermann Eberhard Richter, bis zum Dresdner Maiaufstande Professor an der chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden; Prof. Karl Ernst Bock in Leipzig; Friedrich Franke, Professor der chirurgischen Klinik in Leipzig († 1859) und Louis Petermann, Professor der Botanik in Leipzig († 1852). Theodor ist leider nicht unter ihnen, da er noch als Student starb. Doch lebte er lange genug, um mit Richter zusammen eine Flora seiner Vaterstadt herauszugeben und die Diplome mehrerer gelehrten Gesellschaften zu erhalten.

Wir sahen vorhin, wie wenigstens zunächst die kleine Polygala uliginosa bei mir für Botanik entscheidend ward. Aber eben blos zunächst, denn später mußte dieselbe in meiner amtlichen Laufbahn zehn volle Jahre lang gegen die Zoologie in den Hintergrund treten. Wenn dies durch Umstände, welche die Leser später kennen lernen werden, bedingt war, so wurden gleichwol auch für den zoologischen Zeitraum meines Naturforscherberufs schon in Tertia die Grundsteine gelegt.

Im Jahre 1821 gab Carl Pfeiffer (bekanntlich ein Bankier in Kassel) den ersten Band seiner „Systematischen Anordnung und Beschreibung deutscher Land- und Süßwasser-Schnecken“ heraus, welches Buch für Deutschland als die Grundlage des bis dahin noch sehr vernachlässigten Studiums dieser Thiere angesehen werden kann. Theodor erfreute sich bald des Besitzes desselben und nun ging es an ein gemeinsames Schnecken- und Muscheln-Sammeln, so daß zwischen Botanik und „Schneckologie“, wie wir scherzend die Wissenschaft der schmucklosen Land- und Süßwasser-Weichthiere

nannten, bald ein ähnliches Verhältniß wie zwischen Ebbe und Fluth eintrat.*)

Von den vorhin genannten Mitschülern war Petermann zwar ebenfalls ein eifriger Theilnehmer der botanischen Studien, aber ein Verächter der Schneckologie. Dies stimmte vollkommen mit dem viel ruhigeren und stetigeren, schon damals übergründlichen Wesen des jungen Menschen, der noch viel ärmer als ich war. Er blieb noch lange über die Gymnasialzeit hinaus der treue Gehilfe Theodors bei der Anordnung und Instandhaltung von dessen Sammlungen; dafür wurde er aber auch fast wie ein Sohn von dessen Vater gehalten.

Hier darf nicht unerwähnt bleiben, daß neben diesem ernsten, wenn auch den Lehrern äußerst mißliebigen Treiben in dieser jungen naturwissenschaftlichen Gesellschaft ein heiterer Kindersinn sich ungewöhnlich lange erhielt. Es wird wol nicht gefehlt sein, wenn wir hier Beides nicht durch ein Obgleich, sondern durch ein Ebendeswegen in Verbindung bringen. Wer hätte es diesen großen Burschen angesehen, wenn sie halbe Nachmittage lang auf der „Vogelwiese" und am „Kuhthurm" mancherlei echte Knabenkurzweil trieben, daß wenigstens ein Paar davon ihre Ilias und den Horaz tadellos innehatten, was namentlich von dem Jüngsten, einem Bruder des oben genannten Professor Franke galt, der zwar an dem naturwissenschaftlichen Treiben nur äußerlich Theil nahm, aber der stete Begleiter der Uebrigen war und von Allen wegen seines munteren Wesens und seines sprudelnden Witzes geliebt war.

Vor allen Rohheiten blieben die Freunde bewahrt,

---

*) Damals konnte ich noch nicht ahnen, daß ich selbst an die Stelle dieses bahnbrechenden Buches mein eigenes setzen werde, von welchem Leunis („Synopsis des Thierreiches") sagt: es ist das Hauptwerk über deutsche Mollusken.

dagegen Kinder blieben sie lange, ja die noch Lebenden, von denen ich nur den verdienten Hermann Schultze-Delitzsch nenne, von ihnen sind es in gewissem Sinne noch heute, noch mit grauen Haaren. —

Daß inzwischen das drohende theologische Fragezeichen immer näher an mich heranrückte, merkte ich kaum. Ich lebte so recht eigentlich in den von Blumen umblühten Tag hinein, und als ich im Jahre 1824 auch die Mutter verloren hatte, wurde ich vollends mein eigener Herr, oder vielleicht richtiger mein eigener Sklave. Freier Mittagstisch reihum bei Verwandten, ein halber Thaler wöchentliches Taschengeld, und was ich außerdem durch Lehrbriefschreiben und Abschreiben von Heften noch dazu verdiente, das waren die Hilfsmittel für mein genügsames und doch immer lustiges Leben.

Von Sekunda an klopften zum Ueberfluß auch noch die eckigen hebräischen Buchstaben an meinen Hirnschädel. Ich galt einmal für einen zukünftigen Theologen, also frisch hinein in die hebräische Stunde. Zum Glück lag dem Lehrer selbst äußerst wenig daran, wenn seine Schüler viel gelernt hätten, weil er selbst seinen jedesmaligen Stundenlehrbedarf erst mühselig sich zurecht machen mußte; und es ging mit mir dasselbe vor, was Seume von dem Rektor Martini desselben Gymnasiums ungefähr 50 Jahre früher mittheilt, da er, wie dieser „nicht höflich war und doch nicht grob sein wollte" und mich mit der Frage in die hebräische Stunde aufnahm: „wir verstehen wol noch gar nichts von dem Hebräischen?" Natürlich kam ich über katal, katla, katalta, katalt nicht weit hinaus, was mir aber in meinem ganzen Leben keinen Kummer gemacht hat, selbst in den Semestern des theologischen Studienthums nicht, wo ich wie vorahnend die Gottesgelahrtheit wie Etwas betrachtete, was zuletzt doch keine Macht über mich behalten werde.

So kam Ostern d. J. 1825, in welchem ich zur Universität übergehen sollte.

Was hatte ich denn nun eigentlich bis dahin gelernt? Ich stand — im besten Falle — inmitten des Lateinischen, so daß ich mich frei darin bewegen konnte; zu dem Griechischen hatte ich die Propyläen noch nicht überschritten; von alter Geschichte und Geographie — von neuer war natürlich niemals die Rede — verstand ich so viel, als man etwa durch das Hineingucken in die Fenster von dem Innern eines Gebäudes kennen lernt; Mathematik war in den beiden obersten Klassen das Stiefkind des Klassicismus gewesen; Französisch, Zeichnen und Gesang die Zielscheibe des Pennalismus; von einem gesunden philosophischen Unterricht war keine Rede; in Naturwissenschaft hatte ich mich selbst unterrichtet. Das war Alles.

Ich selbst hielt mich durchaus nicht für „maturus“, obschon ich es wol nicht viel weniger war, als alle übrigen Abiturienten. Ich wußte eben nur, von nun an wirst du ein Student sein, das Uebrige wird sich finden. In mir fühlte ich aber Etwas sich dehnen, was ich mir nur als ein unklares Bewußtsein der Befähigung zu ernsten Studien deuten konnte. Der Umgang mit der Natur hatte mir eine gewisse Frische und einen fast Leichtsinn zu nennenden leichten Sinn gegeben, der mit Keckheit dem vielgestaltigen Leben entgegen zu gehen entschlossen war. War es mir doch, als ahnte oder fühlte ich, daß ich aus den eingesammelten naturwissenschaftlichen Körnern mir wol bald „mein Brot“ werde erwerben können.

Ich schied aus dem Gymnasium, ohne daß damals wie je Undankbarkeit mein Fehler gewesen wäre, kalt und ohne Regung, denn das Bischen Halt, den ich in mir fühlte, verdankte ich, das empfand ich auf das bestimmteste, weniger dem Gymnasium, als den naturwissenschaftlichen Bestrebungen. Erst

viel später lernte ich begreifen, welchen Schatz ich aus dem Gymnasium mitgenommen hatte; bei äußerst wenigem thatsächlichen Wissen doch Gewandtheit im geistigen Arbeiten überhaupt. Dazu kommt freilich noch als weiterer Gewinn das Latein und Griechisch, welches doch mehr als ausreichend war, für die naturgeschichtliche Namengebung und Beschreibungskunst. —

Es blieb bei der Theologie. Wenn mein Vormund und ein Oheim, der mir das vorhin erwähnte Taschengeld von einem halben Thaler gewährte, den Uebertritt zum Studium der Medicin entschieden als „zu theuer" hintertrieben hätten, so würde es dessen kaum bedurft haben, um mich davon abzuhalten, den Weg meines inneren Berufes von jetzt an einzuschlagen. Der theologische Gedanke steckte einmal in mir. Ja, im ersten Universitätsjahre dachte ich nur selten an meine liebe Naturwissenschaft, denn — ich hatte einen Theologen zum „Stubenburschen" und dieser hatte einen ganzen Anhang von Theologen neben sich. Die Wahl des Stubenburschen war aber keine freiwillige gewesen, denn es war so von den Verwandten bestimmt worden. — Kurz, es blieb bei der heiligen Theologie. —

Uebrigens darf ich nicht sagen, daß ich wirklich Theologie studirt habe, obgleich ich wenigstens ein Kolleg über Kirchengeschichte bei einem durch seine Freisinnigkeit berühmten Manne, dem kernhaften Tzschirner, und eins über Dogmengeschichte ganz durchgehört. Aber gerade diese beiden Kollegien waren ihrem Inhalte nach dazu angethan, die damalige (und nicht minder die heutige) Theologie einem jungen Manne zu verleiden, der eben eigentlich noch gar nichts weiter gelernt hatte oder wenigstens zunächst zu nichts anderem Beruf und Neigung fühlte, als selbstständig zu denken und zu urtheilen, während

dies von der herkömmlichen Theologie doch nahezu ausgeschlossen ist.

Es ist mir jetzt, an der Schwelle des Greisenalters noch unvergessen, in welch' geistloses studentisches Treiben ich damals hineingerissen wurde, obgleich ich für dessen erste Hälfte mich nicht begeistern konnte, nämlich dafür: eisernen Fleiß auf die Aneignung eines künstlichen Aufbaues von Dogmen zu verwenden, und wenn dann das Tagespensum heruntergearbeitet war, mit den theologischen Kumpanen zu der Karte zu greifen und bei Bier und Tabak den letzten Rest des Gedankens an die Berufsstudien zu beseitigen. Indem ich allerdings an dieser zweiten Hälfte des Tageswerks meist theilnahm, so brauchte ich solche Gedanken nicht auszutreiben, denn ich hatte sie durchaus nicht immer gehabt. Das wurde mir — nein, es wurde mir nicht klar — aber es dämmerte in mir auf, daß das Studium meiner Freunde kein Plätzchen in ihren Herzen habe, sondern eben eine rein äußerliche Berufstagelöhnerei war.

Am schlimmsten erging es mir mit der Philosophie. Da ich von dem Gymnasium dafür mit keiner Grundlage entlassen worden war, so kam mir der Vortrag des Professors Krug, der obendrein eine große Trockenheit und Starrheit in seiner Persönlichkeit wie im Vortrage besaß, ungenießbar vor, und nach Verlauf eines Monats war ich für mein ganzes Leben zum letztenmale in einer philosophischen Vorlesung gewesen. Andere werden besser beurtheilen können, als ich selbst, ob diese Lücke in meiner geistigen Ausstattung meinen literarischen Arbeiten sehr anzumerken sei. Um Alles in der Welt aber will ich nicht, daß irgend ein junger Mann etwa hierin mich zum Muster nehme.

Die sinnlich wahrnehmbaren Naturgesetze, der in ihnen überall liegende ursachliche Zusammenhang der Erscheinungen und das daraus hervorleuchtende oberste Gesetz der inneren

Nothwendigkeit, das sind die Grundzüge der Philosophie geworden, die ich mir nach und nach zurecht gelegt habe.

Duldung und Nachgiebigkeit, wenn es sich nicht gerade um die von den Verhältnissen gebotene Verfechtung eines obersten Grundsatzes handelt, bildeten einen Grundzug in meinem Charakter, und so duldete ich nicht nur, sondern ließ es mir auch ganz ruhig gefallen, daß mein täglicher Genossen-Umgang völlig unempfänglich für naturgeschichtliche Dinge war. Es ist mir in dieser Beziehung blos ein oftmals gehörter Ausruf eines meiner Freunde unvergeßlich geblieben, wenn ich doch dann und wann diesem irgend eine interessante naturwissenschaftliche Erscheinung schilderte. „Nee!" ein — tölpelhaftes, blos stummes Staunen ausdrückendes Gassenbuben-Nee, wie das Nein in Leipzig oft ausgesprochen wird — das war Alles, was ich diesem Stocktheologen entlocken konnte.

So war die Universitätszeit für mich eine sehr inhaltsleere, wenigstens nahm ich, als ich nach dritthalb Jahren die Universität verließ, äußerst wenig wirkliches Wissen mit. Der persönlichen Bekanntschaft mit dem zweiten Professor der Botanik verdankte ich es, daß ich ein Kollegium über medicinische Botanik und ein zweites über die kryptogamischen Gewächse hören konnte, weil er mir das Honorar erließ. Dies sind aber auch die beiden einzigen naturwissenschaftlichen Vorlesungen, die ich überhaupt gehört habe.

Ich betone dies hiermit im Interesse meiner Leser und auch meiner Leserinnen mit allem Nachdruck. Die Naturwissenschaft ist deshalb eine echte Wissenschaft, weil sie von der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung ausgeht und also voraussetzungslos ist. In einer zusammenhängenden Reihe naturwissenschaftlicher Vorträge ist es platterdings unmöglich, daß der Vortragende Etwas von sich aus, d. h. außer dem

Zusammenhang mit dem Naturganzen einschiebe, oder bei seinen Zuhörern voraussetze, es sei denn eine jedem gesunden Auffassungsvermögen zu eigen gewordene sinnliche Wahrnehmung oder eine nothwendig vorausgegangene Grundwissenschaft. So wie er in der Reihe seiner Lehren eine Lücke läßt, ist die ganze Reihe nichts. Naturwissenschaftliche Vorträge werden daher entweder verstanden oder nicht verstanden, nicht aber können sie mißverstanden werden, weil sie wie ihr Gegenstand, die Natur, ein organisch gegliedertes Ganzes bilden, in und an welchem ein Glied das andere mit Nothwendigkeit bedingt. Der naturwissenschaftliche Lehrer — er sei denn Einer von jenen, die Erfahrung und Beobachtung verachtenden Naturphilosophen traurigen Andenkens — hat nichts Persönliches in seinen Vortrag zu mischen, er hat es stets nur mit dem Gegenstande zu thun, wie sich dieser als der jedesmalige Endpunkt einer Reihe von bedingenden Erscheinungen und Gesetzen darstellt. Wie ganz anders ist dies z. B. in der handwerksmäßigen Theologie, die großentheils auf unerweisbaren, dem persönlichen Urtheil des Vortragenden oder seines Systems anheimfallenden Voraussetzungen beruht und welche ebenso leicht mißverstanden wie nicht verstanden werden können. Theologie kann darum nicht wol zum Privatstudium gemacht werden. Ein theologischer Autodidakt würde niemals die eine wahre theologische Wissenschaft, sondern nur die seinige in sich tragen, — weil es jene gar nicht giebt. Es giebt auf den Lehrstühlen der Universitäten kaum eine theologische Wissenschaft, wie sie aus innerer Nothwendigkeit sein muß, sondern nur eine solche, wie man — Kirche und Staat — will, daß sie sein soll. Selbstverständlich legt sich jeder akademische Lehrer sein theologisches System zurecht, wie dazu die Geistes-, Wissens- und Charakter-Bedingungen in ihm liegen. Daher die ganz widernatürliche Erscheinung, daß ganze Hochschulen oder einzelne

Lehrer derselben nach einer langen Stufenleiter der verschiedensten Grade von krasser Orthodoxie bis zu entschiedenem Freisinn klassificirt werden können.

Der naturwissenschaftliche Autodidakt oder Selbstlehrer gewinnt genau dieselbe Naturwissenschaft wie jeder berufsmäßige Lehrer derselben und jeder von einem solchen Unterrichtete. Die Naturwissenschaft ist, wie sie nach ewigen Gesetzen sein muß. Niemand — höchstens ein Urban VIII. — kann sagen, sie soll so sein. Sie ist nur eine, und darum ist sie, und sie ist, indem sie thatsächlichen Inhalt hat, und ist darum eine echte Wissenschaft, und eine echte Wissenschaft ist doch wol nur die, welche — wir beabsichtigen keinen Wortwitz — wahres Wissen schafft, was die dogmatische Theologie nicht kann und nie können wird.

Es ist lächerlich, auch nur daran zu denken, daß es einem reaktionären Naturforscher einfallen könnte, die Chemie des vorigen Jahrhunderts oder die Lehre von der Drehung der Sonne um die Erde*) wieder auf den Thron setzen zu wollen. Die Theologie aber fährt auf den Lehrstühlen und Kanzeln aller Jahrhunderte herum und holt längst Abgethanes wieder an das Tageslicht, und — darf dies mit Erfolg thun!! Sie beruht aber, um dies zu können, eben nur auf persönlichen Lehrmeinungen der Professoren und Priester und derer, denen sie dienen. Ist das Wissenschaft?

Welch greller Unterschied zwischen diesen Beiden, doch zu Gunsten der Naturwissenschaft! Diese beruht auf wirklichem Wissen, an dem sich nicht deuteln läßt, und die Vermehrung oder Aenderung dieses Wissens geschieht nicht durch willkürliches Dazu-

*) Wie Letzteres gleichwol der Herr Superintendent Dr. A. Frantz in Sangerhausen i. J. 1858 that. D. Verf.

Desgl. der Herr Pastor Knaak in Berlin in neuester Zeit. D. H.

oder Davonthun, durch Erdenken und Erträumen, sondern durch das Hinzufinden von dem Standpunkte des Vorhandenen aus. Und an diesem Hinzufinden kann sich Jeder betheiligen, der das Vorhandene kennt, und er darf, gleichviel ob Laie oder Fachmann, sicher sein, daß sein neuer Fund anerkannt werden wird, wenn er sich an das Vorhandene als ein Erwiesenes anschließt. Darum ist die Naturwissenschaft von Haus aus „populär", also im vollsten und schönsten Sinne volksthümlich.

Diese Seite der Natnrwissenschaft hat auf meinen späteren Beruf einen mächtigen Einfluß gehabt. Ich war nur Selbstlehrer (Autodidakt), wie es jeder meiner Leser sein kann; und Jedermann könnte es daher soweit bringen, als ich, nämlich zu einem von den Fachmännern für ebenbürtig anerkannten Forscher und Gelehrten.

Die Naturwissenschaft wird es zuletzt auch sein, welche die Zunftschranke des Universitätenthums bricht.

II. Die ersten Versuche im wahren Berufe.

Mitten in diesem fast nur in Aeußerlichkeiten aufgehenden Studententreiben, das aus den Hörsälen auch oft genug auf den Tanz- und Fechtboden führte, fehlte es allerdings nicht an dem Wetterleuchten des am fernen Horizonte stehenden naturhistorischen Gewitters, welches bestimmt zu sein schien, heraufzuziehen und die drückende Atmosphäre von meinem haltlosen und verfehlten Studententhum zu reinigen und zu erfrischen. Hierzu gehört es, daß mir in meinem zweiten Studentenjahre der botanische Unterricht übertragen wurde, welchen die sämmtlichen Apotheker der Stadt ihren Lehrlingen gemeinsam geben ließen. Das war freilich geradezu ein schlecht angefaßter und mißlungener Versuch zu nennen.

Der Unterricht bestand darin, daß die in zwei Trupps getheilten Schüler während der milden Jahreszeit Sonntags abwechselnd hinausgeführt wurden, um Pflanzen zu sammeln. Apotheker sind keine gewöhnlichen Menschenkinder, denn sie leben unter anderen Einflüssen. In den pharmaceutischen Räumen, in ihren Kleidern, ihrem Haar setzt sich die ganze Woche über die ätherische Quintessenz von tausend nervenbetäubenden Gerüchen fest, so daß man einen Apotheker, wenn er in seinem Amtskleide über die Straße läuft, wol schon

hundert Schritt weit riechen kann. Kamen nun diese einbalsamirten Burschen Sonntags hinaus in die frische reine Luft, so konnte man sich doch nur darüber freuen, daß sie zunächst keine höhere Aufgabe kannten, als sich durch die goldige Morgenluft desinficiren zu lassen, indem sie diesem wohlthätigen Vorgang mit Jubeln und Springen wacker zu Hilfe kamen. Das Ende vom Liede war dann immer die Einkehr in ein Gasthaus, daran rings um die Stadt kein Mangel war, und gewöhnlich brachte dann Jeder einen selbsterfundenen Schnaps in einem Medicinfläschchen zum Vorschein als pharmakologische Privatstudie. Zu häuslichem Unterricht mochten die Lehrherren von der kostbaren Zeit, außer diesen Sonntagsausflügen höchstens nur eine ganz frühe Morgenstunde abtreten, in welcher Lehrer und Schüler oft noch gar nicht einmal ordentlich ausgeschlafen hatten.

So waren denn die „Excursionen“ allerdings eine beiden Theilen recht angenehme Ergötzlichkeit, die Stunden im Hause aber eine ziemlich verdrießliche Zugabe. Jedenfalls hatte ich mich nicht darüber zu beschweren, als man mich nach einem Jahre wieder entließ. Dieses botanische Lehrerthum hatte jedoch den Nutzen, daß es wieder einige Rührigkeit in mein naturwissenschaftliches Streben und mich mit einem berühmten Botaniker in Briefwechsel gebracht hatte, der später den Ausschlag für meine ganze Zukunft gab.

Jetzt aber fing mir doch nachgerade um meine Zukunft etwas zu bangen an. Theolog war ich nur dem Namen nach, und außerdem war ich vor der Hand gar nichts. Das Triennium näherte sich aber allgemach seinem Ende. Meine Verwandten ließen mich vollständig gewähren, weil sie gerade nichts Schlechtes über mich erfuhren und eine hohe Meinung von meinem geistigen Vermögen zu haben schienen. Selbst mein sonst sehr strenger Vormund kümmerte sich wenig um

mich und glaubte vielleicht, es stehe um seines Mündels Theologie sehr gut. Ich bekam auch einen Beweis davon, indem der Vormund dem Mündel selbst Anlaß gab zu seiner ersten und einzigen theologischen Amtsthätigkeit. Der Vormund war gestrenger amtführender Obermeister der Schornsteinfeger-Innung. Zwei von seinen „Jungen", von den schwarzen nämlich, sollten Ostern d. J. 1827 eingesegnet werden, und da war ich auserkoren, ihnen den Konfirmandenunterricht zu ertheilen. Da saß ich denn wöchentlich zweimal Abends in dem durch Decken geschützten Zimmer und predigte zwei kleinen leibhaftigen Teufelchen, die wie alle Ihresgleichen Jeder noch einen Schelm im Nacken hatten, die Grundsätze des Christenthums: mein einziges aber gewiß nicht geringes Verdienst um die Theologie. Bis zum „Pauken", so nannte man damals das Predigen, habe ich es nicht gebracht, obgleich alle meine Freunde bald dem, bald jenem Landgeistlichen einmal seine schwere Sonntagsarbeit abnahmen. Ich würde ohne Zweifel eben so gut wie sie eine probemäßige Predigt zu Stande gebracht haben, aber mein guter Genius schien mir zu sagen: was deines Amts nicht ist, da laß' deinen Vorwitz. Und meines Amts — wenn man damit den inneren Beruf meint — war Theologie offenbar durchaus nicht.

Wenn ich ehrlich sein soll, und das will ich, so darf ich in der flüchtigen Skizze meines Studententhums nicht unerwähnt lassen, daß mir ein Zwiespalt mit dem studentischen Begriff von Ehre nicht erspart bleiben durfte. Gerade die nachfolgende kleine Begebenheit zeigt recht deutlich, wie empfindlich diese ist und wie schwer es daher sein wird, das Duelliren der Studenten auszurotten, wenn es überhaupt möglich sein wird, ja, wenn es rathsam ist, denn dieses ist mir wenigstens noch nicht ganz zweifellos. Von einem lustigen

Weinfrühstück zurückkehrend, welches meinen Kopf ohne Zweifel etwas erhitzt haben mochte, ging ich nichts destoweniger um 11 Uhr in das Kolleg des Herrn Professor Illgen über Dogmengeschichte. Vor mir klebte auf der Tafel der Name eines Studenten, der in einer frühen Nachmittagsstunde diesen Platz inne hatte. Er lautete Meerbach, woraus ich in meiner tollen Laune in den Diktirpausen Schmeerbauch machte. Nachmittags, als ich wieder zu meiner nüchternen Besonnenheit zurückgekehrt war, eile ich in einer unbesetzten Stunde in den Hörsaal, um meinen dummen Witz zu beseitigen; finde aber bereits am Rande des Zettels: „Der Verunstalter meines Namens hat einen dummen Jungen sitzen" und die Wohnungsangabe. Ich wußte gewiß, daß Niemand, am allerwenigsten M. selbst, wisse, daß ich oder wer sonst der Betroffene sei, und da ich natürlich nicht entfernt die Absicht der Beleidigung des mir persönlich Unbekannten gehabt hatte, so beschloß ich für den ersten Augenblick die Sache auf sich beruhen zu lassen und riß den Namenzettel ab. Dieser Beschluß hatte aber einen kurzen Bestand. Wieder hinunter auf die Straße gekommen war es mir, als müsse jeder Student, dem ich begegnete, wissen, daß ich „einen dummen Jungen sitzen habe". Sofort ging ich zu dem Senior der Verbindung, zu der ich mich hielt, und schickte ihn zu M., um die Sache auf Grund ihres wahren Verhaltes entweder beizulegen oder im andern Falle ihn zu fordern. Ich war gar nicht der Kerl dazu, weder kräftig noch ein guter Schläger und es war mir schon im voraus für mein glattes Theologengesicht bange. Aber es ließ mir dennoch keine Ruhe, bis mein Freund seinen Kartellgang angetreten hatte. Er kam nach einer Stunde mit der Beilegung zurück. Es sind seitdem fast 40 Jahre vergangen, aber ich kann mich immer noch nicht so recht mit innerer Zustimmung ob jener Geschichte verdammen, die mir vielleicht sehr schlecht

hätte bekommen können, wenn M. darauf bestanden, wirklich „loszugehen“. Es ist mindestens keine so leicht zu nehmende Aufgabe, über das Studentenduell das Urtheil zu sprechen; ich halte es vielmehr für eine sehr wichtige Frage der gesellschaftlichen Psychologie, und wenn das Urtheil zuletzt doch verdammend wird eintreten müssen, so muß unsere Gymnasialbildung ganz andere Grundsteine legen als sie es jetzt thut, und die Universitätsverfassung muß eine ganz andere werden als sie es jetzt ist. — Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu meiner theologischen Tragikomödie zurück, vor deren Schlußverlauf wir stehen.

Eines Tages begegnete ich einem meiner theologischen Freunde, einem Typus der theologischen Studenten, wie damals die meisten waren. Blaß, verkommen, dürftig, aber in seiner Art kenntnißreich und fleißig, und natürlich ein leidenschaftlicher Solospieler und Raucher. Schon von weitem rief er mir lachend entgegen: „hast Du Lust eine schola collecta zu übernehmen?“

Er mochte schwerlich ahnen, daß diese zwar ernstlich gemeinte aber lachend ausgesprochene Frage wie Donnerton an mein Inneres schlug. Das, vor dem ich mich bisher vielleicht gefürchtet hatte, an eine Zukunftsentscheidung zu denken, jetzt stand es wie ein mit einer Keule bewaffneter Kerl vor mir und heischte das baare Geld eines Entschlusses.

Lange zögern und grübeln über einen von mir mit innerer Berechtigung geforderten Entschluß, ist nie meine Schwäche gewesen und ist es auch noch nicht. Denselben Tag noch ging ich zu dem Privatschuldirektor Kirchhof, welcher mit der Auswahl unter den sich Meldenden beauftragt war, um mich vorzustellen und die näheren Bedingungen zu hören. Es hatten sich Viele gemeldet, aber ich war der Auserkorene und schon nach wenigen Tagen saß ich auf der vorsündfluthlichen

Postkarre, um mich in dem thüringschen Städtchen Weida besehen zu lassen.

Ich hatte auf der Reise, die sich damals noch auf zwei Tage ausdehnte, während sie jetzt in fünf bis sechs Stunden zu machen ist, hinlänglich Zeit und Veranlassung über meinen Schritt nachzudenken, der nothwendig meine ganze Zukunft in eine feste Bahn zu leiten bestimmt schien. Ich fand Gelegenheit, in mir eine mir selbst noch unbekannte Seite meines Charakters kennen zu lernen, nämlich Verzichtleistung, denn diese schien mir damals noch dazu zu gehören, die Laufbahn des sogenannten Fachgelehrten aufzugeben und mich mit der eines Lehrers zu begnügen. Später habe ich freilich und je älter ich wurde desto mehr eingesehen, daß der Beruf des Volkslehrers kein niederer ist, sondern mit den für die höchsten geltenden in die Schranken treten darf. Aber immerhin hatte ich höher hinaus gewollt.

Freilich hatte ich hierauf schon deshalb keinen Anspruch, weil ich seit der Abgangsprüfung keinerlei Universitätsprüfung gemacht, und in keinem Fache die vorgeschriebenen, bei den Prüfungen zu belegenden, Vorlesungen vollständig gehört hatte. Ich mußte mir also eingestehen, daß ich im Grunde genommen eine durchaus verfehlte Lebensstellung einnahm, die mir nur durch absonderlich günstige Umstände oder durch eine aus mir selbst heraus zu Tage tretende Tüchtigkeit besser gestaltet werden konnte. Wenn hinterher die ersteren in besonders hohem Grade eintraten, und vielleicht auch die letztere sich einigermaßen zeigte, so hatte ich doch wenigstens damals auf erstere zu bauen keinen vernünftigen Grund. Ich sah aber bald ein, daß mir zunächst nichts Anderes übrig blieb, als eben das Ziel, dem mich die Postkutsche entgegenzauderte. Dabei kam es mir zu statten, daß es eben langsam genug ging, um aus den am Wege blühenden Pflanzen ersehen zu können, daß ich

mich je näher ich meinem Ziele kam, desto mehr in dem Bereiche einer von der heimathlichen verschiedenen Pflanzenwelt befinde. Dies konnte nicht verfehlen, meine Gedanken von der augenblicklichen Lebensfrage auf meine alte Lieblingswissenschaft zu lenken und dadurch mich aufzuheitern.

In Weida angekommen, zeigte ich meine noch außerordentlich jugendlich aussehende Person und deu Empfehlungsbrief des Herrn Direktor Kirchhof bei dem Manne vor, der im Namen der übrigen Eltern die Angelegenheit in der Hand hatte. Dies war ein angesehener Fabrikant, ein Mann von einer ungewöhnlichen Bildung und von einer höchst liebenswürdigen Art des Umgangs. Der gute Empfang, der mir von Seiten dieses Mannes und der übrigen Betheiligten zu Theil wurde, und fast eben so sehr die reizende, überaus romantische Lage des Ortes, von naturwissenschaftlich viel versprechendem Charakter, mußten in mir die wohlthuende Ueberzeugung hervorrufen, daß ich für meine Lage das große Loos gezogen habe. Beide Theile wurden schnell mit einander einig und nach kurzer Zeit war ich in meiner neuen Stellung heimisch, nachdem ich meine Siebensachen aus meiner Vaterstadt nachgeholt hatte.

Nun lehrerte ich frisch darauf los, wobei ich freilich in manchen Fächern immer vor der Stunde mit Hilfe eines guten Buches selbst erst mein eigener Lehrer sein mußte. Das docendo discimus habe ich damals — was freilich nie anders geworden ist und bei Niemand anders ist und sein soll — im buchstäblichsten Sinne und in nachdrücklichster Weise erfahren.

Die kleine betriebsame Stadt Weida wird durch ein Flüßchen gleiches Namens in eine Alt- und in eine Neustadthälfte getheilt und ist fast ringsum von hohen zum Theil schroffen und steilen Felsen eingeengt, auf deren einem, der

Hain genannt, ein umfängliches modernes Schloß, mit einem uralten höchst eigenthümlich gestalteten, aber noch ganz wohlerhaltenen Thurme thront.

Die zwei und ein halb Jahre, welche ich in Weida verlebte, sind nicht nur die genußreichsten, sondern auch die lehrreichsten meines Lebens gewesen, denn hier genoß ich in einem trauten Freundeskreise und in einer reizenden reichen Natur der Freuden viele, und hier reifte ich allmälig zu der Stellung heran, die mir das Schicksal beschieden hatte, nicht das blinde Schicksal, sondern die lange Reihe auf einander folgender Beziehungen, die bei jenem Steinhaufen im Schulhofe anhob. Auch auf den Erfolg meiner Lehrerwirksamkeit darf ich jetzt mit Befriedigung zurückblicken, da alle meine Schüler und Schülerinnen, welche auf meine Führung eingingen und während meines Wirkens in dem angemessenen Alter standen, tüchtige Menschen geworden sind. —

Die nächsten freien Nachmittage überzeugten mich davon, daß die Flora von Weida sehr reich an Seltenheiten war, und dieselbe zog mich daher so gewaltig an, daß die Botanik mit aller Macht wieder Besitz von mir und fast alle meine freie Zeit in Anspruch nahm.

Nichts ist mehr im Stande, naturwissenschaftliches Streben, wenn es sich zunächst auch nur auf Sammeln beschränkt, zu beleben, als der Uebergang aus einer ärmeren in eine reiche, oder wenigstens in eine solche Gegend, welche andere Thiere, andere Pflanzen darbietet als die, in welcher wir früher heimisch waren. Bisher hatte ich fast nur die Flora der vollkommensten Ebene kennen gelernt, wo ich kaum andere Steine zu sehen bekam, als die des Feldes; hier befand ich mich in einer vollkommenen Gebirgsflora, wenigstens in einer submontanen (nach dem pflanzengeographischen Kunstausdrucke), und vielfach starrten mir entweder nackte und schroffe Fels-

wände entgegen, oder es luden mich Waldhöhen ein, in ihrem Schooße mich mit der ganz anderen Pflanzenwelt bekannt zu machen, als ich sie bisher in Leipzigs Auenwäldern kennen gelernt hatte.

Der Naturforscher genießt da Freuden, welche Andere nicht kennen, ja nur zu oft belächeln, wenn sie Jenen über den Fund einer seltnen Pflanze hocherfreut sehen. Das sind eben deshalb meist „stille Freuden" im buchstäblichen Sinne, weil der Naturforscher gewöhnlich nicht nur keine Mitfreude bei Anderen, sondern im Gegentheil oft Spott oder doch mitleidiges Lächeln findet. Dieser Umstand ist ohne Zweifel der Grund zu dem innigen Aneinanderschließen der Naturforscher, einer Art von Schutz- und Trutzbündniß gegen die abstoßende Kälte der Welt, zu dem freigebigen Verkehr unter einander, der in der Mittheilung glücklicher Funde eben so den Geber wie den Empfänger befriedigt.

Um diese Zeit gründete ein berühmter Botaniker, der Professor L. Reichenbach in Dresden, die Herausgabe einer Flora von Deutschland in getrockneten Exemplaren, woran ich lebhaft mich betheiligte durch Einliefern der Seltenheiten der Flora von Weida. Und wieder erschien dabei als botanischer Faden in meiner Berufsanbahnung die in dieser Beziehung schon gerühmte Gattung Polygala. Oftmals hatte ich mit Theodor die Flora meiner Vaterstadt durchsucht, um die schöne P. comosa zu finden, die ihr Entdecker Schkuhr daselbst zuerst aufgefunden hatte; aber leider ganz vergeblich. Wie groß war also meine Freude, als ich sie in Menge bei Weida auf einer trocknen Bergwiese fand.

Es war aber wiederum dieselbe Gattung, welche mich auch zum Entdecker weihete. Schon oft hatte ich von dem malerischen Elsterthale und zwar von dem Theile desselben unweit Elsterberg gehört, welcher wegen seiner felsigen Ufer

das Steinicht heißt. Ein Besuch daselbst sollte mir zum glücklichsten meines jungen Naturforscherlebens werden.

An einem schönen Junisonntage machte ich mich schon am frühen Morgen auf, denn es stand mir bis in das Elsterthal ein langer und heißer Tagemarsch bevor.

Der Weg führte mich, nachdem ich bereits zwei Stunden von Weida entfernt war, über eine Moorwiese, welche natürlich durch den bekannten nur ihr eigenthümlichen Pflanzenreichthum mich lange Zeit fesselte. Da standen sie alle, die meist niedrigen und zierlichen Moorpflanzen zwischen Torf- und anderen Moosen weich gebettet: Vignea pulicaris, Drosera rotundifolia, Oxycoccos palustris und andere. Plötzlich begegnete ich auf einer recht moosigen Stelle in Unzahl einer Polygala, welche mir die Frage entgegenzurufen schien: „sag, wer bin ich?" Athemlos und mit starrem Blick — die nicht naturforschenden unter meinen Lesern werden vielleicht darüber lachen — betrachte ich das überaus zierliche Pflänzchen, welches seine reich verästelten fadendünnen Zweige über den Moosteppich hinlagert und das zarte Würzelchen kaum tief nur in das feuchte reine Moosgeflecht einsenkt, ohne den tieferen schwarzen Moorgrund zu erreichen.

Ich hatte eine neue Pflanze vor mir, wenigstens eine, die bis vor kurzer Zeit, das wußte ich gewiß, noch in keinem Buche beschrieben zu finden war. Meine Freude war unendlich groß. Auf der weiten Fläche des deutschen Vaterlandes, ja, der ganzen Erde stand ich jetzt, so durfte ich glauben, auf der kleinen Stelle, wo diese Pflanze allein wächst und bis heute hier, oder wenn sie sich auch noch anderwärts finden sollte, doch gegenwärtig noch von dem sonst so sehr scharfblickenden Auge der Wissenschaft übersehen worden war.

Ich behielt in meiner Botanisirbüchse kaum noch für andere Pflanzen Platz, die ich noch zu finden erwarten durfte,

denn ich konnte nicht aufhören, den schönen Findling aufzunehmen, der zum Glück klein genug war, um nicht viel Platz zu brauchen.

Im Weiterwandern achtete ich natürlich ganz besonders auf die übrigen verwandten Polygala-Arten, um mich vollends sicher zu überzeugen, daß meine Entdeckung sich bestimmt von ihnen unterscheide, um als eine neue Art aufgestellt werden zu können. Es blieb mir zu meiner Freude auch nicht der leiseste Zweifel darüber.

Neben dieser wichtigen Entdeckung, die mich schier in den eigenen Augen fast als einen kleinen Humboldt erscheinen ließ, achtete ich es fast gering, daß ich hinterher im Steinicht bei Elsterberg noch zwei Pflanzen fand, Melampyrum silvaticum und Echinospermum deflexum, welche damals noch zu den größten Seltenheiten der deutschen Flora gehörten.

Damals hatte ich in Weida noch keinen einzigen Theilnehmer meiner botanischen Freuden; erst im letzten Jahre meines Dortseins gewann ich einen solchen in dem Gehilfen in der Apotheke. Ich mußte also mein Glück über jenen Fund vor der Hand in mir verschließen, bis die Exemplare getrocknet waren. Dann schickte ich davon an den vorhin erwähnten Herausgeber der „Flora germanica exsiccata“ mit einer kunstgerechten Diagnose, in welcher ich die unterscheidenden Kennzeichen scharf hervorhob. Ich war in dem Briefe so vorsichtig, mein Pflanzenkindlein nicht gleich zu taufen, sondern schrieb meinem Freunde und Gönner nur, er möge die Pflanze in meinem Namen P. intermedia benennen, falls sie in der Zeit, seit welcher ich außer Zusammenhang mit der Wissenschaft lebe, noch nicht bereits anderweit entdeckt worden sein sollte. O, daß Letzteres doch nicht der Fall sein möchte! Denn es ist doch nichts ärgerlicher, als der Nachentdecker eines Anderen zu sein, den der plumpe Zufall viel-

leicht nur um einige Wochen früher zu der Entdeckung führte. Mit Ungeduld erwartete ich daher die Antwort. Endlich kam sie und sie lautete: daß die gefundene Pflanze natürlich mit keiner der bisher bekannten Polygalen eins, daß sie neu sei, daß sie aber — leider vor wenigen Wochen bereits von Weihe in Westphalen entdeckt und P. serpillifolia benannt worden sei. Ich Armer war also nur um eine „Pferdekopflänge“ zu spät am Ziele angelangt! Das betrübte mich tief, und es tröstete mich auch das socios habuisse malorum (Genossen im Unglück haben) nicht vollkommen über meinen Unstern, denn sonderbarer Weise wurde es bald nachher kund, daß ganz kurz vor Weihe die Pflanze auch von Wenderoth bei Kassel gefunden und P. depressa genannt worden war, welcher Name nun als der erstgegebene von der Wissenschaft an- und aufgenommen worden ist. Ja es war, als wenn damals den Botanikern für diese Pflanze mit einemmale die Augen aufgegangen seien, denn um dieselbe Zeit hatte sie Schimper in Baden gefunden und P. badensis genannt.

So geht es in der Naturwissenschaft garnicht selten, und es hat dann immer Einer oder wie hier Einige das Nachsehen. Ich verschmerzte übrigens rasch meinen Kummer darüber und fand bald reichlichen Ersatz in einigen kritischen Arbeiten und Berichten über die Flora von Weida, welche in der Regensburger botanischen Zeitung Aufnahme fanden. Nur dadurch, daß die scientia amabilis, wie J. J. Rousseau die Pflanzenkunde nennt, sich gerade durch die Polygalen-Neckerei meiner ganz bemächtigte, ist es zu erklären, daß ich in der langen Zeit in Weida meiner alten „schneckologischen“ Bestrebungen nicht ein einzigesmal gedachte, obgleich die Gegend hier weit und breit fast mehr noch als für die Pflanzen die reichste Ausbeute bietet.

Hier muß ich übrigens ein nicht minder als diese zoo-

logische Vernachlässigung auffallendes Geständniß hervorheben, welches mit meinen späteren Ansichten vom Jugendunterricht im auffallendsten Widerspruch steht, das nämlich, daß ich bei dem Unterricht nur wenig naturwissenschaftliches Element einmischte. Dies ist nur dadurch zu erklären, daß ich eben weder fachmäßig zum Lehrer gebildet worden war, noch auch selbst bereits tiefer über die Wichtigkeit der naturwissenschaftlichen Begründung des Jugendunterrichts nachgedacht hatte. Freilich würde ich auch als fachmäßig gebildeter Jugenderzieher ohne Zweifel vielleicht noch weniger als heutzutage naturwissenschaftlich befähigt gewesen sein, obgleich man damals wenigstens die pfäffische Unterdrückung des naturgeschichtlichen Unterrichts der Neuzeit noch nicht kannte, wie überhaupt die Muckerei und der Pietismus noch keine Macht hatten.

Ich war eben ein naiver, ein fast kindlicher Naturalist, der unbefangen seine eigenen Wege ging, und darum auch gar nicht daran gedacht hatte, daß seine Schule mit der Kirche etwas zu thun habe. Der Herr Superintendent G. belehrte mich jedoch eines Anderen; er ließ mich eines Tages vor sich bescheiden und kanzelte mich tüchtig darüber herunter, daß ich ihm als seinem Vorgesetzten den schuldigen Besuch nicht gemacht habe. Zum Glück begnügte sich der Theolog mit dieser Zurechtweisung des Pädagogen und ließ diesen im Weiteren ungehudelt. Vielleicht wurde die Sammelschule, ohne daß ich es erfuhr, von ihren Patronen gegen pfäffische Uebergriffe vertheidigt.

Die Leitung einer Sammelschule in einer kleinen Stadt ist ohne Zweifel für einen jungen Mann eine ausgezeichnete Gelegenheit, Lebenserfahrungen zu machen und sich selbst für das Leben zu bilden. Voraussichtlich werden immer die in ihren Kindern Betheiligten verschiedenen Lebensstellungen an-

gehören und zum Theil mit einander vielleicht nichts weiter gemein haben, als eben die Unterrichtung ihrer Kinder; gleichwol werden sie in der kleinen Stadt einander kennen und auch im gesellschaftlichen Verkehr mit einander in vielfache Berührung kommen. Hierin liegen einige Hindeutungen auf die Umsicht, die der Leiter der Sammelschule zu beobachten hat, wenn er den Obliegenheiten seines Berufes und seinem eigenen Interesse gerecht werden, wenn er nicht der Spielball widerstreitender Sippschaften werden oder zum Aerger der übrigen einer derselben anhängen will. Zwischen diesen Klippen hindurchzusteuern, ohne daß die Geradheit des Charakters und die Selbstständigkeit des Urtheilens und Handelns Schiffbruch leidet, ist keine leichte Aufgabe.

Hatte ich nun auch in meiner Stellung hinsichtlich dieser Verhältnisse nicht eben zu klagen, so zeigten diese doch wenigstens so viel Besonderes, daß ich nicht gerade in ein zu gemächliches Michgehenlassen verfallen konnte, was meiner Charakterbildung sehr wenig förderlich gewesen sein würde. Die Eltern meiner Schüler waren gesellschaftlich zum Theil so ungleich gestellt, daß z. B. der als Hofrath betitelte sehr stolze Vorstand und der Sporteleinnehmer des Justizamtes in meiner Schule es sich neben einander gefallen lassen mußten. Ich nun nahm meine Stellung weniger inmitten dieser ungleichen Gesellschaft der Brotherrn als in einem jugendlichen Kreise, der zum größten Theil aus jungen Kaufleuten und Beamten bestand, und mischte mich unter jene nur so weit, als man mich zu sich heranzog oder die Schulangelegenheiten es erforderten. Daß ich dennoch bei den Eltern meiner Kinder schnell eine geachtete und begehrte Person wurde, verdankte ich ohne Zweifel hauptsächlich meinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, welche stets ein gewisses Uebergewicht in dem geselligen Verkehr gewähren. Es ist geradehin eine sehr be-

merkenswerthe Thatsache zu nennen, daß man fast überall noch keineswegs den nöthigen Werth auf die Erlangung natürlichen Wissens legt, dieses aber bei Andern dadurch anerkennt, ja sogar gewissermaßen überschätzt, daß man ihnen auch in Dingen ein größeres Maaß von Urtheil und Wissen zutraut, die nicht oder wenigstens nicht unmittelbar in das Bereich der Naturwissenschaft gehören. Ist das nicht eigentlich ein Widerspruch?

Ich kann nicht umhin, diese Erscheinung, für welche ich in meinem langjährigen Lebensverkehr mit den verschiedensten Menschenklassen und an vielen Orten Hunderte von Belegen erhalten habe, mit besonderem Nachdruck zu betonen. Vielleicht scheint es meinen Lesern auch, wie es mir dünken will, daß diese Erscheinung darauf hindeutet, daß eine allgemeine richtigere Werthschätzung naturgeschichtlicher Jugendbildung nahe bevorsteht. Unsere Zeit ist mehr als jede frühere darauf hingewiesen, den Ursachen der Dinge und dem aus den sich darbietenden Mitteln zu gewinnenden größtmöglichen Nutzen nachzustreben. Das muß mit Nothwendigkeit zu der Entdeckung führen, daß ein tieferes Kennen der Natur — ich nehme hier das Wort t i e f e r nur im Vergleich zu der völligen Seichtheit, die jetzt noch herrschend ist — überhaupt zu einer größeren Tiefe des Erkenntnißvermögens führt. Daraus wird wiederum als schließliche Nutzanwendung nothwendig folgen, daß man den naturgeschichtlichen Unterricht als ein allgemeines Bildungsmittel des Urtheils, der Verstandesschärfe, der Erfindungskraft erkennen und schätzen lernt. Ich habe unzähligemal erlebt, daß man in gemeinsamen Gesprächen über irgend eine dem praktischen Leben angehörende Frage, über welche man unter sich nicht einig werden konnte, meine Entscheidung oder wenigstens meinen Ausspruch anrief; nicht etwa deshalb weil man mir ein schärferes Urtheilsvermögen zutraute, sondern

aus keinem andern Grunde als dem, daß man blos so ins Blaue hinein vermuthete, die Streitfrage möge wol auch ihre geheime naturwissenschaftliche Seite haben, von der aus sie mir zugänglicher sei als ihnen. Wie anders als auf diese oder ähnliche Weise sollte man sich es denn erklären, daß ein Naturforscher überall in den Kreisen des Volkes — die blasirten „Salons“ und aristokratischen „Harmonien“ nehme ich natürlich aus — eine gesuchte Person ist. Das ist diesem freilich eben so sehr eine mit Freuden ergriffene Gelegenheit, Wissen zu verbreiten, wie es dem nicht Charakterfesten ein gefährliches Eitelkeitsfutter und eine Versuchung ist, durch halbwahre Auskunft mangelndes Wissen zu bemänteln und dadurch Unheil anzurichten.

So viel ist nicht hinwegzuleugnen, daß ein Naturkundiger — ich meine damit keineswegs die professionirten — in seinem Wissen einen Zauberstab besitzt, mit dem er besser als der gewandteste Konversationstausendkünstler den Quell der Unterhaltung aus dem dürren Felsen der Salonmuster hervorsprudeln lassen kann, wenn es ihm einmal darauf ankommt, hier seine Macht zu zeigen und den Teufel der gähnenden Langeweile auszutreiben.

Nach so langer Zeit ist es mir allerdings nicht mehr genau erinnerlich, um so weniger als ich hierüber erst viel später nachdenken lernte, wie sehr ich es meiner naturforscherlichen Seite zu danken hatte, daß ich in den Familien aller meiner „Principale“ gern gesehen war, und daß meine Schüler und Schülerinnen mit großer Liebe an mir hingen.

Nächstdem war es mein Zeichnertalent, welches mich ebensowol befähigte, meinen Unterricht um ein gewöhnlich fehlendes Element zu bereichern, als auch z. B. der löblichen Schützengilde mich durch einen lebensgroßen Türken nützlich zu machen, welcher der damaligen griechenfreundlichen Wuth

derselben als Ibrahim Pascha zur Zielscheibe diente und der jetzt noch im Schießhause zu Weida von hundert Kugeln durchbohrt Zeugniß von dem dienstfertigen Pinsel des „Herrn Kandidaten“ ablegt.

Meine Weida'sche Zeit schien nicht dazu angethan, zu meiner bürgerlichen Erziehung und Charakterbildung viel beitragen zu können. Dazu lag das kleine Städtchen damals zu entfernt vom großen Treiben des Völkerlebens und es war überhaupt jene ganze Zeit leer an großen Ereignissen, wenigstens in Deutschland, welche meine Aufmerksamkeit über den engen gemüthlichen Kreis meines tagtäglich gleichen Umganges hinaus in weitere Kreise hätten lenken können. Ich weiß überhaupt nicht, wie ich den bildenden Einfluß dieser Jahre auf mich anschlagen soll; noch weniger wage ich, mir einen sehr bedeutenden Antheil an dem zuzuschreiben, was meine Schüler später sittlich, geistig und an Charakter geworden sind, denn ich bin es der Wahrheit schuldig, einzugestehen, daß mir mein Lehramt nicht immer so am Herzen lag, wie es sein sollte, einmal weil ich nur Dilettant darin, und dann weil ich in einen Umgangskreis gerathen war, in dem ich mir selber und Andern gefiel, der sich also vielleicht zum Nachtheil meines Berufes zu sehr geltend gemacht hat. Zum Glück für mich wurde mir darin keinerlei Versuchung zum Unrechten und Gemeinen, wie ich überhaupt eine Art von Unterlassungssünde begehen würde, wenn ich hier nicht erwähnen wollte, daß damals — wie es jetzt ist, weiß ich nicht — Weida ein Muster einer lebensfrohen, gewerbfleißigen und achtungswerthen kleinen Landstadt war, in welcher die Vornehmen und Bürger zwar auch von einander geschieden lebten, aber ohne die jämmerliche Ausschließung, die ich anderswo nur zu bald kennen lernen sollte. Trotz der Kleinheit meiner Weida'schen Beziehungen glaube ich mich doch bei reiflicher Erwägung zu der Meinung

bekennen zu müssen, daß ein solches Leben, wie ich es in Weida fast drei Jahre lang gelebt habe, für einen sich selbst überlassenen jungen Mann meiner Stellung wenn auch nicht einen unmittelbar bildenden Einfluß haben mag, aber doch in sofern eine Schule der Selbsterziehung ist, weil er sich aufmerksamer überwachen muß, da er von allen Andern gesehen und beurtheilt wird.

Wenn man die Jugendjahre gehaltlose nennen dürfte, aus welchen sich keine einzige intime Beziehung auf das Alter fortgeführt hat, so könnte ich allerdings jene Zeit, die ich als Hauslehrer in Weida verlebte, wol so nennen, denn es ist mir keine solche Beziehung geblieben, selbst mit keinem meiner Schüler oder Schülerinnen. Dennoch gereicht dieses gegenseitige Einanderaufgeben keinem von beiden Theilen — ich glaube dies versichern zu dürfen — zum Vorwurf und es ist auch wol die ausgesprochene Voraussetzung nicht zutreffend. Beruf und räumlicher Abstand entführte mich von Weida nach damaligen Verkehrsverhältnissen so urplötzlich und so weit hinweg, daß es schien, als müßten alle geknüpften Fäden zerreißen, was jedoch nicht verhindert hat, daß ich nach 33 Jahren bei einem kurzen Besuche in Weida doch noch einige Fädchen unzerrissen sah, wobei ich auch meinen vorhin erwähnten Türken im Schützenhause in Ehren wiederfand.

Der strenge Winter vom Jahre 1829 zum Jahre 1830, der dritte, sollte der letzte sein, den ich in dem lustigen Weida verlebte, denn unter den abenteuerlichsten Umständen nahte sich die endgültige Lösung meines Schicksals.

Durch eine längere wissenschaftliche Reise, welche mein bereits mehrfach erwähnter Freund und Gönner, Professor L. Reichenbach in Dresden gemacht hatte, war unser botanischer Verkehr unterbrochen und auch ein ganzes Jahr lang nicht wieder angeknüpft worden. Reichenbach hatte einen

Bruder in Leipzig, der zugleich ein Jugendfreund von mir war. Eines Tages geht dieser an dem Postgebäude vorüber und bemerkt in dem Kasten für unbestellbare Briefe einen Brief an mich mit der Bezeichnung als Doktor der Medizin, und zugleich erkennt mein Freund in der Adresse seines eigenen Bruders Handschrift. Er klärt den Postbeamten über den Weg auf, den der Brief einzuschlagen habe, um in die Hand des vermeintlichen Doktors zu gelangen. Als ich ihn erhalten und gelesen hatte, war es mir noch viel wirrer zu Muthe als damals, wie mir mein Freund die schola collecta an den Kopf geworfen hatte.

Erstens setzte der Brief als selbstverständlich voraus, daß ich inzwischen Doktor geworden und in meine Vaterstadt zurückgekehrt sein müsse, weil, was ich mit Lachen nun erst erfuhr, mich der Briefschreiber meiner eifrigen botanischen Studien wegen für einen Mediziner gehalten hatte. Aber der Inhalt des Briefes selbst war nun erst ganz dazu angethan, meinen Kopf zu verdrehen: er trug mir die Professur der Zoologie an einer berühmten höheren Lehranstalt*) meines engeren Vaterlandes (damals freilich gab es im Bewußtsein der Deutschen das weitere noch gar nicht) an, und zwar mit solcher Dringlichkeit, daß bereits der Entwurf zu einem Bewerbungsschreiben beilag. Das ging freilich um Chimborazohöhe über jenen Antrag der Schulstelle hinaus. Wer weiß, ob ich in bescheidener Selbstkenntniß den Antrag nicht vielleicht kurz und bestimmt von der Hand gewiesen haben würde, hätte ich in jenem Briefe nicht eine Stelle gefunden, welche mich ermuthigte und die dadurch wol der Leitstern meiner Zukunft gewesen ist.

Die Stelle besagte ungefähr: ich weiß recht wol, daß

---

*) Akademie für Forst- und Landwirthe in Tharand.

Sie nicht Zoolog sind; wer sich aber so gründlich und so wissenschaftlich mit der Botanik beschäftigt hat, der arbeitet sich schnell so weit in die Zoologie hinein, als es für den Unterricht auf der Anstalt erforderlich ist. Man hat mich beauftragt eine geeignete Persönlichkeit zu bezeichnen und ich habe Sie vorgeschlagen.

Ich wußte nun meinerseits ebensowol, daß die mir gewordene Empfehlung zufolge des Einflusses des Empfehlenden auf eine hohe Person eine beinahe unwiderstehliche Macht für sich hatte. Das ausgesprochene Urtheil meines Gönners mußte ich im Wesentlichen als richtig anerkennen; es kam also nur darauf an, ob ich mir die Kraft zutraue, das in mich gesetzte Vertrauen, daß ich dieses Urtheil zu einer Wahrheit machen werde, zu rechtfertigen. Ganz fremd war mir ja die Zoologie übrigens auch nicht, obgleich Schnecken und Muscheln am wenigsten zu den Thieren gehören, die auf dem Lehrplan jener Anstalt stehen.

Nach ernster Selbstprüfung, die ich aber in einigen inhaltschweren Stunden abmachen mußte, schickte ich das abgeschriebene Bewerbungsschreiben an meinen Gönner zur Einreichung ab, hatte aber bald nachher Gelegenheit, zu meiner Freude wahrzunehmen, wie gänzlich frei von jedem Aberglauben an Vorbedeutung ich war, indem ich nicht einmal erschrak, als ich nach wenigen Tagen mein Schreiben zurückerhielt, weil ich in demselben — das Datum vergessen hatte. Ich verbesserte die Sünde gegen den heiligen Geist des Kurialstyls und das nun folgende Schreiben war eine Einladung nach der Residenz zur persönlichen Vorstellung.

Auf dem kürzesten Wege und ohne meine Vaterstadt zu berühren, reiste ich im März des Jahres 1830 dahin und lernte gleich im Beginn oder vielmehr noch vor Beginn meiner

Staatsdiener-Laufbahn die diplomatischen Winkelzüge der Regierungskunst kennen. Der damals in Sachsen allmächtige Minister — der freilich im September desselben Jahres seine Allmacht verlor — der Graf Einsiedel wollte die Stelle für einen Günstling haben, obgleich dieser alles Andere, nur nicht Naturforscher war. Wiewol die Lehranstalt nicht zum Geschäftsbereich dieses Ministers gehörte, so wagte es der Ressort-Minister dennoch nicht, seinem mächtigen Herrn Kollegen auf geradem Wege zuwider zu sein, er mußte also den krummen einschlagen, d. h. das bisherige Einkommen der Stelle wurde so stark verringert und derselben obendrein noch der Titel Professor genommen, so daß der Günstling des Allmächtigen dieselbe nun nicht mochte. Das nannte man eben damals Staatsverwaltung. Ob Aehnliches jetzt auch noch vorkommt, geht uns hier nichts an. Ich nahm den beschnittenen Dukaten für voll an und der Herr Minister gab mir im Vertrauen die tröstliche Aussicht, daß die fehlenden „As“ in einigen Jahren zugelegt werden sollten. Aber der Mensch denkt — der Sturmwind lenkt; derselbe Sturm, der den allmächtigen Minister von seinem Posten vertrieb, blies auch den anderen herunter.

Ich war aber viel zu glücklich über das meinen Neigungen so ganz entsprechende Lehramt, als daß mir diese unsaubere Geschichte viel Kummer gemacht hätte. Ich schwelgte in der Zukunft, von der mir die Zimmer meines Freundes und Gönners ein glänzendes Bild vormalten, denn ich sah in ihnen zum erstenmale die reiche Ausstattung eines Naturforschers von Fach, und ein solcher zu werden hatte ich ja nun doch gegründete Hoffnung.

Um diese Hoffnung in Erfüllung gehen zu machen, mußte ich, was mir ziemlich sauer ankam, in der Residenz etwa ein

halbes Dutzend von Staatsvisiten bei solchen Personen machen, von denen die Ernennung mehr oder weniger abhing, darunter auch bei dem Allmächtigen. Im Grunde genommen verstanden nur zwei der Herren etwas von der Frage, über die sie mit entscheiden sollten, und gerade diese beiden waren die humansten und artigsten. Das ist ja aber gewöhnlich so. Der Allmächtige schien nur von dem Respekt vor der gewichtigen Empfehlung, von welcher ich getragen wurde, abgehalten zu sein, das ganze Gewicht seiner Macht zermalmend auf mich niederfallen zu lassen, was meinerseits durch ein wie gelegentlich unter dem Arm getragenes — Gesangbuch sicher bedeutend zu mildern gewesen sein würde. Es hatte mir aber Niemand diesen Wink gegeben, und ich würde ihn auch gewiß und wahrhaftig nicht befolgt haben; denn bis auf den heutigen Tag hasse ich nichts bitterer, als fromme Heuchelei, namentlich bei hochgestellten Personen, bei denen sie fast immer die Absicht von Geistesunterjochung im Hintergrunde hat; während ich aufrichtige, wenn auch noch so geistesbeschränkte Frömmigkeit mir geduldig gefallen lasse, selbst an meinen Freunden, wenn sie nur kein Aufsehen damit machen wollen. Das geschieht freilich in den meisten Fällen. Es kommt nicht selten im gesellschaftlichen Leben vor, daß Fromme — schlimm genug, daß dieses schöne Wort zu einer zelotischen Parteibezeichnung geworden ist — nicht nur Proselyten machen wollen, sondern auch sich ein besonderes Verdienst aus ihrer Gläubigkeit und diese Andern zur Pflicht machen. In solchen Fällen pflegte ich von je, und thue es noch, kurz und bündig zu erwidern: Pflicht gegen Andere ist nur das, wodurch ich Andern nütze und verboten nur, wodurch ich Andern schade; durch Glauben oder Nichtglauben nütze und schade ich Andern nicht. Also laßt mich mit eurer Gläubigkeit in Ruhe.

Doch, um wieder zum Faden unserer Erzählung zurück-

zukehren, die Frömmigkeitsprobe blieb mir erlassen und ist mir auch hinterher in der ganzen langen Zeit meiner Amtsführung niemals nahe getreten, weil das Frommthun mit dem frommen Minister vorerst aus der Mode kam.

Mit den verheißungsvollsten Versprechungen reiste ich von der Residenz nach dem reizend gelegenen Städtchen Tharand, wo ich zeigen sollte, zunächst mir selbst, daß ich Kraft und Eifer in mir trage, aus Botanik Zoologie zu machen. Meine künftigen Kollegen nahmen, Einen ausgenommen, den so nachdrücklich Empfohlenen freundlich auf und ich hatte sogleich Gelegenheit, den Kreis kennen zu lernen, in welchem ich mich künftig bewegen sollte. Da nämlich mein Besuch auf einen Sonntag gefallen war, so führte mich der Direktor der Lehranstalt, der berühmte Heinrich Cotta Abends in der „Erholung" ein, denn natürlich bestand auch hier diese Form des Strebens, oft genug mit ziemlicher Selbstqual und Selbsttäuschung, sich und Andere zu vergnügen. Aus der Art und Weise, wie ich mich hier vorgestellt und empfangen sah, konnte ich zu meiner Freude abnehmen, daß über meine Anstellung bereits so gut wie entschieden und dem Direktor davon Kunde geworden sein müsse. Die ganze Gesellschaft schien bereits ebenso unterrichtet zu sein, denn man beachtete den Gast nicht wie einen gewöhnlichen Fremdling, sondern wie Einen, an dem man ein betheiligtes Interesse nimmt.

Dies hatte für mich, dem damals noch das kecke Selbstgenügen fehlte, etwas Peinliches. Besonders musterten meine zukünftigen Zuhörer mich mit scharfen Blicken, hinter denen die verschiedensten Gedanken lauerten. Manchem glaubte ich es ansehen zu können, daß er sich sagte: „das junge Bürschchen soll unser Professor werden? Der ist ja am Ende jünger als ich?" Das konnte auch ganz gut sein; und der Fünfund-

zwanzigjährige erschien noch dazu kaum als ein Zwanzigjähriger.

Im Gespräch mit einem Manne, der sich mir gleich näher anschloß und der mir später Freund geworden ist, erfuhr ich, welche verhängnißvolle Rolle die Theologie, wenn auch nur der Form nach, auf dieser Anstalt spiele. Zwei der Professoren waren „verdorbene Theologen“, und auch mein Vorgänger war nicht ein verdorbener, sondern gar ein Professor der Theologie gewesen, dem die unselige Aufgabe, eine Wissenschaft lehren zu müssen, von welcher er durchaus nichts verstanden hatte, zuletzt den Geist störte. Nun war ich wieder so ein verdorbener Theolog! Der Vorwurf, wenn ein solcher daraus hergeleitet werden kann, trifft aber nur hinsichtlich der letzten Beiden die Regierung, denn die ersten Beiden waren aus der Zeit vor 1816 mit herübergenommen, da die Anstalt erst an den Staat überging, nachdem sie seit dem Jahre 1811 Privatanstalt des Direktors gewesen war.

Einen solchen Vorwurf darf man aber gegen mich wol kaum erheben, denn warum sollte auf dem gelehrten Gebiete die Zunftschranke aufrecht erhalten werden, nachdem sie auf dem gewerblichen überall niedergerissen wird? Es würde leicht sein, in allen Landen eine große Anzahl berühmter Naturforscher aufzuzählen, welche ihr Wissen nicht zunftmäßig auf einer Universität erlangt haben. Ist es nicht schon ein Beweis zu Gunsten der unzünftigen Naturforscher, daß man es ihnen nachher nicht mehr abmerkt, daß sie eben unzünftigen Ursprunges sind? Uebrigens liegt zwischen meinem und meiner Kollegen Fällen und der Gegenwart mehr als ein Menschenalter und in dieser Zeit hat sich auch hier vieles geändert; namentlich auch das, daß der angehende Naturforscher sowol auf der Universität, als in der Literatur jetzt reichlichere Hilfs-

mittel findet, sich für alle möglichen Einzelnfächer der Naturwissenschaft auszubilden*).

Wir müssen uns hier unwillkürlich an den Ausspruch erinnern: „die Naturwissenschaft ist von Haus aus populär." Da es keine naturwissenschaftlichen Ketzereien, wie theologische und vielleicht selbst juristische, giebt, so hat eine anstellende Behörde auch keine Veranlassung, den Bewerber darauf zu prüfen, was bekanntlich in den genannten anderen Fächern so weit gehen kann, daß man den Universitätsbesuch beschränkt und mindestens durch ein Staatsexamen sich vor ketzerischem Unheil zu decken sucht.

Und wenn es auch immerhin naturgeschichtliche Ketzereien giebt**), so ist doch keiner dieser sich bekämpfenden Gegensätze in

---

*) In neuerer Zeit ist in Deutschland ein Fall vorgekommen, welcher es verdient, bei dieser Gelegenheit in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt zu werden. Ich meine die Berufung des Dr. Wilhelm Hofmeister in Leipzig auf den Lehrstuhl der Botanik an der Heidelberger Hochschule. Jeder Botaniker kennt die zahlreichen ausgezeichneten Arbeiten Hofmeisters, namentlich auf dem Felde der Entwickelungsgeschichte der Gewächse. Seine Arbeiten sind klassisch und erwarben ihm schon vor Jahren das Ehrendoktor-Diplom der Hochschule Rostock. Trotz der allgemein anerkannten wissenschaftlichen Tüchtigkeit Hofmeisters mag nichtsdestoweniger hier und da der Professorenzopf sehr bedenklich gewackelt haben, als jener, der gar nicht studirt, sondern nur auf einer Realschule seine Bildung erhalten hat, zum ordentlichen Professor ernannt wurde. Bis dahin konnte man ihn täglich in dem Laden des bekannten Musikalien-Geschäfts Friedrich Hofmeister in Leipzig treffen, dessen Mitbesitzer er ist, wo er gleich allen Andern die Geschäftsstunden pünktlich einhielt. Trotzdem, daß Dr. W. Hofmeister der Berufung in jeder Hinsicht vollkommen würdig war, bleibt es bei unseren starren Universitätsformen immerhin ein Ereigniß von Bedeutung, daß die badische Regierung es wagte, in die uralten Ringmauern, mit denen sich die deutschen Hochschulen umgürten, Bresche zu legen.

**) Wie z. B. die Streitpunkte für und wider Centralfeuer, Darwins Lehre, Karl Vogts Affen-Theorie u. dgl.

staatlich anerkanntem Vorrecht, sondern der eine bezüchtigt den anderen mit gleichem Recht oder Unrecht der Ketzerei, und — wie es freilich auch in andern Fächern sein sollte! — der Staat überläßt es ihnen, den Kampf hierüber zwischen sich auszumachen, und zwar nicht unter entscheidendem Vorsitz der Gewalt, sondern der Wissenschaft. —

Ohne freilich mich damals schon solchen Erwägungen hinzugeben, griff ich zu und betrat dabei Anfangs mehr als Schüler denn als Lehrer die Stellung, die mir das Vertrauen anwies, welches in andern Fällen sich schmerzlich vermissen läßt.

Nach Weida zurückgekehrt, führte ich meine Schule bis Ostern (1830) fort und siedelte dann nach meiner Vaterstadt über, um mich noch eine Zeit lang vorzubereiten. Ende März erfolgte meine Bestallung, im Juni mein Amtsantritt.

Hier darf ich wol meiner „Studentenliebe" erwähnen, welche allerdings von dauerndem Ernst war und darum auch von gewichtiger Bedeutung für mich werden sollte. Unter meinen alten Freunden, die ich fast alle noch beisammen fand, war meine Liebschaft, die mit den mannigfaltigsten Hindernissen zu kämpfen gehabt hatte, eben deswegen eine kleine Allerwelts-Angelegenheit gewesen und nachdem ich bereits einige Wochen wieder daheim war, ohne neben meiner Lebensaufgabe an meine alte Liebschaft gedacht zu haben, sagte eines Tages auf dem Spaziergange der inzwischen zum Baccalaureus der Medicin vorgeschrittene Karl Franke mit seinem komischen Pathos: „aber Du, nun mußt Du auch Deine Emilie heirathen!" Das leuchtete meinem Kopf und Herzen vollständig ein und es wurde schnell Veranstaltung getroffen, bei der wenn auch unnahbar Behüteten einmal anzupochen. Sie bestand die Probe gut, trotzdem, daß der Aufenthalt in Weida zwischen

uns Beiden eine vollständige Trennung gewesen. Es war eben wie mit dem Alpenröschen, über welches kalte Jahre den Gletscherfuß anscheinend vernichtend gedeckt hatten und welches dennoch wieder grünt und blüht, wenn ein warmer Sommer den Vordringling wieder bis zu seiner gewöhnlichen Grenze zurückgeschmolzen hat.

Auch diese Erwähnung gehört hierher, denn die sich entspinnende Liebespflege mit der entfernten Braut behütete mich in meiner amtlichen Stellung vor der zeitraubenden Liebelei mit einer Anwesenden, die ich am Amtsorte wol bald genug gefunden haben würde. So aber zog die ferne Liebe eine schützende Schranke um meine Studien und stählte meinen Eifer.

Als verlobter Bräutigam ging ich Mitte des Monats Juni nach dem Schauplatze meiner neuen Wirksamkeit ab, begleitet von den Wünschen der nun ganz gewonnenen Braut, meines Bruders und meiner älteren Schwester, während die zweite Schwester Ida mir in meinen zu gründenden Junggesellenhausstand folgte.

Mein Einzug in Tharand fand still und unbemerkt statt, wenigstens ohne irgend eine Aufmerksamkeit von Seiten meiner Kollegen. Eine über alle Maßen bescheidene Wohnung nahm das Geschwisterpaar auf und es ist nicht zu leugnen, daß meine Paar Bücher einem Besuchenden kaum verrathen konnten, daß er bei einem Professor der Naturgeschichte sei, und das mäßige Herbarium konnte den gänzlichen Mangel von zoologischen Sammlungen um so weniger vergessen machen, da es in dem Studierzimmer eines Lehrers der Zoologie gar nicht einmal an seinem Platze war.

Im Jahre 1830 war die Literatur der forstlichen und landwirthschaftlichen Zoologie noch außerordentlich arm und ging eigentlich über Bechstein noch kaum hinaus. Es war also meine schwere Aufgabe hierdurch nur um so schwieriger. Auf

das Faulbett eines den Vorträgen zu Grunde gelegten Lehrbuchs konnte ich mich also nicht stützen.

Da hieß es denn: Lehrer, vorerst lerne selbst!

Wenn ich in den herrlichen Waldschluchten oder auf den kräuterreichen Abhängen herumstieg, so war mir jedes Insekt ein quälendes Fragezeichen, jede Vogelstimme schien mich zu necken und zu fragen: „wer bin ich?“ Was half es mir, daß die Pflanzenwelt mich vertraut begrüßte?

O ja, es half mir doch. Man lernt nichts umsonst.

Der Direktor der Anstalt, der alte ehrwürdige Cotta hatte, wie es wenigstens damals noch wenigen Menschen eigen war und auch jetzt noch nicht Vieler Vorrecht ist, ein scharfes Auge und eine immer spähende Aufmerksamkeit für Alles, was da kreucht und fleucht, grünt und blüht; entschieden jedoch mehr noch für das Letztere als für das Erstere. Selten kam er von einem Waldgange nach Hause, ohne Das und Jenes mitzubringen, was ihm aufgefallen war, und von dem er gern wissen mochte, was es sei.

Das hatte er, so weit es Pflanzen betraf, bisher nur in den seltensten Fällen erfahren können, denn der Professor der Botanik war mehr Naturphilosoph der Oken'schen Schule als Botaniker, am allerwenigsten Pflanzenkenner und Pflanzensammler, ja, ein grimmiger Gegner des „Heusammelns“. Der geistreiche Mann, der er offenbar war, hatte sich selbstständig ein System der Pflanzenphysiologie geschaffen, welches allerdings, wenigstens nach damaligen Begriffen, wenig festen wissenschaftlichen Boden unter den Füßen hatte. In demselben glänzten aber viele geistreiche Blitze, welche das Wetterleuchten der neueren, mit Liebigs berühmtem Buche „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ (1840) sich

bahnbrechenden Pflanzenphysiologie genannt werden dürfen, deren Kommen er aber leider nicht erlebte, da er gerade bei dem Erscheinen dieses Buches von einem jähen Tode hingerafft wurde.

Kaum hatte der alte Cotta heraus, daß der neue noch so junge Kollege gerade in der Botanik tüchtig zu Hause sei, so erkor er ihn zu seinem botanischen Geheimrath, der nicht leicht in sein Zimmer kam, ohne irgend eine Pflanze vorgelegt zu erhalten, über die er Auskunft ertheilen mußte. Und wenn ich dies auch in solchen Fällen konnte, die dem Frager fast unlösbar erschienen, so stieg ich jedesmal um eine Stufe höher in seiner Achtung.

Zwei Fälle solcher Art mögen hier einen Platz finden, und zwar in der möglichst treuen Wiedergabe der Art und Weise, wie der berühmte alte Mann solche Angelegenheiten mit komischem Ernst abzumachen liebte.

Ich war einmal durch den Famulus Hautz besonders ersucht worden, nach meiner Vorlesung zu dem Oberforstrath zu kommen, da er mir etwas sehr Interessantes zu zeigen habe. Als ich erschien, holte Jener aus einem entfernten Winkel des allen deutschen Forstmännern bekannten kleinen Zimmers mit einer komischen Geheimthuerei einen kleinen Klumpen frischen Mooses herbei, und sagte, halb im Ernst und halb im Scherz: „da sehen Sie einmal das da an, was auf dem Moose sitzt. Das werden Sie wol nicht wissen." Während ich das Ding, welches wie ein frisches Kothhäufchen eines Vogels aussah, aufmerksam besah, betrachtete er mich mit der schadenfrohen Hoffnung, daß mich diesmal meine botanische Weisheit doch wol im Stich lassen werde. Dabei stieß er sein charakteristisches „Bha!" aus, in welchem er in solchen und ähnlichen Fällen seine Empfindungen laut werden ließ. Ich war darüber bald mit mir im Reinen, daß das gallertartige Klümpchen ein beginnender Pilz sei, ohne jedoch sagen

zu können, von welcher Art. Ein heiteres „Ha-ha" war die Antwort auf diese meine Auskunft. Es wurde nun ein zweites Moosklümpchen herbeigeholt und ich hatte gesehen, daß in der Ecke noch mehr dergleichen lagen. Das war nun offenbar eine weitere Entwicklungsstufe des Pilzes und ich sagte dies mit dem Bemerken, ich glaube nun auch zu wissen, welcher Art oder wenigstens Gattung der Pilz angehöre. „Ei waas!" erwiederte fast ein Bischen ärgerlich der Oberforstrath, der vielleicht lieber etwas Unbekanntes gefunden gehabt hätte. Es kam nun ein drittes an die Reihe und ich erkannte sofort, daß meine Vermuthung richtig gewesen war. Ich sagte: „es ist eine Art der Pilzgattung Stemonitis, und zwar höchst wahrscheinlich Stemonitis fasciculata." Ein zweites „Ei waas" mit noch einem a mehr und einer ärgerlich-verwunderungsvollen Betonung, war wieder die Antwort, selbst mit dem scheinbar unmuthsvollen Zusatz: „daß Sie das Alles wissen!"

Ein andermal wurde ich wieder herbeigerufen. Es war im Mai und auf dem Tische lagen einige bereits etwas welke sehr saftige Stockausschläge eines Laubholzes. „Da sehen Sie einmal, was das ist!" Diese Aufgabe war nicht so leicht, denn von manchen Baumarten machen die Stockausschläge so vertrackte Blattformen, daß man sich wol davon irre führen lassen kann. Es betraf eine forstbotanische Frage, also schaute ich mit scharfen Augen zu. Endlich, während der Oberforstrath sich lachend an meinen zweifelvollen Blicken geweidet hatte, sagte ich: „Anfangs glaubte ich, es sei Hasel, aber ich sage nun mit Bestimmtheit, daß es Rüster ist." Mit einem lauten Lachen, welches manchmal ein Bischen boshaft klingen konnte, wurde diese Deutung entschieden von der Hand gewiesen. Da trat der zweite Sohn des Oberforstraths ein, der auch Lehrer der Anstalt war. „Was habt Ihr denn da?"

fragte er. „Nun komm her, und sage was das ist," sagte der Vater. Der Sohn erklärte es für Hasel und legte die Triebe wieder auf den Tisch. „Nun denke Dir, der Professor" — denn das war ich damals bereits geworden — „sagt, daß es Rüster ist." Schweigend nahm sie sein Sohn nochmals von dem Tische, und nachdem er die Blätter ganz genau betrachtet hatte, sagte er: „Höre Vater, ich glaube, der Professor hat Recht." Aber nun war es zu toll. „Ei waas! das soll Rüster sein?" Es blieb aber dabei und er wurde zuletzt überführt, indem ich von dem Abhange dicht vor dem Hause, der im März abgeholzt worden war, zur Vergleichung einen ganz ähnlichen Trieb von einem Haselstocke herbeigeholt hatte.

Solche Fälle kamen oft vor. Die Botanik hatte mir also doch genützt und sollte mir später noch viel mehr nützen.

Desto schlimmer war es aber mit der Zoologie, welche mir sogar einmal die Geißel der Presse zu kosten gab.

Kurz nach meiner Anstellung und dem Amtsantritt erschien in einem freisinnigen Blatt, dem einzigen damals im Lande erscheinenden, ein kleiner Aufsatz mit der Ueberschrift: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand." Darin war, mit hämischen Seitenblicken auf meine Anstellungsbehörde, mit Nennung meines Namens erzählt, daß ich auf dem Vogelmarkte der Residenz einen Staar nicht gekannt habe.

Das Wahre an der Geschichte war, daß ich bei einem Besuche daselbst von einem Mitreisenden, einem Dorfpfarrer, auf den Vogelmarkt geführt und auf ein damals als eine Stadtfigur geltendes altes Weib, Vogel-Marliese genannt, aufmerksam gemacht worden war. Ich konnte aber der Wahrheit gemäß versichern, daß ich mich nicht besinnen könne, ob dabei

die Rede auf einen Staar gekommen sei, der sich etwa in einem Käfig der alten Papagena befunden haben könnte.

Die Geschichte machte natürlich böses Blut und kam nothwendig zur Kenntniß Aller, die dabei irgendwie betheiligt waren. Der Verdacht der Verfasserschaft fiel zunächst auf jenen Pastor, und diesem ging ich in Begleitung des zweiten Direktors der Anstalt, Professor Schweitzer, zu Leibe. Er betheuerte jedoch seine Nichtbetheiligung an der Geschichte und leistete mir den wichtigen Dienst, daß er eine vertheidigende Erklärung in dasselbe Blatt einsendete, in welcher er sagte, daß er um so mehr von der Grundlosigkeit der Mittheilung sprechen könne, da er es sei, der mich damals auf den Vogelmarkt geführt habe.

So ging dieser Angriff ohne eine weitere Folge für mich vorüber als die, daß ich um so mehr beflissen war, selbst mein Gott zu sein, der mir zoologischen Verstand gab.

Mein Freund und Gönner, Professor Reichenbach, welcher mich zur Anstellung empfohlen hatte und der natürlich selbst stark dabei betheiligt war, schrieb den Angriff einem meiner Mitbewerber zu, der allerdings sich damals unter der kleinen Reisegesellschaft des Postwagens befunden hatte. Es wurden aber keine weiteren Nachforschungen angestellt, was insofern unrecht war, als der Beargwöhnte für immer bei meinem Beschützer in Ungnade fiel und doch vielleicht unschuldig sein konnte.

Mein botanisches Wissen gab mir schon bald nach meiner Anstellung eine erwünschte Geltung auch bei der Behörde, indem mir und nicht dem Professor der Botanik, der Auftrag wurde, Untersuchungen darüber anzustellen, welchen Einfluß die geognostische Bodenbeschaffenheit auf die Pflanzenwelt der großen, aus vier Revieren von zusammen 7579 Ackern bestehenden Waldfläche ausübe, welche der Anstalt als forstliches

Lehrmittel diente. Die damit verbundenen umfänglichen Wanderungen hatten für mich natürlich auch den Vortheil, mich mit der gesammten naturgeschichtlichen Qualität meines Wohnortes im weitesten Umfange bekannt zu machen.

Die Veranlassung zu der sehr wichtigen und interessanten Aufgabe war durch die geognostische Beschaffenheit gewissermaßen geboten, denn dieselbe wechselte in zum Theil sehr großem Umfange zwischen Rothliegendem, Gneis, Porphyr, Quadersandstein, Grünstein, Pechstein, Thonschiefer und Basalt, einige untergeordnete Vorkommnisse ungerechnet. Vorarbeiten für eine solche Untersuchung gab es damals noch wenige, denn das berühmte Buch von Franz Unger, welches diese Frage umfassend behandelte, erschien erst später.

Es ist mir später manchmal eine Freude über meine sich dabei bekundende wissenschaftliche Ehrlichkeit gewesen, daß ich lieber ein äußerst mageres Ergebniß vorlegte, als, was mir leicht gewesen sein würde, mit einer Menge scheinbarer Behauptungen mich großzumachen. Ich kam wenigstens noch nicht zu Ungers späterem Ergebniß der bodensteten, bodenholden und bodenvagen Pflanzen, indem es mir nicht gelang, mit Bestimmtheit und ausnahmslos eine einzige Pflanzenart nachzuweisen, welche blos auf die eine der genannten Gebirgsarten beschränkt gewesen wäre; und diesen Nachweis hatte die gestellte Aufgabe vornehmlich erwartet. Höchstens konnte ich einige bodenholde Pflanzen nachweisen, d. h. solche, welche sich einer gewissen Gebirgsart besonders hold zeigten, ohne jedoch dabei andere ganz zu verschmähen. Vielleicht giebt es auch nur eine einzige Klasse bodensteter Pflanzen: die Salzpflanzen, welche auf keinem andern Boden wachsen, als auf einem kochsalzreichen, und die sich daher immer um die Salinen und an der Meeresküste und sonst nirgend anderswo finden.

Schon in den ersten Monaten meiner amtlichen Thätigkeit fühlte ich das Bedürfniß, mir meine zoologischen Sporen zu verdienen. Ich sah mich auf dem Gebiete der zoologischen Wissenschaft um, um darauf einen Fleck ausfindig zu machen, der bisher besonders vernachlässigt worden war. Diesen wollte ich auf das Korn nehmen und wenn möglich Neues darauf schaffen.

Nichts lag mir eigentlich näher, als die Naturgeschichte der in Wald und Feld schädlichen Insekten. Aber um auf diesem Gebiete Nennenswerthes und Neues zu leisten, bedarf es der Gelegenheit, solche Insekten in besonders massenhaftem und schädlichem Auftreten zu beobachten. Diese Gelegenheiten lassen sich nicht machen, man muß sie abwarten, und wenn sie sich nicht einstellen, muß man feiern. Gerade damals wollte nur ein einziges forstschädliches Insekt mir diesen Gefallen thun: der Fichtenrüsselkäfer, Curculio abietis, der seit einigen Jahren seine Verwüstungen auf den Fichtenpflanzungen angefangen hatte. Dies gab mir zwar die Gelegenheit, meine erste, jedoch nur noch sehr kleine Lanze als zoologischer Schriftsteller zu brechen.

Um mich in die Verbindung der zoologischen Gelehrten einzupauken, mußte ich mich also anderweit umthun, und da verfiel ich denn leicht auf die Thierklasse, von der ich bereits etwas verstand: die Weichthiere. Ich verhehlte mir nicht, daß ich mir dadurch bei meinen Vorgesetzten wahrscheinlich wenig Ruhm einernten werde, denn das waren den forst- und landwirthschaftlichen Thieren gegenüber doch eigentlich nur zu fern liegende Gegenstände.

Doch als ich eben gegen das Ende meines ersten Semesters mit diesen Anfangsgründen meiner gelehrten Laufbahn beschäftigt war, berührten die über den Rhein herüberschlagenden Wellen der Julirevolution auch mein kleines

Vaterland und wahrscheinlich mein Inneres mit, obgleich ich mir dessen in meinem höheren Alter nicht mehr klar bewußt geblieben bin. Es konnte aber kaum anders sein, denn meine Knabenjahre waren ja in die deutsche Erhebung aus tiefster Schmach gefallen, und mein Vater war aus vollstem Herzensgrunde ein Deutscher. Zudem war im Hause meines Vaters gewissermaßen der Heerd der Burschenschaft gewesen und der Führer derselben, Leopold Haupt, hatte sogar in meinem elterlichen Hause gewohnt. Ich mochte also schon als Kind einen gewissen unklaren Drang zur Demagogie oder vielleicht richtiger blos eine unbefangene und furchtlose Anschauung des demagogischen Treibens in mir aufgenommen haben. Denn ich hatte es ja täglich gesehen, daß jenes später so gefürchtete und gehaßte Haupt der jugendlichen Demagogen Abends zur Guitarre nicht blos Freiheits-, sondern auch zärtliche Lieder im Kreise junger Freundinnen meiner Eltern sang, angethan mit altdeutscher Kleidung, so daß man dabei an einen Minnesänger denken konnte. Ich hatte dabei auch Gelegenheit gehabt, den schroffen Zwiespalt zwischen Burschenschaftern und Landsmannschaftern kennen zu lernen, denn ein junger Mediciner, der bei meinem Vater Zeichenunterricht hatte, gerieth mit dem genannten Führer der Burschenschaft oftmals in harten Streit, der kommentmäßig eben nur unter dem comment suspendu zulässig war, den mein Vater in seinem Zimmer energisch aufrecht zu erhalten wußte.

Kurz, ich fühlte mich von der Nachricht, daß in der nahen Residenz die Revolution losgebrochen sei, im Innersten aufgerüttelt und nie habe ich den später hundertmal gemachten dreistündigen Weg in kürzerer Zeit durchlaufen, als am 10. September des Jahres 1830. Vielleicht bewirkte es die damals beiderseits bewiesene Mäßigung, daß mein für gewaltige Eindrücke sehr empfängliches Gemüth gleichwol nicht dauernd

gestört und verbittert wurde, was jedenfalls geschehen sein würde, wenn man damals die unweise Verfolgungssucht auf Seiten der Regierung gezeigt hätte, welche i. J. 1849 leider so vielfach in Deutschland zur Geltung kam. Es ist wol auch kaum anders als so zu erklären, daß mir aus jener Zeit nur wenige Erinnerungen geblieben sind. Freilich mußte auch die mich ganz in Anspruch nehmende Aufgabe, mich in meinem Amte sattelfest zu machen, zu dieser ruhigen Gleichmüthigkeit viel beitragen.

III. Als akademischer Lehrer.

Diesen Lebensabschnitt wollen wir von Michaelis des Jahres 1830 herschreiben, denn die Zeit von meiner Anstellung bis dahin kann um so mehr noch in den Zeitraum der „ersten Versuche" gezählt werden, als ich mitten in dem Semester begonnen und recht eigentlich blos mich selbst geprüft hatte.

Wie schon früher mitgetheilt wurde, blies der Septembersturm nicht blos jenen allmächtigen, mir feindlichen Minister, sondern auch Den von seinem Posten, welcher mir zugesagt hatte, das bald nachzuleisten, um was meine Stelle hatte gekürzt werden müssen, um jenen Mitbewerber unschädlich zu machen. Diese Nachleistung blieb nun natürlich aus, und das war für mich sehr schlimm. Doch hatte der Sturmwind fast nur die höchsten Spitzen getroffen und eine Spitze zweiten Ranges hatte sich erhalten; dies war ein Geheimrath in dem Ministerium, zu dessen Geschäftsbereich die Anstalt gehörte, der von allem Anfange an eine unverkennbare Zuneigung zu mir gezeigt hatte. Dieser hochbetagte Staatsmann aus der alten Schule, es war der Geh. Rath von Zahn, der von einem niederen Verwaltungsposten aus seine Laufbahn gemacht hatte, wußte es dahin zu bringen, daß die Prüfungszeit nur einige Jahre dauerte.

Vor dreißig Jahren gab es sowol in der Zoologie als in der Botanik einige Dutzend gute Lehrbücher weniger als heute, dieser Umstand und daß selbst gute Lehrbücher nicht immer dem Lehrziele einer Anstalt ganz angemessen sind, oder daß der betreffende Lehrer sich dieses wenigstens einbildet und daher einem „gefühlten Bedürfniß" abzuhelfen meint — diese Gründe veranlaßten auch mich, mir meine eigenen Lehrbücher zu verfassen. Und zwar war mir dies eine dringendere Aufgabe, als meine wieder aufgenommenen Studien über die Weichthiere.

Ich durfte es mir nicht verhehlen, daß mir allerdings ein Erforderniß zu dieser Schriftstellerei abgehe, die Kenntniß der vergleichenden Anatomie, denn mein ganzer naturgeschichtlicher Wissensbau war ja auf falschem — theologischem — daher eigentlich gar keinem Fundamente aufgebaut. Doch diente mir für diese Lücke meines Wissens, meinem Beschlusse zur Abfassung eines zoologischen Lehrbuches gegenüber, das zu einiger Entschuldigung, daß für meinen Zweck ein tieferes Eingehen in die anatomische Seite der Zoologie weniger erforderlich war, und daß ich vorhandene Vorarbeiten benutzen konnte, wobei mir eine nicht geringe geistige Aneignungsgabe sehr zu statten kam. Dazu war es für mein eigenes mir noch so sehr nöthiges Lernen in meinem Lehrfach von förderſamstem Einfluß, aufnehmend und wiedergebend zugleich zu arbeiten. Endlich, woran ich dabei aber gar nicht einmal gedacht, war schriftstellerische Thätigkeit das beste Mittel, mir bei meinen Vorgesetzten Geltung zu verschaffen.

So entstand denn schon i. J. 1832 ein zoologisches Lehrbuch, das ich bescheiden „Leitfaden" nannte, und bald darauf ein anderes über die Forstinsekten. Und sicher würde ich ohne dieses Wagniß, wie man es wol nennen kann, weit längere Zeit gebraucht haben, mich für mein Amt tüchtig zu machen.

Ich werde hier nicht ruhmredig erscheinen, wenn ich sage, daß ich das früher mitgetheilte Urtheil jenes Gelehrten, welcher mich für diese Stelle empfohlen hatte, an mir vollkommen bestätigt fand: es wurde mir leicht, mich in die Zoologie einzuarbeiten, nachdem ich — nach damaligen viel geringeren Anforderungen — vorher bereits ein tüchtiger Botaniker gewesen. Aber, wie eben schon angedeutet, was vor einem Menschenalter Botanik und Zoologie war, würde heute diesen Namen freilich kaum zugestanden erhalten. Es wird kaum übertrieben sein, wenn man sagt, es ist seitdem an die Stelle der Form das Wesen, der Schale der Kern getreten*).

Gleichzeitig, aber nur sehr untergeordnet, hatte ich mich mit meinen lieben Land- und Süßwasser-Mollusken, oder wie ich ihnen diesen von der Wissenschaft angenommenen Namen gegeben habe: Binnen-Mollusken Europas beschäftigt, und war mit den damals für sie bedeutendsten Wiener Forschern, Ziegler und Mühlfeldt in Verbindung getreten. Kaum aber war der Druck des zoologischen Leitfadens im September d. J. 1832 beendet, als die Schnecken etwas kecker aus ihren Verstecken hervorkrochen, und im September d. J. 1833 reiste ich nach Wien, wozu mir mein Gönner, der Geheimerath v. Zahn, eine Unterstützung von 100 Thalern verschafft hatte.

Diese Reise war der entscheidende Wendepunkt zur Zoologie, denn obgleich die Wiener Flora ihre für mich völlig neuen Schätze ausbreitete, so vermochten dieselben doch keinen Augen-

*) Uebrigens dürfte das Urtheil wol feststehen, daß diese beiden Bücher Roßmäßler's nichts weniger als bloße Kompilationen waren, sondern daß sie als Wiedergabe des vorher vollkommen Zueigengemachten anzusehen sind, und zwar eingekleidet in eine ihm allein eigene Darstellungsform, Auffassung und Anordnung.

Der Herausgeber.

blick von denen der Fauna abzuziehen, welche ich in dem Hof-naturalienkabinet und in Wiens Umgebungen, am anziehendsten aber in Ziegler's und Mühlfeldt's Sammlungen antraf. Mit unermüdlichem Eifer verbrachte ich die Vormittage entweder bei Ziegler oder auf dem Augustinergange in der k. k. Burg, wo noch unter v. Schreibers das reiche Hof-Naturalienkabinet, wie es amtlich genannt wird, aufgestellt ist. P. Partsch war Kustos der Mollusken und gewährte mir mit größter Bereitwilligkeit die eingehendste Benutzung der Sammlung. Die Abende verbrachte ich meistens mit meinem Bruder Hermann, welcher damals in der nachmals so berühmt gewordenen mechanischen Anstalt von Voigtländer arbeitete.

Der großen Kaiserstadt mit ihren Verlockungen aller Art gelang es nur selten, mich Eifrigen meinen Studien auf einige Stunden untreu zu machen, selbst Sammel-Ausflüge machte ich nur wenige, weil es mir vielmehr darauf ankam, den Stand meiner Lieblingswissenschaft aus den Sammlungen kennen zu lernen. Großen Ruhm erntete ich bei meinen wissenschaftlichen Freunden durch meine in Farben ausgeführten Zeichnungen, die ich theils in der Burg, theils bei Ziegler nach einigen besonders wichtigen neuen Arten machte.

Ich schalte hier ein Wort über diese naturwissenschaftliche Kunst ein, indem ich hervorhebe, daß eigentlich jeder schaffende Naturforscher Zeichner sein sollte. Nicht allein, daß er selbst Andern am deutlichsten das darstellen kann, was er ihnen zum Verständniß bringen will, sondern er selbst lernt auch besser und schärfer sehen, wenn er das Gesehene mit dem Stift wiedergiebt. Am schlimmsten ist der Mikroskopiker und der feine Zergliederer dran, wenn er sich zu seinen Bildern einer fremden Hand bedienen muß, weil er nicht sicher ist, daß das zu der Hand gehörende Auge auch richtig sieht. Da ist die mangelhafte eigene Zeichnung des Naturforschers

oft doch noch mehr werth, als die sauberste eines Zeichners. Die nun über ein Jahrhundert alten Tafeln von Lyonnet und von Rösel haben heute noch wissenschaftlichen Werth, weil ihre Verfertiger Forscher, Entdecker und Kupferstecher in einer Person waren. Ja, man darf wol noch weiter gehen und sagen, daß überhaupt unser Zeichenunterricht in den Schulen, wenigstens nach Erledigung der Anfangsgründe, ein naturgeschichtlicher sein müßte, so zwar, daß man nicht blos lebende Pflanzen, ausgestopfte Vögel oder Schmetterlinge u. dgl. zeichnen läßt, sondern Zergliederungen größerer Blüten und Früchte, größerer Käfer und anderer Insekten u. dgl. Dadurch würde nicht nur die Achtsamkeit auf die Einzelnheiten und den Bau dieser Naturkörper, sondern auch die Schärfe des Auges geübt und gewiß der Sinn für die Natur mehr geweckt werden, als es der bisherige Schulunterricht thut. Läßt man dabei, wie dies oft der Fall sein müßte, die einzelnen Theile mittels einer großen, die Augen nicht anstrengenden Lupe, in vergrößertem Maßstabe zeichnen, so übt das zugleich den Maßsinn, der sonst ganz ungeübt bleibt. Dazu kommt noch die werthvolle Zugabe, daß dem Kinde eine Zeichnung nach der Natur, und zwar mit Recht, ein selbsteigenes Werk dünkt und ihm als solches mehr Freude macht, als eine Kopie nach einem gezeichneten Vorbilde. Jeder wird sich leicht von der überraschenden Wirksamkeit dieses naturhistorischen Zeichenunterrichts überzeugen, einer Wahrheit, welcher der Hinweis hier nur noch kurz hinzugefügt werden soll, welch' wirksamer Zeichenunterricht erwachsener Schüler es ist, wenn man einer ganzen Klasse auf einer erhöhten Stelle einen Stuhl oder einen kleinen Tisch, Anfangs auch einen Kasten zum gleichzeitigen Abzeichnen hinstellt. Es weckt das Verständniß der Perspektive auf das mächtigste, wenn die Schüler zweier Bänke, von denen die eine weiter vor, die

andere weiter hinten steht, ihre Zeichnungen, so wie sie saßen nebeneinander gelegt, vergleichen. —

Nach etwa siebenwöchentlichem Aufenthalt in Wien kehrte ich mit einem reichen Gewinn an inneren und äußeren Schätzen bereichert nach Hause zurück. Hier kam ich dennoch nicht sogleich an die Verarbeitung meines konchyliologischen Materials, obgleich ich es sehnlich wünschen mußte, mir die wissenschaftliche Geltung zu erringen, welche ich von dieser Arbeit sicher erwarten durfte, während mein zoologisches Handbuch höchstens einen Maßstab für die Art meiner Darstellung, nicht aber für mein kritisches Talent abgeben konnte. Ich war vielmehr und zwar mehr noch als für meinen Vortrag über allgemeine Zoologie genöthigt, mir für den über die schädlichen Insekten ein Lehrbuch selbst zu schaffen, und so entstand in dem nächsten Jahre nach der Wiener Reise das schon angedeutete kleine Insektenbuch.

Aber nachdem dieses gegen das Ende des Septembers 1834 erschienen war, ging es mit doppeltem Eifer und, nach Erledigung jener beiden Arbeiten, auch mit dem Bewußtsein, daß ich keinen Raub an meiner Berufspflicht begehe, an die Gewinnung meiner zoologischen Sporen, und schon im April d. J. 1835 erschien das 1. Heft meiner „Ikonographie der europäischen Land- und Süßwassermollusken", welches ich bis zum Jahre 1858, in welchem mit dem 18. Hefte der Schluß des III. Bandes erschien, fortgesetzt habe.

Dieses Buch machte mich zum Lithographen, wie diese herrliche Vervielfältigungsform künstlerischer Erzeugnisse schon viele Naturforscher für sich gewonnen und sie zum Theil zu wahren Künstlern gemacht hat, von welchen ich nur Corda und Kützing nennen will. Die Lithographie ist auch eine wahre Naturforscherkunst, nicht nur durch ihr rein chemisch-physikalisches Bedingtsein, sondern mehr noch durch die unbe-

rechenbar großen Dienste, welche sie der Naturforschung geleistet hat. In einem der ersten Jahre nach dem Beginn der Ikonographie, da ich bereits schnell eine nicht ganz unbedeutende Geschicklichkeit im Lithographiren erlangt hatte und daher voll Dankes für Aloys Sennefelder war, überkam mich einmal der Gedanke, daß die Naturforschung doch eigentlich verpflichtet sei, diesem ihrem großen Förderer ein Denkmal des Dankes zu setzen. Schnell wie ich es gewohnt war, das für gut und richtig Erkannte auszuführen, schrieb ich hierüber an den berühmten Geologen Leopold von Buch, mit dem ich gerade im lebhaften Briefwechsel stand. Ich dachte mir es so schön, wenn mitten in den weltberühmten Solenhofener Brüchen, aus denen Hunderttausende von Steinen zu naturwissenschaftlichen Lithographien für die ganze lithographirende Welt entnommen sind, ein Obelisk aus solchen Steinen aufgethürmt würde und dieser eine kurze Dankesinschrift erhielte. Jener Platz schien mir wenigstens hierzu der geeignetste, da der lithographische Stein, ein Kalkschiefer des weißen Jura, von dieser ausgezeichneten Tauglichkeit für die Lithographie nirgends weiter als an dieser Stelle vorkommt. L. v. Buch aber war ein Feind der Monumente und lachte mich, in seiner bekannten sarkastischen Weise, über meinen Plan fast aus. So ist dieser bisher unterblieben. Ich zweifle aber nicht daran, daß meine Idee doch noch zur Ausführung kommen, und daß sich dabei die Naturforscher aller Länder betheiligen werden.

Das Erscheinen des ersten Heftes der Ikonographie hatte für meine Stellung zu einem meiner Kollegen einen entscheidenden Einfluß. Dieser war der Professor der Botanik, mit dem ich bisher immer in einem etwas gespannten Verhältnisse gestanden hatte, welches mehr wissenschaftlicher als gesellschaftlicher Natur war. Der Eine verachtete das systematische Streben des Andern, und der Andere, ich, lachte

über die bodenlose Naturphilosophie des Ersteren. Hierzu kam noch, daß es meinen Kollegen ärgerte, daß ich vielen der Studirenden auf Excursionen gelegentlich Unterricht in der systematischen Botanik gab. Diese Spannung hob sich aber mit einemmale durch zwei Recensionen Okens. Gleichzeitig mit meinem Buche war die Pflanzenphysiologie meines Kollegen erschienen, und von beiden Büchern brachte ein und dasselbe Heft der Isis zugleich glänzende Recensionen. Wollte nun der Herr Kollege seinem Kollegen gegenüber die eigene Recension geltend machen, so mußte er auch die des Andern hochhalten, und diesen als ebenbürtig achten. So geschah es, und ich erinnere mich, auf einem gemeinsamen Nachhausegange aus der Vorlesung noch ganz genau des Platzes, wo mein überglücklicher Kollege stehenbleibend sagte: „wir Zwei sind doch die beiden einzigen wahren Gelehrten der Akademie."

Ich, der weit Jüngere, ließ mir, wenigstens im Hinblick auf mein bisheriges Verhältniß zu meinem botanischen Kollegen, diesen Ausspruch gern gefallen, und ich mag vielleicht damals auch eingebildet genug gewesen sein, mir selbst ein größeres Anrecht auf jene Bezeichnung zuzuschreiben, als meinem Kollegen Reum, welchen ich, was ich später einsehen gelernt habe, sehr unterschätzte, wenngleich seit jenem Gespräch zwischen uns Beiden das beste Einvernehmen eintrat.

Es ist nur der Zoll schuldiger Gerechtigkeit, zugleich aber auch ein Beitrag zu der Beurtheilung naturforscherlicher Persönlichkeiten, wenn ich hier über jenen Mann Einiges mittheile, da er genau der Naturforscher war, der er seiner geistigen und körperlichen Natur nach sein mußte.

Auf welchem Wege auch er von der Theologie zur Naturwissenschaft gekommen, ist meines Wissens nicht recht bekannt geworden. Er pflegte, wenn hierauf die Rede kam, lachend zu sagen: „als ich einmal auf der Kanzel stand, fiel mir ein,

daß ich an Das nicht glaube, was ich eben predigen mußte.“ Sein energischer, ehrlicher Charakter macht diese Erklärung seiner Umkehr allerdings sehr glaublich. Ich sagte eben, daß Reum der Naturforscher gewesen sei, der er seiner geistigen und körperlichen Natur nach sein mußte. Wer ihn gekannt hat, der wird ihn mit mir für durchaus unfähig gehalten haben, ein mikroskopisches Präparat für die Beobachtung zuzubereiten; sein außerordentlich erregtes Blut und ein gewisses Täppische seiner Hände machten ihm dies fast zur physischen Unmöglichkeit. Sein ruheloses Jagen der Gedanken konnte ihn an dem Sich-Vertiefen in die Formenwelt, wie an verzichtleistendem objektiven Insichaufnehmen keinen Geschmack finden lassen. Sein unruhiges Blut beraubte ihn der Geduld, welche zu den tausenderlei Verrichtungen des Naturforschers gehört. Da war es denn kein Wunder, wenn ihm die nothwendige Grundlage für die Pflanzenphysiologie: die Kenntniß der Pflanzenanatomie gebrach und er dafür, wenigstens in vielen Stücken, sich durch Spekulation den feineren Bau des Pflanzenkörpers schuf, anstatt ihn mit dem Mikroskop aufzusuchen. So mußte er fast mit Nothwendigkeit ein Bekenner jener Naturphilosophie werden, welche um so gefährlicher war, als sie behauptete, auf dem Boden der Beobachtung und des Experiments zu stehen. Reum experimentirte nur im Großen, nämlich als Forstgärtner, und er ist dadurch, das kann ihm nicht abgesprochen werden, wie vorahnend zu mancher Auffassung der Erscheinung des Pflanzenlebens gekommen, die erst nach seinem Tode auf dem langsamen aber sicheren Wege der mikroskopisch, physikalisch und chemisch begründeten Beobachtung gewonnen wurde. Sein Tod war ebenso die Folge seiner außerordentlichen Erregbarkeit, wie in derselben sein ganzes Sein begründet gewesen. Er starb wenige Stunden nach seiner letzten Vorlesung, an einem heißen Junitage des Jahres 1840,

an einem Blutschlage. Die Wissenschaft hat sich bis jetzt ihm undankbar bewiesen, denn seine Werke sind bereits vergessen, während in seiner Pflanzenphysiologie, freilich umnebelt von bodenlosen Spekulationen, manches Goldkorn ruht, welches die Wissenschaft später gemünzt hat.

Mit diesem so höchst eigenthümlichen Manne verstand von allen unsern Kollegen eigentlich nur ich umzugehen; alle übrigen behandelten ihn mit einer gewissen Scheu als eine Art Nolimetangere. Dennoch war zwischen uns Beiden kaum etwas Verwandtes, ja es kam zwischen uns in amtlichen Fragen einigemale zu heftigen Konflikten. Ich handelte eben schon damals, was mir erst viel später das goldene Wort der Frau von Staël zum Bewußtsein gebracht hat, nach dem Grundsatze: „Alles begreifen heißt Alles verzeihen." —

Indessen schritten meine konchyliologischen Arbeiten gedeihlich vorwärts, aber, obgleich ich darüber meine Amtspflichten nicht versäumte, erntete ich durch dieselben bei meinen Vorgesetzten wenig Ruhm. Ich hatte dies schon deutlich zu bemerken, als ich dem Minister v. Zeschau mein Buch über die Forstinsekten und das erste Heft der Ikonographie zugleich überreichte, und mir dieser sehr ausdrücklich blos für das erstere Dank sagte. Das ist so die gewöhnliche handwerksmäßige Auffassung der Wissenschaft. Alles Streben, welches über das Brotfach hinausgeht, wird für ungehörig erklärt. Der Professor scheint nach der Ansicht mancher Staatsmänner gar keine Muße haben zu sollen, während der Büreaubeamte, wenn er seine Büreaustunden abgearbeitet hat, Herr seiner Zeit sein darf; natürlich mit Ausnahmen.

Und es ist doch wahrhaftig hier etwas Anderes, bei einem akademischen Lehrer und bei einem mechanischen Arbeiter. Wenn dieser, etwa ein Staatseisenbahn-Schlosser, alle seine

Nichtarbeitszeit auf den Bau von Mausefallen verwendet, so käme dies seiner Berufsthätigkeit freilich nicht zu Gute; wenn aber Jener in seinen Mußestunden ein seinem unmittelbaren Lehrfache nahe verwandtes wissenschaftliches Feld beackert und zwar als thätiger Schriftsteller, so dient er auch dadurch seinem Amte, indem er in sich und außer sich das Wissen erweitert und die Ehre seiner Stellung fördert.

Da wir einmal auf dieses Kapitel gekommen sind, so sei denjenigen Herren Diplomaten, die es angeht, gesagt, daß die Wissenschaft, am allerwenigsten die Naturwissenschaft, wol die Dienerin, aber nicht die Magd des Staatsamtes ist. Es würde sehr schlecht um die Wissenschaft stehen, wenn die akademischen Lehrer mit dem Brotzirkel den Umfang ihrer Geistesthätigkeit abmessen sollten. Wir würden dann blos Brotwissenschaften, aber keine Wissenschaft haben. Wahrhaft kläglich nahm sich später die Aeußerung eines meiner Vorgesetzten über ein drittes von mir verfaßtes Lehrbuch aus: „ich hätte garnicht geglaubt, daß Sie solch' ein Buch schreiben könnten." Es sollte dies ein nicht mißzuverstehender Stich auf meine „konchyliologischen Allotria" sein.

Nehmet den akademischen Lehrern solche Nebenbeschäftigungen und Ihr werdet bald nur Tagelöhner haben.

Wollte man den Herren aufgeben, die Grenzlinie gegen diese zu ziehen, wahrlich das Gebiet der Wissenschaft würde bald der deutschen Landkarte*) gleichen, ja noch schlimmer aussehen. Sie würden aber wahrscheinlich ihre Meßkette wegwerfen und vor der unerfüllbaren Grenzregulirungs-Aufgabe die Flucht ergreifen. Man lasse die Wissenschaft ungeschoren!

Trotz solcher engherzigen Anschauungen wußte mein schon

*) Wie sie damals und noch früher aussah. D. H.

früher genannter Gönner, welcher mir die erste Reise nach Wien möglich gemacht hatte, mir im Jahre 1835 eine zweite und i. J. 1837 eine dritte durch eine gleiche baare Unterstützung zu bahnen, und mir dadurch die Möglichkeit zu bieten, meinen naturwissenschaftlichen Horizont zu erweitern.

Die erste dieser beiden Reisen gab mir zum erstenmale Gelegenheit, die Alpenwelt und eine südlichere Natur kennen zu lernen, denn ich dehnte sie bis Triest aus und überschritt dabei das reizende Scheidegebirge zwischen Kärnthen und Krain. Der Erfolg für meine geistige Zunahme war daher ein mächtiger. Noch reicher als das erstemal kehrte ich mit Schätzen, inneren und äußeren, beladen nach Hause zurück. Ich lernte den Unterschied kennen, der zwischen Reisen und Reisen besteht. Der „Tourist“, wie dieses Wort allmälig zu seiner festen Bedeutung gekommen ist, kehrt zwar auch bereichert heim, aber unter dem Verwitterungseinfluß der Zeit verbleichen doch zuletzt auch die lebendigsten Bilder der Erinnerung, während dem Naturforscher die heimgebrachten Sammlungen bleibende Denkmäler der durchwanderten Gegenden sind. Folgendes Erlebniß wird mir in seiner ganzen Frische immer gegenwärtig bleiben.

Ich war auf jener zweiten Reise, im September 1835, nach mehrstündiger Durchwanderung der unvergleichlich großartigen Adelsberger Stalaktitenhöhle in Krain, eben wieder an das Tageslicht zurückgekehrt und verzehrte auf einer Bank vor dem Eingange einen mitgenommenen Imbiß. Aus der Grotte tönte nur schwach das Tosen der Poik hervor, welche sich hier in die räthselhaften Labyrinthe der höhlenreichen Unterwelt stürzt, aus der sie erst nach mehrstündigem Lauf bei Planina als Unz wieder zu Tage kommt. Westlich dehnten sich die fernen Höhenzüge des Birnbaumer Waldes und im Süden ragte die Grabgestalt des 4000 Fuß hohen Monte Nanos

breit empor. Bald hatte die warme Herbstsonne die Schmutzflecken auf meinem Rocke getrocknet, welche einige Stalaktiten hinterlassen, die ich an verschiedenen Stellen der vielfach verzweigten Höhle aufgenommen. Am hellen Tageslichte sah ich nun, daß ich großentheils werthlose Stücke mitgeschleppt hatte und ich war eben im Begriff, das größte davon wegzuwerfen. Aber indem ich es darauf genau ansah, bemerkte ich in den Vertiefungen kleine milchweiße hirsekorngroße Schneckenhäuschen, in denen die Thiere aber an der Luft und im hellen Sonnenlicht bereits gestorben waren. Ich hatte ein „Höhlenthier" vor mir, derer seitdem und kurz vorher in jenem höhlenreichen Lande, namentlich auch aus der Klasse der Insekten, eine ziemliche Anzahl entdeckt worden ist. Wer kennt nicht den berühmten Proteus oder Olm (Hypochthon Laurenti) des Zirknitzer Höhlensee's, gewissermaßen das Haupt jenes in ewiger Finsterniß lebenden kleinen Höhlenthierstaates. Als ich die Schneckchen mit der Lupe genau betrachtet hatte, erkannte ich in meinem Funde eine Entdeckung, eine bisher noch unbekannte Art der bis dahin nur durch eine oberirdische Art vertreten gewesenen Gattung Carychium. Angesichts des geheimnißvollen Wohnorts nannte ich die neue Art C. spelaeum; und geheimnißvoll ist der Wohnort viele Jahre hindurch geblieben, denn erst nach langer Zeit gelang es meinem Freunde Ferdinand Schmidt in Laibach, dem Nestor der Krainerischen Naturforscher, die Schnecke in der Höhle wieder aufzufinden, gewissermaßen zum zweitenmale zu entdecken, da ich natürlich nicht anzugeben wußte, an welcher Stelle des sehr umfangreichen Höhlenlabyrinthes ich jenen Stalaktiten aufgenommen hatte.

So oft ich jetzt, nach fast mehr als dreißig Jahren, in meiner Sammlung dem Kästchen mit den winzigen Gehäusen

begegne, steht jene glückliche Stunde in aller Frische wieder vor mir. —

Als ich bei dem ersten Ausfluge in die Umgebungen von Triest im Grase, welches fremdartig aus südlichen Arten zusammengesetzt war, die abenteuerliche Fangheuschrecke, Mantis religiosa, ihre riesigen Fangarme wie zu heuchlerischem Gebet emporgerichtet, und bald auch die Schnabelschrecke, Truxalis nasuta, vor mir sitzen sah, wähnte ich mich, wer weiß wie weit von meiner heimathlichen Thierwelt entfernt. —

Ich hatte diesen ersten Ausflug sehr verstimmt angetreten, denn der einzige mir gleichstrebende Naturforscher der großen Handelstadt, Rollett, an den ich von Ziegler in Wien eine Empfehlung erhalten, war eben am Tage vor meiner Ankunft auf längere Zeit verreist. Mitten unter einer Fülle mich anregender Thier- und Pflanzenformen fühlte ich mich daher fast verwaist. Aber mein gutes Glück verließ mich nicht.

Während ich unfern der reizenden Uferpromenade Passeggio a San Andrea, an einem Abhange, der an das Meer hinabführte, herumkroch und eine reiche Ernte hielt, bemerkte ich, daß ein Mann, der oben auf dem vorbeiführenden Wege stehen geblieben war, mir lange Zeit unverdrossen zusah. Dies widerfährt sammelnden Naturforschern oft genug und es war mir daher nicht weiter aufgefallen; als ich befriedigt wieder heraufgeklettert war, wollte ich eben achtlos an dem Manne vorübergehen, als mich dieser sehr artig mit der Frage anredete, ob ich hier vielleicht Landschnecken gesucht habe. Diese Frage setzte mich in Erstaunen, denn sie bewies, daß der Frager keiner von Denen war, welche mich schon oft mit Verwunderung und fast mit Abscheu gefragt hatten, ob man sich denn auch mit den Schnecken wissenschaftlich zu schaffen mache? Nach wenigen Minuten waren wir Beide einander innig nahe

getreten, denn der Triestiner war nicht weniger erfreut, als er meinen Namen hörte, als ich, da ich erfuhr, daß der Andere eben eine Reise nach Egypten vorhabe und sich zu diesem Zwecke von seinem Freunde Rollett ein Bischen mit der Naturgeschichte der Land- und Süßwassermollusken nach meinem Buche bekannt machen lasse. So hatte denn ein glücklicher Zufall mir bei meinem ersten Ausgange den einzigen Mann in die Hände geführt, der sich in diesem Augenblicke in Triest für meine Studien interessirte, und der dann auch in den acht Tagen meines Aufenthaltes daselbst fast garnicht von meiner Seite kam.

Dies sind kleine naturforscherliche Reiseabenteuer, wie sie gewöhnlichen Touristen in solcher Weise doch nicht begegnen können.

Fast nicht minder angenehm überrascht wurde ich, als ich in der gewöhnlichen Bezugsquelle des reisenden Naturforschers, einer Apotheke Triests, einige Fläschchen kaufte, und in dem Apotheker den bekannten Botaniker Biasoletto fand, dem ich eben so wie dieser mir schriftstellerisch bekannt war.

Ja, wenn es nur möglich wäre, nicht blos den Naturforscher, sondern Jeden einen Reisekursus durchmachen zu lassen, wir würden mehr fertige Menschen haben; der Kirchthurmsgeist würde allmälig einer weiteren Weltanschauung weichen.

Auf der Rückreise von Triest, zunächst nach Laibach, begegnete mir Etwas, dessen Erzählung fast wie Unsinn klingt, wenn man es hört. Ich fürchtete nämlich bei jedem Schritte mich zu verirren, indem ich auf eine Ortschaft zuging, welche kaum eine halbe Stunde weit im Sonnenschein vor mir lag, während kein Strauch und kein Hügel die Aussicht hinderte. Ich war von meinem Zufallsfreund Pallme auf einen näheren Weg nach Sessana über den Monte Spakkato aufmerksam gemacht worden. Als ich auf der Hochebene des Karst angekommen

war, verlor sich der bis dahin sehr deutliche und betretene Fußpfad fast bis zur Unkenntlichkeit. So weit das Auge reichte, sah ich nichts als rauhen, scheinbar bröckeligen, aber in Wahrheit festen felsigen Boden, jedoch ohne eigentliche sich mehr als einige Fuß über die Ebene erhebende Felsen, die dem Auge und Fuße hätten wehren können. Die Sohlen der Wanderer hatten allmälig die Millionen Spitzchen des Felsenbodens abgeschliffen, jedoch so wenig, daß es fast nicht in das Auge fiel. Das war der ganze Weg, und wenn ich einmal das Auge vom Wege aufhob, so hätte ich ihn auch verloren. Das wäre nun nicht weiter schlimm gewesen, denn ich hätte ja auf der beinahe ebenen Fläche nur gerade auf Sessana losgehen dürfen, da kein Acker, ja überhaupt keine Handbreit bebauten Bodens mich daran hindern konnte. Das ging aber nicht, denn ich wäre dann bald in ein Labyrinth von Felsenlöchern und Schründen gerathen, die man nicht eher sah, als bis man davor stand, und zwischen denen der so leicht verlierbare polirte Fußpfad sich vielfach hin und her krümmte. Ich war in diesem abenteuerlichsten Stündchen meiner Wanderschaften aber nicht blos wie verzaubert, sondern zugleich auch entzückt von den näher oder ferner vom Wege winkenden Pflanzen, denen ich kaum zu folgen wagte, um den Teufelsweg nicht zu verlieren. Diese Pflanzenwelt war so spärlich in den Felsenklüften vertheilt, daß sie auch nicht als Wegweiser dienen konnte wie bei uns, wo der Wandel der Fußgänger schon dadurch den Pfad bildet, daß er die Pflanzen unter seinen Tritten wegtilgt.

Ich verließ das Gebiet des Karst, in welchem schon Adelsberg liegt, mit dem festen Vorsatz, dieses wunderreiche, damals wissenschaftlich noch so schlecht gekannte Felsengebirge später einmal ganz besonders zu bereisen, was aber leider nicht zur Ausführung kommen konnte. Aus diesem, vielleicht

von vielen Tausenden von Höhlen durchklüfteten Gebiet sah ich in dem Landesmuseum zu Laibach ganze Schränke voll der prächtigsten Stalaktiten, welche der Kustos Freyer in einem Sommer aus 32 von ihm erst aufgefundenen Höhlen zusammengeholt hatte. Jedenfalls kann man einem Naturfreunde, namentlich wenn er sich mit Erdgeschichte befaßt, nicht leicht ein interessanteres Reisegebiet empfehlen als den Karst, wo mancher Weiler nur dadurch einige Behaglichkeit erhalten kann, daß man zum Gärtchen oder einem Duodez-Acker die Erde meilenweit herschafft und zwischen die Fugen und Klüfte des felsenharten Kalkbodens füttert.

Diese zweite Reise war, schon weil sie weiter gereicht hatte, noch viel lehrreicher und belohnender für mich als die erste, besonders schon auf dem Hinwege in der reizenden, fast alpinen Umgebung von Klagenfurt, der Hauptstadt Kärnthens. —

Es trat nun für mich, nach so viel aufgenommener geistiger Nahrung ein gedeihlicher Verdauungszeitraum ein und um diese Zeit kam zu meiner Beschäftigung mit der Thier- und Pflanzenkunde, und zwar wie in meinem bisherigen Naturforscherleben schon mehrmals wieder ohne mein Zuthun, die Beschäftigung mit der Mineralogie hinzu. Ich kann dies nur preisen, denn zu meinem eigentlichen Berufe, den ich richtig erwogen erst im Jahre 1849 antrat, gehörte eben eine möglichst allseitige Bekanntschaft mit dem ganzen naturwissenschaftlichen Gebiete.

Dies ging so zu. Mein Kollege Krutzsch, der Mineralogie vorzutragen hatte, — wie wir bereits wissen, ebenfalls ein verdorbener Theolog — war durch sein vorgerücktes Alter und Kränklichkeit verhindert, mit seinen Zuhörern die doch eigentlich nothwendigen mineralogischen Exkursionen zu machen, wozu die nahe und ferne Umgegend so ausgezeichnete Veran-

lassung darbot. Ich übernahm, wenigstens zum Theil, die Ausfüllung dieser Lücke und erhielt dadurch Anlaß, mich mit Geognosie zu beschäftigen. Gerade der Umkreis von 4—5 Stunden im Halbmesser um den Ort, wo ich lebte, lernte und lehrte, ist ungewöhnlich reich an den verschiedensten geologischen Vorkommnissen, recht eigentlich zu geologischen Studien geschaffen. Das berühmteste Vorkommen des Pechsteins, die Umgebung des Buschbades bei Meißen, war mehrere Jahre hintereinander wenigstens einmal jährlich ein Exkursionsziel, und ich hatte Gelegenheit, jene unerschöpfliche Fundgrube der manichfaltigsten Varietäten dieses interessanten Gesteins durch manche neue Fundstellen zu bereichern.

Dazu verhalf mir ein sonderbarer Zufall. Als auf einer der ständigen Buschbad-Exkursionen die mit Hämmern und Meiseln bewaffnete Schaar nach einer Wiese ging, wo damals der einzige bekannte Fundort einer ganz braunschwarzen Varietät des Pechsteins war, kam des Weges daher ein alter Tagelöhner, der mich und meine Gefährten anredete: „Sie wollen gewiß in die Pechsteine gehen.“ Um es kurz zu machen, der Alte erbot sich, uns zu noch ganz anderen Stellen zu führen, und entwickelte dabei eine überraschende Bekanntschaft mit allerlei Steinarten wie Achat, Chalcedon, Amethyst, Hornstein, die er alle ganz in der Nähe zu finden wisse, was sich auch bewahrheitete. Am Ende der Exkursion waren die Studirenden sammt mir überglücklich über den ihnen von dem Alten geleisteten Dienst, der trotz seiner fünfundsiebenzig Jahre einen großen und schweren Hammer kräftig gegen die Blöcke zu schwingen wußte, von denen die Anderen mit ihren Hämmern schwerlich etwas losgeklopft haben würden. „Der alte Krause aus Gorbitz“ ist nachher lange Zeit mein förmlicher Liebling geblieben, dem der stehend gewordene Thaler sicher eine nicht unbedeutende Vermehrung seiner jährlichen Einkünfte war.

Nichts ist besser geeignet, naturgeschichtliches Streben zu fördern, als die gründliche Ausbeutung abgeschlossener, wenn auch noch so kleiner und beschränkter Partien des großen Gebiets und ein eingehendes Vertiefen in dieselben. Man gewinnt dadurch ein, wenn auch kleines, aber volles geistiges Besitzthum, welches unverlierbar ist. Und zwar bleibt uns in gleicher Weise das Ergebniß des zuletzt vollendeten und abgeschlossenen Studiums unverlierbar, wie wir auch niemals wieder des Weges und der Mittel vergessen, durch die wir zu demselben gelangten; und indem dieser Weg und diese Mittel nicht blos zu diesem Ziele führten, sondern uns auch zu allen verwandten leiten, so bleiben wir nicht allein befähigt, solche Ziele aufzusuchen, sondern der vertraute Weg lockt uns auch von selbst dazu an.

Sei man daher stets versichert, daß man bei Demjenigen den tüchtigsten wissenschaftlichen Sinn finden wird, in dessen Zimmer man eine kleine abgeschlossene Partie der Naturwissenschaft durch eine Sammlung und einige Bücher vertreten findet; etwa eine Sammlung der Pflanzen, der Käfer, der Fliegen, der Schmetterlinge, der Gesteine seines Vaterlandes; während man bei dem Besitzer eines bunten Sammelsuriums aus allen drei Reichen meistens blos einer seichten, schweifenden Habgier begegnen wird. Und ohne Widerrede hat Jener einen größeren Gewinn an geistiger und gemüthlicher Befriedigung als Dieser.

So gewährte es denn auch mir einen großen Genuß, das so außerordentlich lehrreiche Pechsteingebiet des Triebischthales, in welchem das Buschbad unweit Meißen liegt, nach allen Richtungen hin zu durchsuchen und die damals wahrscheinlich vollständigste Sammlung jenes Gesteines zusammen zu bringen, an deren Stücken sich alle Stufen von beginnender Schmelzung bis zum vollendetsten glasigen Fluß nachweisen

ließen, in allen Abstufungen der Farbe, des Gefüges und der Durchscheinigkeit. —

Im Jahre 1836 wurde mir gerade an dem Tage, wo ich eigentlich der Eröffnung der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Jena, am 18. Sept., beiwohnen sollte, das erste Kind, ein Töchterchen geboren. Ich mußte also, da ich persönlich nicht dort sein konnte, mich durch eine kleine Schrift vertreten lassen, in welcher ich einen Antrag stellte, den ich für sehr wichtig hielt*).

Besser glückten meine Reisepläne im Jahre 1837.

---

*) Hier schaltet der Professor die nachfolgende Bemerkung ein: „Ich unterlasse es, meinen Antrag mitzutheilen, da ein Nichtnaturforscher seine Bedeutung schwerlich zu würdigen wissen wird.“ Dennoch kann der Herausgeber sich nicht entschließen, diese Ausführungen fortzulassen, da dieselben für die Thätigkeit und ganze Lebensaufgabe Roßmäßler's sehr bezeichnend sind. „Gerade durch den Umstand, daß ich mich mit Zoologie und Botanik zugleich beschäftigte, mußte mir ein Uebelstand oft entgegentreten, für welchen Abhilfe dringend nothwendig ist. Dieser Uebelstand beruht darin, daß schon damals und noch mehr nach nahezu fünfundzwanzig Jahren, jetzt das Princip der Arbeitstheilung auf dem Gebiete der Naturforschung es mit sich brachte und bringt, daß die meisten Forscher über die Grenzen ihres kleinen Arbeitsgebietes nicht hinüberblicken und also nicht erfahren und wissen, was Andere auf anderen Gebietstheilen schaffen. Ein Theil der Forscherarbeit besteht darin, neu entdeckte Thiere und Pflanzen zu beschreiben und ihnen Namen zu geben. Da nun die Namen meist nach den Gestalts- und sonstigen Verhältnissen der zu taufenden neuen Gattung gebildet werden, diese Verhältnisse aber sehr ähnlich bei sonst ganz verschiedenen Pflanzen und selbst bei Thieren und Pflanzen vorkommen, so ist es sehr natürlich, daß die um einander und um ihre gegenseitigen Entdeckungen nichts wissenden Forscher auf ein und denselben Namen kommen. So giebt es z. B. eine Pflanze Arenaria und einen Vogel Arenaria und viele andere dergleichen Doppelgänger. Ich hielt dafür, daß es eine würdige Aufgabe gemeinsamen deutschen Fleißes sei, ein umfassendes alphabetisch geordnetes Register aller in der Thier- und Pflanzenkunde

Im Frühjahr ging ich auf einige Wochen nach Berlin, wo ich mit den ersten Größen der Wissenschaft persönlich bekannt wurde: Alexander von Humboldt, dem ich jedoch

---

vorkommenden Gattungsnamen auszuarbeiten und zu veröffentlichen. Ich gab in meiner kleinen Einladungsschrift, die ich in 500 Exemplaren nach Jena schickte, genau an, wie ich mir die Herstellung und Anordnung dieses Buches, welchem von Zeit zu Zeit Ergänzungen folgen müßten, denke. Leider hatte ich den doppelten Verdruß, einmal daß die Versammlung meinen Vorschlag nicht würdigte — denn der mir dafür ausgesprochene Dank der Versammlung war mir kein Ersatz für die Ablehnung — und dann daß kurz darauf Agassiz sich meines Gedankens, allerdings nur für die Zoologie, bemächtigte und den Plan in der innern Anordnung ganz so ausführte, ohne mich als Urheber zu nennen, obgleich damals fast alle naturwissenschaftlichen Zeitschriften meinen Antrag, zum Theil mit vollständigem Abdruck meiner Broschüre, im höchsten Grade beifällig besprochen hatten, mein Antrag ihm also durchaus nicht unbekannt geblieben sein konnte. Agassiz wurde dann allerdings von der Kritik wegen dieser Aneignung einer fremden Idee derb auf die Finger geklopft; aber darum war es mir weniger zu thun, als darum, daß die so höchst nothwendige Arbeit durch Agassiz' Auffassung nur halb, nämlich blos für die Thiergattungen, gethan worden war. Wie dringend nothwendig die Arbeit aber gewesen, und die ganze, ungetheilte Arbeit noch heute ist, geht aus dem Buche von Agassiz: „Nomenclator zoologicus" selbst hervor, da er unter 31,000 Gattungsnamen von Thieren nicht weniger als 3000 nachweist, welche doppelt — für Thiere und Pflanzen zugleich — vorhanden, und dazu noch — es ist kaum zu glauben — 10,000, welche doppelt und mehrfach an Thiere vergeben sind.

Dies beweist, wie wenig sich diejenigen Naturforscher, welche sich ausschließend mit einer kleinen abgeschlossenen Abtheilung der großen allgemeinen Arbeitsaufgabe beschäftigen, wie z. B. Ehrenberg blos mit den mikroskopischen Thieren des Wassers (Infusorien), um die Arbeit ihrer Kollegen auf anderen Gebieten bekümmern. Seit der Beendigung des Buches von Agassiz (1846) sind wiederum viele Jahre verflossen und jene Zahl von 31,000 Thiergattungsnamen wird sich in dieser Zeit mindestens um 25 Procent vermehrt haben. Dasselbe wird der Fall auf dem botanischen Felde sein; man kann sich also denken, welch' heillose Namen-

schon früher in Tharand selbst, wo er den Oberforstrath **Cramer** besucht hatte, nahe getreten war, **Leopold von**

---

verwirrung gegenwärtig auf dem Gebiete der zoologischen und botanischen Gattungsnamen herrschen mag. —

Es wird unseren Lesern, die noch nicht in dem Falle einer botanischen oder zoologischen Taufe gewesen sind, gewiß nicht uninteressant sein, etwas von den mancherlei Kreuz- und Quergedanken zu hören, welche in solchen Augenblicken, „wo der Naturforscher dem Weltgeist näher ist als sonst", seinen Geist bewegen.

Schon die Gelegenheit, die den Glücklichen — denn als ein solcher erscheint sich dann der Naturforscher gewöhnlich — in die Lage brachte, eine neue und daher zu taufende Thier- oder Pflanzengattung vor sich zu haben, kann sehr verschieden sein. Es kann z. B. ein erst neuerlich in einem fernen Lande zum erstenmale aufgefundener Käfer sein, der zu keiner der bekannten Gattungen als Art gestellt werden darf; oder auch es kann ein längst bekannter deutscher Käfer sein, z. B. ein Curculio, an dem wir aber bei genauer Untersuchung Kennzeichen finden, die von den Kennzeichen der Gattung Curculio so bedeutend abweichen, daß sich mit Fug und Recht eine besondere Gattung darauf gründen läßt. Wir wählen als Beispiel Curculio mit Absicht, weil diese Käfer, im Allgemeinen Rüsselkäfer genannt, sehr zahlreich und sehr bekannt sind. Fabricius († 1808), der Linné der Insekten, hatte die Rüsselkäfer in einige wenige Gattungen, die meisten in die Riesengattung Curculio vereinigt. Je mehr Arten eine Gattung hat, desto schwerer ist es, eine Art daraus herauszufinden. Gesetzt, ich habe eine mir unbekannte Art vor mir, deren Namen ich erfahren will. Enthält die Gattung, welcher die Art — was ich vorher ermittelt habe — angehört, 100 Arten, so muß ich vielleicht alle hundert Beschreibungen durchlesen, wenn zufällig erst die letzte Beschreibung auf meine Art paßt. Sehr artenreiche Gattungen sind also ein das Bestimmen sehr erschwerender Uebelstand und es ist daher schon aus diesem Grunde ein Vortheil, wenn es gelingt, die 100 Arten, um dies Beispiel festzuhalten, in 2 Gattungen mit je 50 oder etwa mit 79 und 21 oder 60 und 40 Arten zu spalten. Natürlich kann diese Spaltung der Gattung nur auf Grund dessen geschehen, daß, unbeschadet der Artunterschiede, von den 100 Arten 50 unter sich in einem oder einigen gemeinsamen Kennzeichen übereinstimmen, welche Kennzeichen nun die

Buch, Link, Lichtenstein, Ehrenberg, Klug, H. und G. Rose, Wiegmann und Anderen. Der bekannte Unter=

---

unterscheidenden charakteristischen Merkmale der neuen Gattung werden. Nachdem bis zu diesem Augenblicke alle 100 Arten einen gemeinschaftlichen Gattungsnamen (und daneben noch den Artnamen) hatten, muß sodann für die zu einer besonderen Gattung erhobenen abgetrennten 50 Arten ein neuer Gattungsname erfunden werden, während den anderen funfzig der alte verbleibt. Bei der Wahl des neuen Namens liegt es nahe, den Beweggrund und Ausdruck dazu von den diese 50 Arten gemeinsam charakterisirenden Merkmalen herzuleiten. Diese Merkmale sind vielleicht schwer mit einem einzigen Worte oder — was doch höchstens zulässig — mit einem aus zweien zusammengesetzten Worte auszudrücken; oder (ein wahres Glück, wenn man dies weiß!) der Name, welcher diese Merkmale treffend bezeichnen würde, ist schon anderweit vergeben; oder der zu bildende gut bezeichnende Name würde sprachlich schlecht klingen, oder durch große Lautähnlichkeit mit einem anderen schon bestehenden Gattungsnamen zu Verwechselungen führen. Diese Oders, deren noch manche andere sein können, machen dem taufenden Priester der Natur viel Nachdenken und Erwägen.

Es wird Manchem fast unglaublich vorkommen, daß man bei der Erfindung eines Namens für eine Insektengattung, wenn man sich dabei von den äußeren Kennzeichen des Insekts bestimmen läßt, auf dieselbe Wortform kommen kann, die schon als ein Pflanzenname vorhanden ist, da doch — so möchte man glauben — diese Pflanze nicht dieselben Kennzeichen wie ein Insekt haben kann. Und doch ist dem so, wie wir aus einigen weiteren Beispielen ersehen werden. Dabei haben wir uns daran zu erinnern, daß gewisse Gestalt= und Anordnungsverhältnisse, Aehnlichkeiten, Wohnortsbeziehungen u. dgl. sehr vielfach wiederkehren, und zwar ebenso bei Pflanzen wie bei Thieren. Es werden sich daher ganz besonders häufig Vergleichungen aufdrängen. Es giebt viele Dinge die wir schildförmig, dachförmig, löffelförmig u. s. w. finden. So können wir einen Käfer seiner ganzen Gestalt nach schildförmig finden, an einer Pflanze vielleicht nur einen Theil ihrer Blüthe, und es giebt in der That einen Käfer Cassida (von cassis der Schild) und eine Lippenblütlergattung Cassida. Es giebt einen Käfer Dorcadion und ein Moos gleiches Namens, weil beide in ihrer Art an Gazellenhörner erinnern. Die Sternähnlichkeit hat eine

schied zwischen den gemüthlichen Süddeutschen und den kälteren Norddeutschen prägte sich mir hier auch in den Gelehrtenkreisen aus. Dort heitere und einmüthige Geselligkeit, hier kaltherzige Scheidung in Zirkel. A. v. Humboldt, der dazu berufen gewesen wäre, hielt kein offenes Haus, in dem er die Berliner Naturforscher hätte vereinigen können. In Wien that dies der liebenswürdige Greis Baron Jaquin, der Nestor der Botaniker, an dessen Tisch jeden Mittwoch sich die Wiener Naturforscherrepublik zusammenfand. Ich hatte im Jahre 1833 Gelegenheit gefunden, das Wohlthätige eines solchen Vereinigungspunktes selbst zu erfahren. Als ich wenige Tage vor meiner Abreise von Wien, wo ich mich, wie schon oben gesagt wurde, fast zu ausschließlich meinen Studien hingegeben, das Bedürfniß fühlte, wenigstens das Haupt der Wiener

---

Thiergattung und eine Pflanzengattung Asterias hervorgerufen. Die Blattform kehrt außer an den Pflanzen auch an andern Dingen wieder und wird daher in den Bezeichnungen vielfach angewendet. Thiergattungen, welche an irgend einem Theile ihres Leibes die Vergleichung mit einem Blatte zulassen und daher zu einer entsprechenden Benennung veranlaßten, giebt es eine ganze Menge. Den Namen Phyllophora, Blattträger, führt ein Säugethier, eine Heuschrecken-, eine Fliegen-, eine Krebs- und eine Pflanzengattung (ein See-Tang); mit der geringen Endabweichung Phyllophorus kehrt er noch einmal bei einer Käfer- und einer Seeigelgattung wieder. Das griechische Wort Acanthus, der Stachel, hat, wie leicht zu vermuthen, namentlich sehr oft zu Gattungsnamen Anwendung gefunden. Acanthodon, Stachelzahn, heißt ein Fisch und auch eine Spinne; Acanthonotus, Stachelrücken, ein Fisch, eine Spinne und ein Krebs; Acanthurus, Stachelschwanz, kommt sogar viermal vor: als Käfer, Wurm, Fisch und Reptil; ebenso Stachelleib, Acanthosoma: als Wespe, Fisch, Krebs und Wurm.

Doch diese Beispiele genügen; sie könnten nach obiger Zahlenangabe leicht vertausendfacht werden und die Dringlichkeit des Antrags, den ich in Jena stellte, war schon damals nicht zu verkennen."

Naturforscher persönlich kennen zu lernen und dem Baron Jaquin einen Besuch machte, wurde ich von diesem eingeladen, am folgenden Tage — es war gerade ein Mittwoch — bei ihm zu essen. „Er wolle diejenigen, deren ungeladenen Kommens er nicht ganz sicher sei, ausdrücklich herbeirufen, damit ich die Gelegenheit finde, die für mich interessantesten Männer Wiens noch persönlich kennen zu lernen." In Berlin geschah etwas Aehnliches, aber sozusagen abtheilungsweise.

Damals machte ein Skandal in den Naturforscherkreisen Berlins ein gewaltiges Aufsehen. Leopold von Buch beschuldigte einen noch sehr jungen Naturforscher, der jetzt im fernen Auslande eine hervorragende wissenschaftliche Stellung bekleidet, der Entwendung einer seltenen Versteinerung. Das heftige bissige Wesen dieses größten der damals lebenden Geologen ließ diese, natürlich später als unbegründet erwiesene Beschuldigung zu einer solchen peinlichen Angelegenheit anschwellen, daß sich der Kronprinz, der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. ins Mittel schlagen mußte. Es werden sich viele Berliner noch an einen Vortrag von Ribbeck in der Gesellschaft „Humanität" erinnern, wo ich von Leopold v. Buch an jenem Abend eingeführt war, und wo der Genannte eine auf jene Geschichte vielleicht halb und halb zugespitzte Deutung deutscher Worte und Eigennamen gab. Nachdem er vorher unter anderen auch den Namen Leopold und zwar in lobpreisender Weise gedeutet hatte, that er dies in gegentheiligem Sinne mit einem Vogelnamen, mit welchem der Name des armen Naturforschers einige Klangähnlichkeit hatte, und welcher einem räuberischen Vogel angehört.

Der Ruhm Leopolds von Buch ist ein so großer und so wohlerworbener, daß es meinen Lesern jedenfalls nicht unangenehm sein wird, wenn ich hier einige kleine Züge

dieses großen Forschers einschalte, bei denen ich persönlich betheiligt war.

Kurze Zeit vor meiner Abreise nach Berlin ließ L. v. Buch durch einen Freund mir eine zweifelhafte versteinerte Schnecke vorlegen, mit dem entschiedenen Bedeuten, er solle nicht eher wieder von mir fortgehen, als bis ich auf einem Blatt Papier ihm mein Urtheil darüber aufgeschrieben habe, „denn ein Wissender treffe beim ersten Anblick das Wahre am richtigsten, während er bei langem Grübeln meist daneben schieße.“ Es war die damals noch sogenannte Paludina multiformis, deren generische Auffassung bei v. Buch gerechtfertigte Zweifel erweckt hatte, über die er von meinem konchyliologischen Wissen Entscheidung erwartete. Ich schrieb nach dem Wunsche des Fragers sofort auf einem Zettel die Gründe auf, weshalb ich die fragliche Art für eine Valvata und nicht für eine Paludina halte, und gab diesen mit dem Kästchen meinem Freunde zur Beförderung an v. Buch zurück. Als ich kurze Zeit nachher in Berlin bei ihm meinen ersten Besuch machte, fand ich mich mit einer auffallenden Kälte empfangen, so daß ich mich, eingedenk des bisherigen freundschaftlichen Briefverkehrs, berechtigt glaubte, nach den Gründen dieser Kälte zu fragen. In der eigenthümlichen hastig stotternden Rede und mit dem durchdringenden Blick, wie es dem berühmten und sich dessen wohlbewußten Manne eigen war, sagte er: „ich bin böse auf Sie, daß Sie mir die Valvaten zurückgeschickt haben; hatten Sie denn gar kein Plätzchen mehr für diese niedlichen Schneckchen?“ Ich merkte nun, daß es sich um einen Buch'schen Scherz handelte, und schnell darauf eingehend erwiederte ich: „Eben deßhalb, Herr Kammerherr, bin ich nur nach Berlin gekommen, um sie mir wieder zu erbitten.“ Nun war es gut; L. v. Buch holte auch sofort die beiden kleinen blauen Papp-

kästchen, die ich natürlich zum bleibenden Andenken aufbewahrt habe, herbei.

Sonderbar, daß dieser in der Wissenschaft einen der ersten Plätze einnehmende Mann in politischer Hinsicht, von seinem Busenfreunde Humboldt himmelweit verschieden, nahezu auf dem Kreuzzeitungs-Standpunkte sich befand; und ich schalte vorgreifend hierüber an dieser Stelle einen nicht zu mißdeutenden Zug desselben ein. Während der Zeit der Wahlen zum deutschen Parlamente im Mai 1848 lag ich ruhend eines Nachmittags in Tharand auf dem Sopha, als ich vor meiner Thür eine heftige mir bekannt klingende Stimme im Gespräch mit dem Dienstmädchen hörte, welches wahrscheinlich einen Fremden zu dieser Stunde abweisen wollte. Ich sprang auf und öffnete die Thür — vor mir stand L. v. Buch, jedoch sonderbarer Weise nicht in der Stellung Eines der eintreten, sondern wie Einer der sich draußen eines Auftrages entledigen will. Ich bat ihn, freudig überrascht, einzutreten.

v. B., „nein, ich komme nicht herein, ich wollte nur Abschied von Ihnen nehmen."

Ich, „wie? ich verstehe Sie nicht. Sie sind ja eigentlich noch garnicht da und wollen schon wieder gehen?"

v. B., „ja, ich bin blos deshalb von Dresden herausgegangen, um Ihnen Lebewohl zu sagen."

Obgleich ich solche Schrullen von meinem berühmten Besuch wol kannte, sprach ich doch wiederholt meine Verwunderung aus, während es mir jedoch zuletzt gelang, ihn vollends herein zu nöthigen.

v. B., „ich habe in D. gehört, daß Sie nach Frankfurt gewählt werden; dann gehen Sie der Wissenschaft verloren und da wollte ich von Ihnen im Namen der Wissenschaft Abschied nehmen."

So nahm der anscheinende Scherz eine ernste Wendung

und eine für mich sehr schmeichelhafte Bedeutung an. Ich bemühte mich zu zeigen, daß ich erstens noch gar nicht gewählt sei, und wenn dies geschehen sollte, ich dann zweitens doch der Wissenschaft nicht untreu werden wolle. L. v. B. blieb fest bei der Behauptung, daß Beides geschehen werde, und führte mir, als Einwand gegen mein politisches Verhalten, besonders die Pflicht vor, daß ich der Wissenschaft meine „Fauna molluscorum Europae“ noch schuldig sei, die ich schon seit 10 Jahren versprochen habe. Ich wendete ein, daß ich das Werk keineswegs aufgebe, daß ich aber dazu vorher eine südeuropäische Reise machen müsse, wozu mir das Geld fehle.

v. B., „das brauchen Sie nur zu sagen! Herr von Humboldt wird Ihnen vom Könige sofort das nöthige Reisegeld schaffen!“

Ich, „von Ihrem Könige mag ich keine Unterstützung.“

v. B., „Sie sind ein Narr!“

Ich, „kann sein.“

Nichtsdestoweniger beharrte ich bei meiner Erklärung, während es damals wahrscheinlich nur eines Wortes bedurft hätte, um meinen langjährigen und heißersehnten Reiseplan in Erfüllung gehen zu machen. Nach kurzem Verweilen ging L. v. B. wie er gekommen war wieder zu Fuß nach Dresden zurück.

Daß ich damals dieses eine Wort nicht sprach, war der Markstein, von dem aus zwei Jahre nachher mein Leben eine andere Wendung nahm. Ich habe es bis heute noch keinen Augenblick bereut, jenes Wort nicht gesprochen zu haben. Leopold v. Buch hat es mir bis zu seinem Tode nachgetragen; A. von Humboldt hat noch wenige Monate vor seinem Tode mir die unzweideutigsten Beweise seiner Freundschaft gegeben. Wie wunderbar war doch dieser politische Zwiespalt der beiden

großen Männer, die man in jeder anderen Hinsicht fast als ein Dioskurenpaar betrachten konnte!

In demselben Jahre, 1837, sollte ich wieder um eine bedeutende Lebenserinnerung reicher werden, indem mir eine dritte Reiseunterstützung den Besuch der Naturforscherversammlung in Prag möglich machte.

Wenn ich nach meinen Erinnerungen hier ein Urtheil über die Bedeutung dieser Versammlungen aussprechen darf, so muß ich sagen, daß der Stifter derselben, Oken, in treffendem Verständniß dieser Vereinigungen den Schwerpunkt ganz richtig in das gegenseitige persönliche Bekanntwerden gelegt hat, während, wenigstens jetzt, bei der seitdem unendlich gesteigerten Schnelligkeit des telegraphischen, brieflichen nnd Zeitschriften-Verkehrs, die wissenschaftliche Bedeutung jener Versammlungen sehr untergeordnet ist und selbst damals von keinem sehr großen Belang war.

Aber der persönliche Umgang, das Bekanntwerden mit der Charakter- und Geistes- und selbst mit der leiblichen Persönlichkeit so vieler bedeutenden Männer ist für den jungen Naturforscher von der höchsten Bedeutung. Er fühlt sich gehoben, wenn Meister der Wissenschaft seiner Erstlingsleistungen anerkennend gedenken; er fühlt sich zu bescheidener Zurückhaltung verpflichtet im Anblick so vielen verdienten Ruhmes; er zählt sich mit Stolz einer Genossenschaft zu, der zu Ehren eine ganze Stadt ein festliches Gewand angethan hat, vor der sich die Staatsgewalt grüßend verbeugt.

Nichtsdestoweniger darf nicht verhehlt werden, daß die Wanderversammlungen der deutschen Naturforscher und Aerzte doch das nicht geworden sind, was *Oken* bei der Gründung am 10. Oktober 1822 in Leipzig aus ihnen machen wollte: *eine Macht gegen allerlei Feinde der Volksaufklärung.*

Lag es an übertriebener Aufmerksamkeit oder landesüblichem Backhähnd'l-Bedürfniß, oder war es — die weltbekannte, wunderliche österreichische Politik, daß namentlich hier die Versammlungen mit öffentlichen Gastmählern förmlich übertäubt wurden? War damals das Bewußtsein der Verpflichtung gegen das Volk, ihm die Naturwissenschaft zugänglich zu machen, noch nicht erwacht, oder fehlte der Muth dazu noch gänzlich? Vielleicht bin ich selbst der Erste gewesen, welcher viel später, im Jahre 1852, bei der Wiesbadener Versammlung den Naturforschern diese Verpflichtung kräftig in das Gewissen rief, was auch i. J. 1861 bei der Versammlung in Speyer Virchow mit noch viel größerm Nachdruck wiederholte.

Daß Oken, der duldende Erstling der Maaßregelungs-Staatskunst, den Naturforschern stillschweigend jene Verpflichtung auferlegen wollte, das geht deutlich aus § 9 der Gründungsstatuten hervor: „die Versammlungen finden jährlich und zwar bei offenen Thüren statt, fangen jedesmal am 18. Sept. an und dauern mehrere Tage." Das deutet offenbar auf die beabsichtigte Volksthümlichkeit der Versammlungen hin, welche seit langer Zeit auf drei öffentliche Sitzungen zusammengeschrumpft ist, in denen nicht selten sehr unvolksthümlich gesprochen wird, während die fachmännische Gelehrsamkeit in den seit d. J. 1828 eingeführten „Sektionssitzungen" sich bei nicht offenen Thüren gütlich thut, wozu in den ersten Jahren aus den oben angeführten Gründen weit eher als gegenwärtig eine Berechtigung anzuerkennen gewesen sein würde.

Darum ist es entschieden die Aufgabe aller Naturforscher Humboldtischen Sinnes, aus ihren Wanderversammlungen das zu machen, was dieselben dem ausgesprochensten Zeitbedürfnisse gegenüber werden müssen. Es ist allerdings nur eine kühne Vermuthung, aber eine im innersten Wesen Humboldts be-

gründete, daß dieser mit nur einigen wenigen Ausnahmen sich von den Naturforscherversammlungen fern gehalten hat, weil sie dem Geiste nicht entsprachen, den er im Kosmos für alle Zeiten niedergelegt hat. —

Von Prag aus beabsichtigte ich noch weiter südlich zu gehen. Zwei Freunde, zu denen ich bei der Versammlung in ein innigeres Verhältniß getreten war, wollten mich mit nach ihrer Heimath haben: Franz Unger, der damals noch Professor der Botanik in Graz war, nach Steiermark, und Dr. A. Lang aus Neutra nach Ungarn. Ich entschied mich für das Letztere und lernte daselbst ein gutes Stück magyarisch-slavisches Leben kennen, während meine Fachstudien weniger Befriedigung fanden. Wien mußte daher zum drittenmale auf der Rückreise mir einen kurzen aber inhaltreichen Ersatz bieten. —

Das „ich mußte", welches ich als Lebensspruch für mich wählte, oder vielmehr wählen „mußte" und dieser Schilderung voranhalten, machte sich in dem nun folgenden Jahre mir gegenüber abermals und für ein neues Thun geltend. Der Direktor der Akademie besaß eine ausgezeichnete Versteinerungssammlung, die er bis zu seinem Tode mit großem Eifer pflegte und die nachher auf Humboldts Betrieb für das Berliner Museum angekauft wurde. Mehrere Jahre hindurch brachte er von seiner regelmäßigen Badereise nach Franzensbad aus einem damals durch bedeutenden Abbau sehr aufgeschlossenen Braunkohlenbecken bei Altsattel im Elbogener Kreise große Vorräthe mit heim. Diese bestanden aus einem sehr verschiedentlich, theils grob-, theils feinkörnig ausgebildeten Sandstein, in welchem in großer Häufigkeit Pflanzenabdrücke enthalten waren. So kam nach und nach eine ziemlich reichhaltige Flora jenes Tertiärbeckens zusammen, von einem von der gegenwärtigen Pflanzenwelt Böhmens ganz und gar verschiedenen, auf ein heißes Klima

hinweisenden Gepräge. Diese außerordentlich reiche Fundgrube war vorher noch niemals ausgebeutet worden und also diese fossile Flora für die Wissenschaft neu. Es lag daher sehr nahe, die von allen damals bekannten Braunkohlenpflanzen durchaus abweichenden Formen des Altsatteler Beckens durch Abbildung und Beschreibung der Wissenschaft einzuverleiben, und der Oberforstrath Cramer ruhete nicht eher, bis ich ihm zugesagt hatte, diese Arbeit zu übernehmen, und der Verleger der Bücher von uns Beiden, der alte biedere Chr. Arnold, ließ sich leicht bewegen, den Verlag zu übernehmen.

Nun mußte ich zum botanischen Alterthumsforscher, d. h. Paläontologen werden, oder wie diesen Volger angemessen verdeutschen würde: Vorwesenkundigen. Dazu ersann ich mir eine bequeme Art der treuen Nachbildung der Blätter, denn solche waren es fast allein, die mir die Mühe des Abzeichnens beinahe vollständig ersparte. Diese Nachbildungsart, für die sich alle Versteinerungen eignen, welche in nahezu ebenen, nicht zu stark vertieften Abdrücken in einem hinlänglich festen Gestein bestehen, schien damals den Paläontologen neu zu sein, wenigstens wurde meine Anleitung dazu in Bronn's und Leonhard's „Jahrbüchern für Mineralien" freudig begrüßt. Erst viele Jahre nachher habe ich erfahren, daß ich nicht eigentlich der Erfinder dieses sehr nützlichen Abformungsverfahrens bin, sondern höchstens sagen kann, ich sei selbstständig darauf gekommen; denn lange vor mir haben sich die Alterthumsforscher bereits ganz desselben Mittels bedient, um Inschriften nachzuformen. Ich habe aber auch seitdem vielfältig erfahren, daß es trotz alledem Vielen, die davon Gebrauch machen könnten, heute noch unbekannt ist, daher ich es im Interesse Solcher nicht für unnützlich halte, das höchst einfache Verfahren hier kurz zu beschreiben.

Wie selbst größere Erfindungen oft, ja vielleicht meist die

Kinder des Zufalls sind, so führte auch mich auf diese der zufällige Umstand, daß mir ein nutzloser Haufen feinen ungeleimten Seidenpapiers zur Verfügung stand. Solches Papier, zunächst zwei bis drei Blatt auf einmal, zieht man durch Wasser, deckt es auf den abzuformenden Abdruck und schlägt es dann mit einer weichen Uhrmacher- oder Sammetbürste darauf fest an, so daß es überall in einen feuchten Papierbrei (Papiermaché) verwandelt und in alle Vertiefungen des Abdruckes eingefüttert wird. Dies wiederholt man so lange durch immer neu aufgelegte, zuletzt trockene, Papierblätter, bis sich eine etwa 1/4 Linie dicke Lage gebildet hat, auf der dann gewöhnlich oben kein deutliches Bild mehr von dem Abdruck zu sehen ist. Dann bestreicht man die Rückseite mit dickem Gummischleim und läßt diesen Papierabguß, denn so kann man es annähernd nennen, vollkommen trocken werden. Ist dies der Fall, so kann man ihn leicht abheben, und man hat auf der Innenseite eine bis in die feinsten Einzelnheiten ganz treue Abformung des Originals, natürlich mit dem Unterschiede, daß darauf das Vertiefte erhaben und so umgekehrt und das Rechte das Linke ist. Die Uebertragung dieses Abbildes auf den lithographischen Stein bewirkte ich ebenfalls in mechanischer Weise, indem ich mit Wasser angeriebene rothe Kreide oder Bolus mit dem Ballen der Fingerspitze oder mit einem kleinen Lederballen auf die Erhabenheiten desselben (also auf das Blattgeäder) auftupfte und nachdem dies trocken war, den Papierabguß mit dem Falzbein auf den Stein stark aufdrückend abdruckte, wobei die rothe Zeichnung hinlänglich deutlich auf dem Stein haftet, um dann für die lithographische Ausführung als Pause dienen zu können. Wie treu so vermittelte Abbildungen sind, kann man leicht sehen, wenn man meine Figuren in meinen „Beiträgen zur Versteinerungskunde“ mit den Originalen im Berliner Museum vergleicht.

Vor Gypsabgüssen, deren Anwendbarkeit durch die Hindernisse des abzuformenden Reliefs sehr beschränkt ist, hat das beschriebene Verfahren mancherlei Vorzüge. Das Original wird dadurch weder beschmutzt noch, wenn das Gestein hinlänglich hart ist, sonst beschädigt. Die Papierabgüsse sind unzerbrechlich, biegsam und sehr leicht, und können selbst Briefen bequem beigeschlossen werden, was den wissenschaftlichen Verkehr sehr unterstützt.

Diese kleine paläontologische Arbeit, die wegen ihrer treuen Abbildungen eine gute Aufnahme fand, hinterließ in mir einen bleibenden Gewinn, den ich lediglich dem Umstande verdankte, daß ein Anderer mich förmlich dazu nöthigte, während doch die Freude an der Arbeit mich die Nothwendigkeit nicht fühlen ließ.

Es folgte nun für mich eine fast zwei Jahre umfassende Zeit, in welcher ich außer meinen amtlichen Arbeiten ausschließend mit der Fortsetzung meines konchyliologischen Werkes mich beschäftigte, von dem zu Ende des Jahres 1839 das IX. und X. Heft erschienen. Da erfolgte im Hochsommer 1840 der schon erwähnte jähe Tod meines botanischen Kollegen Reum und mir wurde von der Behörde die schwere, aber auch von großem Vertrauen zeugende Aufgabe gestellt, die so plötzlich unterbrochenen botanischen Vorträge unmittelbar nach dem Tode des bisherigen Lehrers fortzusetzen.

Die Vorträge hatten sich aber nicht blos auf systematische Pflanzenkunde zu beschränken, sondern auch Pflanzenphysiologie stand auf dem Lehrplane. Diese Wissenschaft, welche in der Gegenwart von den ausgezeichnetsten Forschern in großer Zahl gepflegt wird, lag damals noch sehr im Argen und war noch so wenig gewürdigt, daß damals, was jetzt kein Mensch mehr glauben wird, die Kollegen Reum's, ich nicht ausgenommen, es diesem fast zum Vorwurf machten, daß er die,

wie man meinte, kurz abzumachenden wenigen physiologischen Lehren nicht in den Vortrag über allgemeine Pflanzenkunde verwebte, sondern zu einem langen Kolleg ausspinne. Ja, seine allerdings stark naturphilosophisch gefärbten Lehren über das Leben der Pflanze gaben dem Lehrerkollegium bei jeder öffentlichen Prüfung Anlaß, sich unter einander darüber lustig zu machen.

Die schwere Aufgabe, die ich nun übernommen hatte, wurde dadurch noch schwieriger, daß i. J. 1840 durch das schon oben genannte Buch von Liebig die Pflanzenphysiologie ein ganz neues und zwar ein chemisches Gesicht bekam, Chemie aber für einen Botaniker damaliger Art (und ich machte leider keine Ausnahme) eine Wissenschaft war, die er als weit außer seinem Bereich liegend ansah. Liebig schlug in seinem Buche die Pflanzenphysiologen und die Landwirthe mit Keulen vor den Kopf und es fehlte nur noch, daß er es rund und rein herausgesagt hätte, daß sie allesammt Schulbuben seien, die erst zu lernen anfangen müßten. Diese Alle, mit wenigen Ausnahmen, ergrimmten sich bas über den großen Chemiker, den Dutzende von angreifenden und abwehrenden Broschüren wie Hornissen umschwärmten. Die Pflanzenphysiologen und „rationellen" Landwirthe kehrten all' ihr bischen Wissen vom Leben der Pflanze zusammen, um zu sehen, ob denn das Häuflein ihres Wissens wirklich gar so kläglich klein, und ob sie wirklich so dumm seien, wie Liebig behauptete.

Es hat nicht leicht ein anderes Buch so großes Aufsehen gemacht, ja einen solchen Sturm in der Literatur erregt, als Liebig's berühmtes Werk über die „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie". Aber trotz der Uebereilungen und Uebertreibungen, von welchen die erste Auflage dieses Buches nicht freizusprechen ist, muß es doch

als der Markstein angesehen werden, welcher die Grenze der neugewordenen Physiologie bezeichnet.

Liebig ärgerte mit seinem Buche die Männer, auf deren Urtheil und Beschluß die Haltung der Akademie beruhete, so sehr, daß mir dadurch gewissermaßen ein Theil der Last abgenommen wurde, die es mir aufgebürdet haben würde, wenn es ruhiger und weniger persönlich gewesen wäre. Denn ich würde mich nicht angenehm gemacht haben, wenn ich nun ohne Weiteres dem neuen Propheten hätte anhängen wollen. Ich that für die Zeitlage klug daran, auf dem status quo ante zu verweilen und nur sehr vorsichtig die neue Lehre zu berücksichtigen.

Es war für mich gut, daß es damals geradehin kein pflanzenphysiologisches Buch gab, welches ich meinen Vorlesungen hätte zu Grunde legen können, denn das meines Vorgängers verwarf ich mit dem „heiligen Ingrimm" eines Antinaturphilosophen. Ich war daher genöthigt, mir wieder ein sorgfältiges Heft auszuarbeiten, welches ich meinen Zuhörern diktirte. Abermals erwies sich mir das docendo discimus (durch Lehren lernen wir) ersprießlich.

Schon bald mußte ich das Lästige und Zeitraubende des alten Diktirschlendrians fühlen und daher trat mir der Vorsatz immer annehmbarer entgegen, mein Heft wenigstens als Manuskript für meine Zuhörer drucken zu lassen. Aber jede Woche brachte des Neuen so viel, daß ich es nicht wagte, dem Hefte einen druckreifen Abschluß zu geben. Ein äußerer Anstoß führte endlich i. J. 1843 den Beschluß in mir zur Reife. Und welcher Mann gab diesen Anstoß?

In dem ersten Jahrgange der von der Akademie gegründeten „Jahrbücher" hatte ich einen Aufsatz über die Entstehung der Kultur-Varietäten bei den landwirthschaftlichen Pflanzen veröffentlicht, der in der „Landwirthschaftlichen

Literatur-Zeitung" glänzend besprochen und bei dem mir gegenüber die Aufforderung geäußert war, daß ich in derselben Weise für den Landwirth ein kleines pflanzenphysiologisches Handbuch verfassen solle. Die Aufforderung und der Mann, von dem sie ausging, waren für mich so maßgebend, daß ich im September d. J. 1843 mein Heft unter dem Titel: „Das Wichtigste vom innern Bau und Leben der Gewächse" herausgab. Der Redakteur der „Landw. Lit.-Zeit." und der Verfasser jener Recension war — Laurenz Hannibal Fischer: „Flottenfischer!" Vorahnend hatte der Herr Staatsrath sich schon damals diesen Namen verdient, doch mir gegenüber im guten Sinne, denn er hatte ja mein Schifflein flott gemacht.

Ich widmete mein Buch der VII. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe, welche am 4. September d. J. 1843 zu Altenburg stattfand, und legte, da diese Versammlungen keinen bleibenden Besitz haben, das Widmungsexemplar in die Hände des damals sehr bekannten und in Achtung stehenden „Altenburger Bauers" und Naturdichters Kresse.

Hier kann ich nicht umhin, aus jener Versammlung ein Vorkommniß zu erzählen, welches meinem Rufe, wenn er nicht bereits einigermaßen gut begründet gewesen wäre, gefährlich hätte werden können. Zur Ueberreichung meines Buches nahm ich in einer öffentlichen außerordentlich zahlreich besuchten Versammlung das Wort und verlas am Ende meines Vortrages folgende Schlußworte des Buches, damit den darin ausgesprochenen Antrag begründend:

„Wir schließen unsere Arbeit mit einem Hinweis, den wir uns nicht entschließen konnten, in den Text mit aufzunehmen; wir meinen die vermeintliche Umwandlung der einen Pflanze in eine andere.

„Den Glauben, daß aus Roggenkörnern Trespe erwach-

sen könne, glaubten wir nur noch in einigen wundergläubigen Köpfen nistend und die allerneueste Zeit hat ihn im Gegentheil durch den Mund gelehrter Leute überboten und mit den Ergebnissen von zahlreichen, freilich meist sehr rohen Experimenten beglaubigen wollen.

„Diese Ergebnisse sind so überraschend, daß sie Einem das Haar zu Berge treiben würden, wenn die Versuche vollkommen sicherstellend wären; so aber verursachen sie einem mit dem Bildungsleben der Gewächse Bekannten nur das unangenehme Gefühl des Hinundherschwankens zwischen besserwissendem Unglauben und sich selbst mißtrauendem Fürmöglichhalten.

„Wer den naturhistorischen Wunderglauben kennt, — welcher, obwol er in jedem Menschen keimt, doch namentlich in demjenigen wuchernd aufschießt, der, ohne tiefere Kenntniß von der Natur, gleichwol an sie und ihre Kräfte, Erscheinungen und Gebilde durch sein Gewerbe gewiesen ist, — der wird mit uns es zugeben, daß gegenwärtig auf dem weiten Gebiete der Landwirthschafts-Wissenschaft nichts dringender die gründlichste Erledigung erheischt, als die Frage, ob es möglich und erwiesen sei, daß z. B. aus Roggensamen unter Umständen Trespenpflanzen erwachsen können. Dieser Zweifel haust jetzt wie ein unheimliches Gespenst auf der weiten Flur des landwirthschaftlichen Forschens, er liegt als ein geheimnißvoll-übler Stein des Anstoßes vor den Füßen des nach gründlichem Wissen Trachtenden, ja er steht nach dem Urtheil der Botaniker von Beruf als ein Schandpfahl mitten in der Landwirthschafts-Wissenschaft.

„Verlangen unsere Leser zu hören, was wir hierüber zu sagen wissen, so müssen wir bemerken, daß hier mit Sagen, — und enthielt es die Gelehrsamkeit aller Botaniker, — nichts, gar uichts gedient ist. Der gründlichsten, aus den Gesetzen des Pflanzenlebens gefolgerten Beweisführung von

dem Nichtbestehen jener zauberhaften Erscheinung halten gewisse Leute hohnlachend ihre Versuche entgegen. Hier gilt's also Versuch gegen Versuch.

„Insofern es aber hierbei darauf ankommt, die Streitpunkte zweier großen, einander gegenüberstehenden Parteien gründlich aufzulösen und die eine zum Uebertritt zu der andern durch Ueberführung zu nöthigen, so ist es unerläßliche Bedingung, daß deshalb anzustellende Versuche von allgemein glaubwürdigen Männern und unter Berücksichtigung aller von Einfluß sein könnenden Umstände veranstaltet und öffentlich mitgetheilt werden. Es giebt wol keinen würdigeren Gegenstand, der es verdiente, von einem Vereine gebildeter Landwirthe zu seiner Angelegenheit und Aufgabe gemacht zu werden, als dieser.

„Wir unsererseits würden sofort den Stab über unser hier zu Ende gehendes Buch brechen, wenn wir es noch für nöthig hielten, hier unsere Meinung über diesen Gegenstand ausdrücklich darzulegen und unsere Leser dadurch für diese zu gewinnen. Wenn diese aus unserer Arbeit nicht von selbst sich ergiebt, so haben wir unsere Aufgabe gänzlich verfehlt."

Wenn ich es nicht besser gekannt, so hätte ich aus dem Sturme, welchen die Stimmführer hierauf hervorpreßten, annehmen müssen, der Roggen-Trespe-Wahn habe hier keinen einzigen Vertreter. Das wäre aber sicher weit gefehlt gewesen, denn leider sitzt auch gegenwärtig (geschrieben i. J. 1863; d. Herausg.) noch, nachdem seit jenem Tage wiederum bald 20 Jahre verstrichen sind, dieser unselige Aberglaube den Leuten noch immer in den Köpfen. Vor drei Jahren entspann sich z. B. in einem sehr achtbaren landwirthschaftlichen Vereine, welchem Einer von meinen ehemaligen Zuhörern vorsteht, der also sicher Nichts verabsäumt haben wird, die Frage in das richtige wissenschaftliche Licht zu setzen, ein

heftiger Streit für und wider die Umwandlung von Roggen in Trespe, wobei man sich zuletzt dahin einigte, die Entscheidung des Herausgebers des naturwissenschaftlichen Volksblattes „Aus der Heimath“ anzurufen. Wird sie Etwas geholfen haben? Schwerlich! Behauptung gegen Behauptung nützt hier nichts, wenn zehnmal die Entscheidung des Schiedsrichters auf wissenschaftliche Gründe gestützt ist. Hier hilft Nichts auf der Welt, als Belehrung und das überführende Experiment oder noch besser Beides zusammen. Der Landmann, welcher mit Augen sieht, daß ein Trespenkorn von einem Roggenkorn hundertmal mehr verschieden ist, als ein Entenei von einem Hühnerei und es oft erfahren hat, daß eine Bruthenne aus den untergelegten Enteneiern doch keine Küchlein, sondern eben Entchen ausbrütet und der dann noch glaubt, daß aus dem Roggenei (denn ein Same ist das Ei der Pflanze) eine Trespenpflanze erwachsen könne, der ist dem Mohren gleich nicht weiß zu waschen, dem muß man das Waschwasser als Medicin in der Form von Belehrung eingeben.

Ich weiß wol, daß auch unter den praktischen Landwirthen die Zahl Derer groß ist, welche nicht an die Trespengeschichte glauben, aber weiter auch nichts; sie glauben eben nicht daran. Hier aber hat Glauben und Nichtglauben kein Recht, hier heißt es Wissen und Nichtwissen. So lange die naturgeschichtliche Bildung des praktischen Landwirths nicht wenigstens so weit geht, daß er weiß, daß nach den tausend- und abertausendfältig erwiesenen Gesetzen der Natur jene Umwandlung ein Verstoß gegen diese Gesetze, also wider die Natur der Dinge sein würde, so ist von solcher Bildung überhaupt nicht die Rede.

Es gehört kein sechsstündiges Semesterkolleg dazu, um auch dem, der Nichts weiter als gesunde Sinne und seinen

gesunden Menschenverstand mitbringt, zu zeigen, wie die Befruchtung und Keimbildung bei Pflanzen und Thieren stattfindet und wie darauf nach ewigen Gesetzen die Keimung und weitere Entwicklung des Samens und Thierei's verläuft. Wer dies begriffen hat, bei dem vergeht alsdann jener Trespenunsinn vor diesem Wissen von selbst, wie die Nacht vor der aufgehenden Sonne. Es bleibt alsdann blos noch die Erklärung übrig, wie es zugeht, daß auf einem Roggenfelde mehr Trespe, die man doch nicht gesäet hat, als Roggen erwächst, von dem man reinen Samen aussäete. Dabei übersieht man übrigens, daß doch wol noch mehr Roggen als Trespe auf dem Felde steht; auch achtet man nicht auf die nahe genug liegende Frage: warum nun, wenn denn eine Umwandlung stattgefunden haben soll, nicht alle Roggenkörner Trespenpflanzen erzeugt hätten, da doch einmal der die Natur überwindende Umwandlungsteufel in das Feld gefahren ist —?

Uebrigens soll, um nach Altenburg zurückzukehren, hier nicht verschwiegen werden, daß hinterher sehr viele Landwirthe zu mir herantraten und sich Belehrung ausbaten, wobei sie deutlich verriethen, daß sie, vielleicht ohne es sich selber einzugestehen, Trespengläubige waren.

Bei jener Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe waren auch meine meisten Kollegen anwesend, denn sie alle hatten es für ihre Pflicht gehalten, ihre Anstalt nach besten Kräften zu vertreten. Dabei hatte ich in diesem Eifer vergessen, zumal gerade die akademischen Ferien eingetreten waren, mir Reiseurlaub auf acht Tage zu erbitten. Ich erhielt daher von einem ebenfalls anwesenden hohen Staatsbeamten auf dem Festplatze einen mündlichen Verweis. Ich Nachlässiger hatte unbeachtet gelassen, daß es zu einer Reise in's „Ausland" des Urlaubes bedarf. —

Die Pflanzenkunde und besonders die Anatomie und Physiologie der Pflanzen nahm nicht blos meine Zeit und Kraft, sondern auch meine Neigung so sehr in Anspruch, daß ich, wenn auch nicht ohne Schmerz, den Beschluß faßte, meine konchyliologischen Arbeiten zu verlassen und, um mich vor einer Rückkehr zu bewahren, die Schiffe hinter mir zu verbrennen, d. h. meine Sammlung zu verkaufen, nachdem im September des Jahres 1844 mit dem 11. und 12. Heft der zweite Band des bereits genannten Werkes abgeschlossen war. Meine Sammlung hatte für die Wissenschaft einen größeren Werth, als jede andere von gleichem Umfang und gleicher Beschaffenheit, weil sie die Belegstücke zu den in dem Buche zum Theil als neue Entdeckungen beschriebenen und abgebildeten Arten enthielt. Es mußte mir also wünschenswerth erscheinen, die Sammlung so zu verkaufen, daß ich sicher sein konnte, sie werde ungetrennt und unvermischt mit späteren Zuthaten bleiben, damit sie für alle Zeiten als Beweisquelle bei entstehenden Zweifeln über den Inhalt des Buches dienen könne. Mein Buch galt und gilt noch für das Hauptwerk über die europäischen Land- und Süßwassermollusken, und deshalb war mein Wunsch gerechtfertigt, die dazu gewissermaßen nothwendig gehörende Sammlung erhalten zu wissen und zwar als bleibender Theil eines öffentlichen Museums. Es würde mir wahrscheinlich nicht schwer geworden sein, durch Vermittlung Humboldts meine Sammlung bei dem britischen Museum oder vielleicht selbst bei dem Berliner unterzubringen, ich wollte sie aber lieber meinem engeren Vaterlande erhalten wissen und bot sie daher meiner Regierung an. Ich forderte einen Preis, der kaum den der Händler erreichte, und stellte die Bedingung, daß mir die Kaufsumme bis zu meinem Tode landesüblich verzinst und diese selbst alsdann erst meiner Wittwe ausgezahlt werden sollte. Man war von Seiten der

Regierung mit der Summe einverstanden, nicht aber mit der Zahlungsweise, indem man vielmehr die Summe nach und nach in Jahresraten abzahlen wollte ohne Verzinsung des jedesmal verbleibenden Restbetrags. Darauf wollte ich nicht eingehen und so zerschlug sich der Handel und die Sammlung blieb mein Eigenthum. Auch dieser Umstand wirkte bestimmend auf meine fernere Zukunft, indem ich ohne diesen Umstand eine große für meine Bildung sehr ersprießliche Reise sehr wahrscheinlich nicht würde haben machen können.

Aber auch ohne diesen äußeren Zwang, den ich mir auferlegen wollte, enthielt ich mich für die fernere Dauer meiner akademischen Lehrerwirksamkeit, die übrigens nicht lange mehr währen sollte, einer konchyliologischen Rückfälligkeit.

Als wolle mich mein Geschick auf meinen späteren Beruf, den ich schon im Voraus den des Volkslehrers nennen darf, vorbereiten, so fühlte ich mich angeregt, im Verein mit dem Apotheker des Ortes, eines kleinen kaum 1800 Einwohner zählenden Städtchens, einen Bürgerverein zu gründen. Schon als Lehrer in Weida hatte ich mich mit Vorliebe in den Kreisen der Bürger bewegt, wie man diese in kleinen Orten den sogenannten „Honoratioren" gegenüber zu stellen pflegt.

Diese Scheidung der Einwohnerschaft, bei der man die Honoratioren auch „die Großen", „die Vornehmen" zu nennen pflegt, ist beinahe ein Charaktermerkmal des deutschen Wesens zu nennen, und wie Seume, vollkommen sprachlich begründet, das Wort „Vornehm" definirt, so gewinnt das Synonym Honoratioren nothwendig die Bedeutung, daß man ihnen nicht „mehr Ehre" gewährt, sondern daß sie mehr Ehre für sich in Anspruch nehmen. „Das Wort Vornehm", sagt Seume in seinen kernigen Apokryphen, „ist eine eigene Unvernunft der Deutschen: Etwas, was voraus nimmt. Keine andere

Sprache hat, so viel ich weiß, ein ähnliches Wort in diesem Sinne. Es zerstört sogleich alle ersten Begriffe von Gerechtigkeit. Zum Glück hat aber die Dummheit den Menschensinn noch nie so herabwürdigen können, daß ein vornehmer Mann für ein reines Lob gälte. Darum bekümmert sich freilich der vornehme Mann nicht, eben weil er vornehm ist."

Der Vornehme würde aber sich nicht so viel vorweg nehmen können, wenn ihn die Anderen, die dazu das Recht und die Pflicht gegen sich selbst haben, gehörig auf die Finger klopften; wenn die Andern nicht so viel Demuth hätten. „Demuth", fährt der Genannte an einer anderen Stelle fort, „und die mit ihr verwandte Geduld sind Eselstugenden, welche die Spitzköpfe den Plattköpfen gar zu gern einprägen."

Es ist eine lehrreiche, wenn auch keine erfreuliche Gesellschaftsstudie, einen Vornehmen zu beobachten, wenn er einmal mit seiner werthen Person allein in den niederen Kreis des Bürgerstandes einer kleinen Stadt gerathen ist. Je nachdem ihm die Vornehmheit mehr oder weniger tief in den Gliedern liegt oder auch vielleicht nur in seinem Kleide, malt sich in seinen Mienen und Benehmen entweder eine lächerliche Hochnasigkeit oder eine linkische Verlegenheit und Steifheit aller Gelenke, einschließlich der Zunge, aus, oder auch das Gegentheil: sich selbst aus der Verlegenheit helfen-wollende Geschwätzigkeit. Bald sieht man es ihm an, daß er sich seiner Ueberlegenheit mit Selbstgefälligkeit bewußt ist und sich bei sich selber dafür bedankt, daß er eben niederen Leuten das Glück seines Umganges gönnt. Dabei vertieft er sich immer mehr in diese gesellschaftliche Selbstqual hinab, die ihm ein gutes Werk dünkt. Ein Anderer verhält sich ruhiger. Von oben herabsehend läßt er die Demüthigen ihren Muth prüfen, wie nahe sie sich an ihn heranwagen wollen, ohne sie jedoch die Grenzlinie der Annäherung überschreiten zu lassen. Ein

Dritter bemüht sich wirklich, sich seiner Vornehmheit zu entäußern; aber das gelingt ihm so schlecht, daß die Geringen es merken und über ihn lachen oder ihn bemitleiden.

Vornehm mögen solche Leute sein, aber gebildet sind sie nicht. Der Gebildete höheren Standes löst das Räthsel: er zeigt mit edler Ruhe in Haltung und Wort, daß es ihm ein Genuß ist, mit Niedrigeren zu verkehren und daher braucht er sich garnicht erst Mühe zu geben, den Abstand zwischen sich und Jenen zu verbergen, weil er ihn bei solchen Begegnungen eben garnicht empfindet.

Zwar würde es immerhin recht eigentlich zur Naturgeschichte des Menschen und daher in die Darstellung meiner Lebensaufgabe gehören, doch darf ich mich nicht zu weit darin ergehen, hier diese Schattenseite unserer Gesellschaftszustände noch weiter als mit diesen wenigen Streiflichtern zu beleuchten; ich will vielmehr nur bemerken, daß ich von Grund meines Herzens gern mit den sogenannten untern Volksschichten verkehrte und daher die Gründung jenes Bürgervereins, in welchem keines der Mitglieder über der Bildungshöhe des Krämers und Handwerkers stand, mir gerade von Herzen willkommen war.

Es kam mir für meinen ganzen Lebensberuf, welcher der des Lehrers war, offenbar sehr zu statten, daß ich einige Jahre lang auch Kinder unterrichtet hatte. Dadurch mußte ich schon auf der untersten Stufe der Lehrthätigkeit lernen, den Unterricht nach Form und Inhalt dem Fassungsvermögen und dem dabei nicht unbeachtet zu lassenden Geschmack meiner Schüler anzubequemen. Die Kunst des Lehrens ist in Wirklichkeit betrachtet nicht blos eine auf den Lehrerstand allein zu beschränkende, sie ist vielmehr die höchste Pflichtübung der Menschenliebe, darin nämlich, daß wir dem Nächsten von unserm nützlichen und veredelnden Wissen mittheilen.

Die bekannten Bell-Lankasterschulen in England, deren Bedeutung von dem tiefblickenden Menschenfreunde nicht unterschätzt werden darf, konnten nur deshalb nicht zu ihrer vollen Blüte gedeihen, weil sie in ihren Leistungen und Erfolgen nothwendig über das Maß von Wissen und Geistesbildung hinausführen mußten, welches die Pfafferei aller Konfessionen dem Volke vorschreibt, wie denn auch die Bedrückung der Hochkirche den edeln Joseph Lankaster aus seinem Vaterlande vertrieb.

Freilich, so lange die für Unterrichts-Zwecke und Anstalten ausgesetzten Geldsummen, selbst in den sogenannten Musterstaaten der Intelligenz nur wie ein kleiner Bruchtheil neben denen für die Hilfsmittel des Krieges, für das Soldatenthum, stehen, so lange kann von einer Erreichung des Höchsten in der Volksschule nicht die Rede sein; und zwar so lange die Schule unter der Gewalt der Kirche steht*), so lange irgendwo in Friedenszeiten auf hundert Soldaten mehr Unter- und Ober-Offiziere kommen, als Lehrer auf eine gleiche Anzahl von Schülern.

Schon oft habe ich dadurch angestoßen, aber ich werde dennoch nicht aufhören zu sagen, daß unsere Volksschule im großen Ganzen noch recht tief unter den Bildungsansprüchen unseres Jahrhunderts steht.

Viel hört man wol von Reformen reden und von einem angeblich allgemein nach denselben erwachten Streben. So lange sich nicht ein wahrer Ingrimm über die Hintansetzung des Volksunterrichts gegen irgend ein anderes Staatsinteresse,

*) Glücklicherweise sind wir jetzt auf dem besten Wege dazu, die unheilvolle Bevormundung der Schule durch die Kirche der verschiedenen Konfessionen, Dank der vom Unterrichtsminister Dr. Falk herrührenden Gesetze, in Deutschland für alle Zeiten gründlich loszuwerden.

Anmerkung des Herausgebers.

möge es heißen wie es wolle, der Väter und Mütter bemächtigt — glaube ich nicht an eine ernste Aussicht auf die Verwirklichung solcher Hoffnungen. Ein Volk, welches nicht Mann für Mann den Schwerpunkt seiner Größe in den Volksunterricht legt, hat kaum ein Recht, über Regierungsbevormundung zu klagen.

Allerdings muß man in dem bezüglichen Sinne außerhalb des Volks stehen, um dieses Urtheil zu gewinnen. Das Volk selbst kann über seine geistige Bedürftigkeit nicht ebenso wie über leibliche zum Bewußtsein kommen, weil man den geistigen Besitz Anderer nicht so mit Augen sehen und mit Händen greifen kann, als den leiblichen. Nur erst durch die dargebotene Befriedigung lernt man hier seine Bedürftigkeit kennen.

Darum ist auch die Verpflichtung für diejenigen so groß, so mächtig und gebieterisch, welche im Besitze der Mittel sind, um der geistigen Armuth des Volkes abzuhelfen. Und die Größe dieser Verpflichtung wird zur Last, fast zur Sisyphusarbeit, wenn man erwägt, wie entmuthigend langsam die Erfolge solcher Bemühungen um Volksbildung erst eintreten. Man muß sich an einem Gleichnisse Muth und Ausdauer holen, welches ich in einem meiner später geschriebenen Volksbücher einer sinnigen Frau in den Mund legte. Wem die schwere Aufgabe gestellt ist, eine große Feldbreite mit dem Spaten umzugraben, der steht während der ganzen Arbeit mit dem Rücken gegen die umzugrabende Fläche und hat vor sich nur den Blick auf den kleinen aber doch immer allmälig zunehmenden Bezirk des Umgegrabenen und freut sich über dessen Wachsen. Machet es eben so, Ihr aufopferungsfähigen Volkslehrer, sehet Euch nicht um, nach der großen noch trägen Masse, sondern

sauget immer neuen Dauermuth aus der Freude über die Einzelnen, welche Ihr vorwärts brachtet.

Dieses Gleichniß hat in späteren Jahren meine Kraft manchmal aufrecht erhalten. Trotz unendlicher Hindernisse habe ich vermocht, bald in dieser bald in jener Form der Verpflichtung nachzukommen, deren Erkenntniß zuerst bei der Gründung jenes Bürgervereins in mir klar zu werden begann. Sogar den gefährlichsten Angriff auf die Festigkeit meines Vorsatzes habe ich überstanden: die Einwendung mancher Freunde, daß ich ja keinen Dank, keine Anerkennung von Seiten Derer habe, denen ich belehrend nützen wolle. Auf diese Einrede will ich später zurückkommen; hier sei nur darauf hingewiesen, daß sie eben so unrichtig als unberechtigt, ja insofern beleidigend nicht blos für das Volk, sondern auch für Den ist, dem die Einrede gemacht wird, als sie auf der ihn verletzenden Unterstellung beruht, er denke bei Dem, was er für das Volk thut, an Dank und Anerkennung. —

Im Jahre 1844, wenige Tage vor seinem 81. Geburtstage starb der Oberforstrath Cramer und nicht lange nachher folgte auch der zweite Direktor Schweitzer einem andern Rufe, nämlich dem an eine ähnliche Anstalt am Rhein. Diese Verluste und die Jenen im Amte folgenden beiden Männer brachten in manchen Beziehungen erhebliche Veränderungen an der Anstalt und in den kollegialischen Verhältnissen der Professoren hervor, die natürlich mein naturforscherliches Leben nicht berühren konnten und deren Besprechung also nicht hierher gehört. Längst berechtigt gewesene Reformpläne tauchten nun nachdrücklicher auf, welche wesentlich aus dem gewiß ungerechtfertigten Grunde bisher immer hintangehalten worden waren, weil man zum Theil damit dem alten Gründer der Anstalt wehe zu thun gefürchtet hatte. Es war aber im Rathe der

Götter beschlossen, daß ich mich nur an den Vorbereitungen dazu betheiligen sollte. —

Wenn die Leser sich jetzt einmal auf den Standpunkt meiner Weltanschauung und meiner Auffassung des Menschen und seiner Natur stellen wollen, so müssen sie es hier in der Ordnung finden, daß ich hier wenigstens erwähne, daß ich im Jahre 1846 mich mit meiner Frau zusammen der deutsch-katholischen Religionsgesellschaft anschloß. Es ist einmal meine Anschauung, es gehört zu meinem eigensten Wesen, daß mir der Mensch ein Ganzes ist. Nachdem ich in meiner politischen Anschauung mich längst auf die Seite des entschiedenen Fortschrittes gestellt und dies mehrmals bei öffentlichen Gelegenheiten unerschrocken und nicht ungerügt dargelegt hatte, so mochte ich auch nicht länger einer Kirche äußerlich angehören, von der ich innerlich längst abgefallen war. Dies ist freilich das Verhältniß der meisten über religiöse Dinge selbstständig Denkenden, ohne daß sie demgemäß zu beschließen und zu handeln pflegen.

Ueber die ferneren wissenschaftlichen Begegnisse in meinem Naturforscherleben, und nur dieses behalte ich unverrückt im Auge, ist bis zu meinem Austritte aus dem akademischen Lehramte nichts Bemerkenswerthes zu berichten. Es nahete, ohne daß ich es ahnete, als Begleiter eines furchtbaren politischen Sturmes, mit schnellen Schritten der Wendepunkt meines Lebensberufes zu dessen endlicher Erfüllung. Auch dabei bewährte sich, nicht eingreifender, sondern nur nachweisbarer, an meinen Geschicken das Gesetz der ursachlichen Nothwendigkeit.

Um in dieser Schilderung den Faden auch hier zu verfolgen, muß ich mit einigen Worten meine politische Richtung angeben. Ich begehe dadurch keinen Verstoß gegen die Aufgabe, welche ich mir den Lesern meines Lebenslaufs gegenüber gestellt, denn mein Uebergang vom akademischen Lehrer

der Naturwissenschaft zum naturgeschichtlichen Volks-lehrer ist eben durchaus politisch vermittelt.

In den letzten fünf Jahren, seit d. J. 1843, übten zwei Freunde, Fritsche und Bornemann, beide junge Rechtsgelehrte, einen entschiedenen Einfluß auf meine politische Anschauung oder wenigstens auf die Klärung derselben, denn etwas mir Neues, Fremdartiges konnte ich nicht von ihnen aufnehmen. Wir bildeten ein Dreiblatt, welches sich in vielen Fragen der socialen Verhältnisse des kleinen Ortes bemächtigte. So regten wir z. B. eine öffentliche Jahres-Feier des Konstitutionsfestes am 4. Sptbr. an, bei deren erster ich als Festredner auftrat, wol das erste Mal, daß ich als politischer Redner sprach. Wir Drei bildeten nun den Kern einer „Fortschrittspartei", welche für die Kleinheit des Städtchens und der entgegenstehenden konservativen Partei nicht unbedeutend genannt werden durfte. Der bekannte traurige Vorfall am 12. August des Jahres 1845 in Leipzig, den man dort heute noch das „Bürgerschießen"*) nennt, regte, wie überall so auch bei uns den oppositionellen Sinn auf, ohne daß er jedoch zu irgend welchem wirklichen Aneinanderschluß der Freisinnigen führte. Auch ich und meine beiden Freunde beschränkten unsere politische Thätigkeit auf gelegentliche Aufsätze in einigen inzwischen, namentlich in Leipzig, erstandenen Oppositionsblättern.

So wurde ich folgerichtig auf Etwas vorbereitet, von dessen Nahen ich keine Ahnung hatte — die Februarrevolution des Jahres 1848. An der konstitutionellen Staatsform — aber an der ehrlichen — festhaltend, begriff ich gleichwol

---

*) König Johann, damals noch Prinz, ließ bei einem Auflauf das Militär unter das Volk schießen, wobei auch einige sehr geachtete Bürger getödtet wurden. In Folge dessen mußte er flüchten und der Postillon, welcher ihn rettete, erhält noch jetzt eine Pension vom Königshause.

Emilie R.

die République Française und verfocht gegen Jedermann deren Berechtigung und Dauer. Schon seit Jahren als Ebenbürtiger von den Mitgliedern der freisinnigen Partei in der zweiten Kammer in deren Kreise zugelassen, bewegte ich mich in jenen Tagen viel in der Residenz und wurde mehrfach aufgefordert, mit nach Frankfurt zum Vorparlament zu gehen. Ich widerstand aber, bewarb mich jedoch offen durch einen gedruckten Wahlaufruf um einen Sitz als Nationalvertreter in der Paulskirche. Am 15. Mai gewählt, nahm ich von meiner Frau und meinen vier Kindern Abschied und trat, also um zwei Tage verspätet, am 20. Mai als Vertreter des zweiundzwanzigsten Wahlbezirks meines kleinen Vaterlandes in die Paulskirche ein, wo ich meinen Sitz unter Zwanzigen von meinen vierundzwanzig engeren Landsleuten auf der linken Seite des Hauses einnahm.

Zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit ein Anwalt der unterdrückten Juden, fügte es wiederum der zwingende Zufall, daß ich mich in Frankfurt am Main vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich an Judenfamilien anschließen mußte, ja daß ich durch mein Beispiel in einer gewissen Richtung den Frankfurtern einen bleibenden Anstoß geben konnte.

Auf der Reise zum Parlamente traf ich in Eisenach im Postwagen mit einem jüdischen Kaufmann aus Frankfurt, Herrn S. Oppenheimer, zusammen, der von der Leipziger Ostermesse zurückkehrte. Dieser erwies mir mancherlei Gefälligkeiten und führte mich in seiner und anderen verwandten und befreundeten Familien, sämmtlich Juden, ein, wodurch ich Gelegenheit fand, die politische Bildung und die geistige Strebsamkeit im Judenthum schätzen zu lernen. Einen entscheidenden Einfluß auf einen einige Monate später ausgeführten Beschluß, auf den ich ohne diese Bekanntschaft wahrscheinlich garnicht gekommen sein würde und der mir und meinen Kindern sich

doch sehr heilsam erwies, übte der Zufall aus, dadurch daß ich gleich bei meinem ersten Besuche bei Herrn D. das „Religionsheft" von dessen soeben eingesegneter ältesten Tochter in die Hand bekam. Daraus ersah ich, daß der Religionsunterricht in der jüdischen Schule „Philanthropin" ein vollkommen konfessionsloser war, denn nur auf den letzten Seiten des sehr fleißig ausgearbeiteten Schulheftes fand ich die Unterscheidungslehren des jüdischen Bekenntnisses kurz zusammengestellt. —

Obgleich ich in dem ersten deutschen Parlamente mich meiner Aufgabe mit allem Eifer hingab, und Einer von den vielleicht sehr Wenigen war, die keine einzige Sitzung versäumt haben, so riß doch der Faden meines wissenschaftlichen Strebens auch dort nicht ganz ab. Ich fand durch den preußischen Abgeordneten Dr. Freese, seines Zeichens Philolog, eine fortwährende Anregung zu Naturstudien, manchmal etwas mehr als es mir lieb war. Hätte mein Freund nicht etwas weiter rechts gesessen, wären wir also auch in den Klubbsitzungen zusammengetroffen, so wäre vielleicht der parlamentarischen Pflichterfüllung Beider kein geringer Eintrag geschehen.

Vielleicht bewirkte es meine berufsmäßige Angewöhnung an genaues und aufmerkendes Beobachten, daß ich das Hereinbrechen der Reaktion, durch deren „Nichtsehen" der brave Eisenmann aus Nürnberg eine so komische Berühmtheit erlangte, früher als mancher meiner Kollegen bemerkt habe, und auch deren Folgen für mich ahnete. Schon im Juni schrieb ich an meine Frau, daß ich es für meine Pflicht halte, sie bei Zeiten darauf aufmerksam zu machen, daß sie in die Lage kommen werde, mir mit ihrer Hände Arbeit bei der Ernährung unserer Kinder beizustehen. Und diese Befürchtung hat sich später einige Jahre lang bewahrheitet.

Eine besondere Genugthuung fand ich darin, daß ich in

den Schulausschuß des Parlamentes gewählt wurde, den einzigen, in dem die Linke die entschiedene Majorität hatte. Ich bildete darin mit noch sechs Abgeordneten die Abtheilung für die Volksschule, und am 19. Juli erließ ich mit zwei meiner Genossen, Reinhard aus Boitzenburg und Schmidt aus Löwenberg, gemeinsam einen Aufruf an das deutsche Volk. Denselben, sowie seinen Erfolg, darf ich deßhalb hier anführen, weil die Sorge um die Volksschule ja eine der wichtigsten Bestrebungen in meiner Lebensaufgabe bildet:

„Die Nationalversammlung hat in ihrer 34. Sitzung für Unterrichtswesen einen besonderen Ausschuß gewählt. In diesem hat sich, laut gleichzeitigem Beschluß der Nationalversammlung, eine gesonderte Abtheilung, welcher die Unterzeichneten als Mitglieder angehören, für das Volksschulwesen gebildet.

„Die Unterzeichneten verschmähen es, die großen Mängel und Uebelstände, an denen die zeitherigen Einrichtungen des Volksschulwesens gelitten haben, mit vielen Worten auseinanderzusetzen; denn sie wollen keine Krankengeschichte schreiben. Dieselben leben aber der festen Ueberzeugung, daß die Wurzel der namentlichsten Uebel, von denen der Boden des socialen und politischen Lebens überwuchert ist, in der verwahrlosten Volkserziehung zu suchen sei.

„Betreffende Wünsche, Klagen, Vorstellungen, Anträge, Petitionen in großer Anzahl liegen der Nationalversammlung bereits vor und liefern den Beweis, daß man an vielen Orten das Uebel in seinem ganzen Umfange erkannt hat. Ein noch umfangreicheres Material möchte außerdem zu erwarten sein; denn hier ist ein Feld, auf dem ein Jeder, der ein Herz für die Kinder des Volks, ein Herz für Deutschlands Zukunft hat, stimmberechtigt ist.

„Die Unterzeichneten erachten es nicht nur als ihre Pflicht,

alle auf das Schul- und Erziehungswesen einlaufenden Zuschriften bereitwillig entgegen zu nehmen, sondern sie werden auch ihre größte Ehre darein setzen, auf die Verarbeitung des ihnen zugehenden Stoffs ihre beste Zeit und Kraft zu verwenden; sie richten daher an das deutsche Volk die Aufforderung, alle seine Wünsche, mögen sie sich nun auf die geistige Entwicklung oder auf die körperliche Ausbildung der Jugend beziehen, mögen sie das erste Kindesalter vor seinem Eintritt in die Schule, oder mögen sie Fortbildungs-Anstalten nach beendigtem Schulbesuch im Auge haben, — rückhaltslos ihnen zugehen zu lassen. Zugleich ersuchen sie alle deutschen Tagesblätter, namentlich auch die Lokalblätter, durch Aufnahme dieses Aufrufs ihnen zu Hilfe zu kommen."

Der Erfolg übertraf die Erwartungen der drei Freunde in staunenerregendem Maße. Ganze Stöße von Petitionen und Klagen und thatsächliche Schilderungen liefen aus allen Theilen Deutschlands bei ihnen ein; wol einen Monat hindurch verging fast kein Tag, an dem nicht bei Einem oder dem Andern oder auch bei allen Dreien Deputationen erschienen, welche meist von ganzen Schulbezirken beauftragt waren.

Die eingegangenen Schriften, welche sich im Archiv der Paulskirche vorfinden müssen, können und werden hoffentlich einstmals als „schätzbares Material" noch ihre Verwerthung finden; zufällig ist ein kleiner Theil davon in meinen Händen verblieben. Es ist selbstverständlich, daß dieser Einblick in die an vielen Orten traurige Verfassung der deutschen Volksschule, einen mächtigen Einfluß auf meinen späteren Beschluß ausüben mußte, mich dem Berufe des Volkslehrers und Lehrerberathers ganz und ausschließend zu widmen. Jedenfalls hat jener Aufruf und eine Rede auf der Tribüne der Paulskirche am 18. Sept. für Befreiung der Volksschule es mir später

sehr erleichtert, bei den Volkslehrern Deutschlands mit meinen Bemühungen um sie Eingang zu finden.

Während meiner ganzen parlamentarischen Thätigkeit in den Jahren 1848—1849 hatte ich keine Ahnung davon, daß sich in mir die politische Anschauung und Parteistellung mit der naturwissenschaftlichen zu gleicher Zeit abklärte und feststellte. In beiderlei Beziehung hatte bisher noch viel kindlicher Glaube in mir gewurzelt; damals verlor ich diesen, nicht indem ich ihm aus freier Wahl entsagte, sondern indem ich dazu mit zwingenden Gründen genöthigt wurde. Denn die in Staat und Kirche sich schnell wieder ermannende Reaktion empörte mich im Innersten und nöthigte mir mit jedem Tage mehr die Ueberzeugung auf, daß der in den Märztagen für die Freiheit gewonnene Boden schon wenige Monate darauf vollständig wieder verloren war, daß es also ein arges Verkennen der Sachlage sei, von einer vermittelnden Stellung aus die Geschicke Deutschlands gestalten helfen zu wollen. Ich sah vielmehr ein, daß die entgegenstehende Partei keineswegs gewillt sei, der Volkspartei zu gemeinsamer Erreichung dieses Zieles bis auf die Mitte entgegen zu kommen, sondern daß sie fest entschlossen war, ihren alten vormärzlichen Standpunkt wieder zu gewinnen und zu behaupten. So wurde ich in eine radikale Strömung gedrängt, nicht weil ich von vornherein dorthin mich angezogen fühlte, sondern wiederum weil ich „mußte". Ich erkannte, daß die Volkspartei diesmal ihr Spiel verloren hatte, und da ich nicht gewillt war, die Rolle eines grollenden Besiegten zu spielen, so trat mir, als über das parlamentarische Schlachtfeld sich die Nacht herabgesenkt hatte, die Frage von selbst nahe, in welchem Verhältnisse in mir die naturforscherliche Persönlichkeit zu der politischen stehe, um sie beide in Einklang zu bringen und was diese nicht mehr leisten und nicht erreichen konnte, jener zu übertragen.

Es ist mir später durch die Frankfurter Erfahrungen an mir selber klar geworden, daß kleine Verhältnisse, wenn sie zumal das deutsch-gemüthliche Gesellschaftsleben begünstigen, meist auch nur kleine Anschauungen hervorrufen, wenn man nicht ein gewaltiger, sich seine eigenen Wege bahnender Geist ist. Dieser war ich offenbar nicht. Der große Frankfurter Gesichtskreis hatte jedoch mein inneres Auge zu weiterem Umsichschauen geöffnet, und wie in jenem einen Jahr mein blondes Haar ergraute, so reiften die Erlebnisse desselben mich auch innerlich und fegten Manches aus mir hinaus, woran ich in den kleinen Kreisen, in denen ich mich achtzehn Jahre lang bewegt, nur zu viel Wohlgefallen gehabt hatte. Von der Paulskirche aus war vor meinen Augen ein helles Licht aufgegangen, welches mir einen viel weiteren Gesichtskreis erschlossen, als mein bisheriger gewesen.

Aber das Frankfurter Treiben war auch dazu angethan, einen dem Liberalismus — wie es damals abschwächend hieß — Ergebenen zur Entscheidung zu drängen, ihn fort und fort aufzufordern, an Alles, was er bisher gewesen, gethan und erstrebt, den Maßstab der gewaltigen Tagesereignisse zu legen. Sitzungen in dem Parlamente, in dem Schulausschusse, Klubbversammlungen, Berichtestudiren, Volksversammlungen, Zeitungslesen und Berichteschreiben an die Wahlmänner und an Zeitungen und dann endlich Abends spät, oft erst nach Mitternacht, das sich doch auch geltend machende Bedürfniß geschäftsloser heiterer Unterhaltung in Abgeordnetenkreisen — das war der Tageslauf, fast ohne Abwechselung während eines vollen Jahres, durchätzt von dem Schmerz ewigen Unterliegens unter der Wucht der unerbittlichen Majorität. Das hagere Männchen mit der „Leibeskonstitution von Blech“, mit „der Hausknechtsnatur“ — wie ein Freund und vielgenannter medicinischer Schriftsteller, Professor Bock, meine Persönlichkeit

zu bezeichnen pflegte — fand volle Gelegenheit, diese zu bewähren; und ich habe sie bewährt, mit einer mir gegebenen Widerstandskraft, wie sie Naturen am meisten eigen ist, welche mit einem nur eben ausreichenden leiblichen und geistigen Gesundheitskapitale wirthschaften.

Im August hatte ich, meine Kinder in treuer Obhut und Pflege wissend, meine Frau zum Besuch nach Frankfurt kommen lassen, und viele andere Abgeordnete hatten ihre Familien ebenfalls um sich versammelt, da die langwierige Dauer des Parlamentes unzweifelhaft war. Dieses Familienleben brachte in das heiße politische Schlachtgetümmel freundliche Ruhepunkte, wo man einmal sich erholen und neue Zuversicht sammeln konnte.

Durch die zahlreichen „Parlaments-Frauen“ wurde auch die denkwürdige Reise des Parlamentes zum Kölner Dombaufeste am 14. August zu einer heiteren Argonautenfahrt. Die beweibten Abgeordneten wurden gebeten in Kastel bei Mainz dasjenige der von der Kölner Dampfschifffahrts-Gesellschaft zur Verfügung gestellten beiden Boote zu besteigen, auf welchem die Frau Reichsverweserin ihren Gemahl begleiten werde, was jedoch, jedenfalls zur Freude der meisten Abgeordneten-Frauen, unterblieb.

Ich erfreute mich mit meiner überglücklichen Frau der Rheinfahrt, des höchsten Reisegenusses, den ein Deutscher in seinem Vaterlande haben kann. Eine kurz vorher durchfahrene kleine Strecke ausgenommen, war es auch für mich die erste Rheinfahrt. Die sonnigen, rebenbekränzten Ufer prangten fast Haus für Haus im deutschen Flaggenschmuck. In Koblenz legten die Boote an und Arm in Arm schritten die Abgeordneten an der in Parade aufgestellten Festungsgarnison hin und Hunderte von Soldaten riefen mit Begeisterung „der Linken“ ein Hurrah, die Pickelhauben auf den Bajonetten hoch in der Luft schwenkend.

Die Begeisterung des Volkes begleitete die Boote an beiden Ufern bis Köln und gab mehrmals dem gedankenvollen Blicke ein wunderliches profetisches Bild der bevorstehenden Zukunft Deutschlands, wie ich sie schon damals bestimmt vor Augen zu sehen glaubte. Vielfach hatten sich die Leute auf kleine flache Kiesbänke im Rheine übersetzen lassen, um den Booten möglichst nahe zu sein. Begeisterte Zurufe sendeten sie den vorüberfahrenden Trägern ihres Hoffens zu, aber nach wenigen Augenblicken erhoben dieselben Leute ein Zetergeschrei — denn der von den mächtigen Fahrzeugen aufgewühlte Rheinspiegel hatte sie schäumend unter Wasser gesetzt. Ja, dachte ich damals, wenn unser „Tagen" in Frankfurt vorüber sein wird, so kann es, freilich im Großen, Schlimmen, dann ähnlich gehen, wie es eben hier im Kleinen geschehen, als wir vorüber gefahren.

Die Mittheilung eines, wenn auch unbedeutenden tragikomischen Vorfalls, bei welchem ich als der physikalische Hüter der Reichseinheit aufgetreten, möge hier eine Stelle finden.

In dem Salon des Schiffs hatte sich zufällig eine kleine bunt zusammengewürfelte Frühstücksgesellschaft abgesondert; bunt genug, denn einerseits befand sich z. B. Soiron und Schmerling, andererseits Löwe und eben ich in derselben. An den Salon stieß noch ein kleines Zimmer, welches für die ausgebliebene Frau Reichsverweserin bestimmt gewesen. Als ich einmal zufällig die Thür desselben öffnete, sah ich auf einem runden Tische eine mächtige, sehr kunstvoll gefertigte Torte stehen, mit einem großen aufrechtstehenden Reichsadler obenauf. Die ununterbrochenen Erzitterungen des Schiffes, welche die Maschine hervorbringt, hatten die Torte nach und nach aus der Mitte des Tisches dem Rande desselben bereits ziemlich nahe getrieben, und ich rückte sie wieder in den Mittelpunkt. Wol eine Stunde hindurch, während welcher die in

der Paulskirche einander so heftig bekämpfenden Parteigegner in dem Salon im friedlichsten „comment suspendu“ mitsammen tranken und scherzten, behielt ich die Torte im Auge, auf welcher der nicht eben sehr fest eingepflanzte deutsche Reichsadler schon ziemlich wacklig geworden war. Einmal mochte ich aber diese Reichsfürsorge etwas zu lange unterlassen haben, denn als ich wieder in das Gemach trat, stand die Torte dicht am Rande des Tisches, der Adler aber lag in Trümmern am Boden. Mit den Worten: „sehet hier, eine böse Vorbedeutung!“ rief ich die Andern herbei, und man braucht an keinen Aberglauben zu denken, wenn ich sage, daß der Anblick allseitig einen unverkennbaren Eindruck hervorrief.

Der Verlauf des Dombaufestes ist bekannt oder vielmehr längst vergessen. Doch ich will hier keine politische Geschichte jener Zeit schreiben, sondern mich nur auf die Mittheilung beschränken, über die Einflüsse, welche mein Naturforscherleben herausbildeten. Dieselben müssen freilich in diesem Abschnitte nothwendigerweise stark politisch gefärbt erscheinen.

So erbärmlich gering der Gewinn für die Volksfreiheit aus jener Zeit gewesen — woran die Fehler der Volkspartei kaum weniger, als die Sünden ihrer Gegner Schuld sind — so ist in ihr doch ein Schatz zu Tage getreten, welcher der Zukunft sicher unverloren sein muß, der aber in den Tagen, in denen er sich darbot, in seinen Einzelnheiten meist unbenutzt und unbeachtet blieb, weil jeder folgende Tag wieder etwas Neues darüber häufte. Dies gilt namentlich von den zahllosen Kongressen, die in den Monaten Mai bis August in Frankfurt abgehalten wurden und in deren Akten eine Menge des brauchbarsten Stoffes ruhen mag. Alles eilte damals herbei, nach dem Brennpunkte deutschen Hoffens und Strebens, um hier vor Deutschlands Auge zu zeigen und zu prüfen und prüfen zu lassen, was man bisher hatte und nicht hatte, leistete und

nicht leistete. So trat z. B. für einige Monate ein religiöser Reformverein zusammen: Protestanten, Katholiken, Reformirte, Deutschkatholiken, Juden, meist Mitglieder der Nationalversammlung, bildeten einen Verein, der sich die möglichste Annäherung und Ausgleichung aller Bekenntnißverschiedenheiten zur Aufgabe stellte und an einen Kultus der Humanität dachte. Alle diese Vereine und vorübergehenden Vereinigungen, von denen das geistig Tüchtige in die Frankfurter Atmosphäre ausströmte und von da aus in jeden offenen Sinn eindrang, konnten nicht verfehlen, auch in mir entwicklungsfähige Keime zurückzulassen, und wenn in den nachfolgenden Jahren Manches davon zur Entwicklung gediehen, so ist es mir vielleicht selbst nicht mehr bewußt, daß ich es gerade damals gewonnen habe. Dies ist wol nicht selten der Fall. Unbewußt nimmt der Achtsame Wissensschätze, Beobachtungen, Erfahrungen in sich auf, die er erst dann als seinen Besitz kennen lernt, wenn eine äußere Anregung ihn daran erinnert. Dann bedarf es oft nur des Ordnens und Sichtens, um sie zu verwerthen, und zwar mit der Freude des Staunens über eigenes, uns jedoch bis dahin selber nicht bewußt gewesenes Wissen. Hierin besteht ohne Zweifel die sogenannte bildende Kraft des Lebens.

Ja, es war eine strenge Schule, durch welche wir damals gehen mußten, in welcher ich aber, das Zeugniß darf ich mir selber geben, ein aufmerksamer und lernbegieriger Schüler war. Nicht blos meine Berufsthätigkeit als Naturforscher erhielt damals mit Nothwendigkeit die volksthümliche Richtung — und zwar eben so sehr, wie aus gesteigerter Parteinahme für das Volk, auch aus Widerwillen gegen die hartherzige Aberweisheit der Parlamentsprofessoren — sondern ich wurde damals der strenge, ja, harte Demokrat, der alles Vertrauen zu der so schnell wieder zur herrschenden Macht gelangten Partei ver-

loren hatte. Alles, was ich in der nachfolgenden Reaktions-periode politisch gedacht, gesprochen und geschrieben habe, und fernerhin denken, sprechen und schreiben werde, hat seine unerschütterlich festen Wurzeln in der Paulskirche begründet.

Ich erwähnte vorhin bereits, daß ich in Frankfurt a/M. mich zu einer Maßnahme veranlaßt gesehen, welche für die Bewohnerschaft dieser Stadt von bleibenden Folgen geblieben und zu der ich bei meinem Freunde Oppenheimer durch Einblick in das Religionsheft seiner Tochter gelangte. Hiermit hat es folgendes Bewenden.

Gegen das Ende des Monats September ließ ich meine vier Kinder nach Frankfurt nachkommen und nun galt es, für sie einen guten Schulunterricht zu suchen. Ich ging ohne langes Bedenken zu dem Direktor der vorhin genannten Judenschule „Philanthropin", dem braven Oberlehrer Heß.

„Ist es verboten, in Ihre Schule Christenkinder aufzunehmen?"

„Verboten ist es nicht gerade ausdrücklich", erwiederte zögernd der von der Frage Ueberraschte.

„Nun, dann wird es wol zulässig sein?"

„Ich sollte meinen."

„Dann melde ich zwei Kinder an."

Als nun erst der Schulmann fragte, wer der Anmeldende sei, und ich mich als Parlamentsmitglied zu erkennen gab, stieg dadurch in Jenem das Staunen über diese ganz unerhörte Anmeldung. Die Angelegenheit wurde schnell und leicht nach meinem Wunsche geordnet. Meine Kinder Ida und Franz wurden als die beiden ersten Christenkinder in die vortreffliche Judenschule aufgenommen. Anfangs langsam, aber allmälig vielseitiger fand dies Beispiel Nachahmung, und bald waren durchschnittlich 70—80 Christenkinder alljährlich in jener Schule, in welcher aller und jeder Ein-

fluß des Rabbiners auf das strengste ausgeschlossen ist, zu finden.

Dieser nicht vorherzusehende Erfolg wird meine Freude und Befriedigung über einen solchen Schritt hinlänglich rechtfertigen. Die Jugendvermischung, die dadurch in Frankfurt angebahnt wurde, gerade hier, wo der letzte noch nicht verrostete Ghetto-Schlüssel an der Wand meines Freundes Schwarzschild als schmachvolles Denkmal hängt, sie wird es ohne Zweifel schneller als alle Emancipationsgesetze dahin bringen, daß fernerhin nicht mehr Gehässigkeit oder überhebende Verachtung gegen die Juden herrscht, wie jetzt, da einst mein blondlockiger Franz aus der Schule kommend Folgendes erzählte: „Du, sieh einmal den hübschen Bub!“ hatte ein christliches Schulmädchen dem andern zugerufen, „es ist nur Schad, daß es ein Judebub ist!“ —

Hier muß ich natürlich darauf verzichten, den weiteren Verlauf und das Ende des deutschen Dramas zu schildern .... Ich folgte dem sogenannten Rumpfparlamente nach Stuttgart, wo der traurige Schlußakt der deutschen Erhebung zur Freiheit in der kurzen Spanne Zeit von 12 Tagen vor den Augen des durch alle Mittel bis zur grauenhaften Abspannung und Ermüdung gebrachten Deutschland sich abspielte.

Nur einige kurze Hinweise auf Erinnerungen aus jener Zeit, welche nicht vergessen werden sollten, seien mir gestattet. Nicht will ich es versuchen, die vielgetadelte Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart zu rechtfertigen; ich beschränke mich vielmehr auf die kurze Erwähnung einer lange Frist vergessen gewesenen Thatsache, die wol geeignet sein dürfte, die Tadler nachdenklich zu machen, und die erst in der neuesten Zeit wieder in's Gedächtniß des Volks zurückgerufen worden ist. Ich meine jene, daß Uhland, „zugleich ein Dichter und ein Held“, zwar in Frankfurt gegen die Verlegung sprach und stimmte, aber dann

doch unerschütterlich an der Volkssache festhaltend und zugleich sich als standhafter Parteimann zeigend, bis zur gewaltsamen Auflösung am 18. Juni thätiges Mitglied des Rumpfparlamentes blieb. In der Sterbestunde des treuen Häufleins, als in uns Allen einen Augenblick darüber ein Zweifel auftauchte, ob man den Säbeln und Hufen der an dem Sitzungssaal aufgestellten Soldaten noch entgegenziehen solle, da nahmen der alte biedere Schott und Uhland den Präsidenten Löwe in die Mitte und voranschreitend rief Uhland: „Ja! man soll die Gewalt an uns ausüben!"

Und sie wurde ja allerdings gegen uns angewandt.

Das geschah im schönen Würtemberg, unter dem biederen echt deutschen Volke der Schwaben. Aber jene Schönheit und diese Biederkeit sind so groß, daß ihnen der 18. Juni d. J. 1849 in meinen Augen keinen Eintrag thun konnte. Hatte ich ja doch am Abend jenes Unglückstages manches Schwabenauge in Thränen und rings um die treuherzige Stadt den Rebenhügelkranz im Abendsonnengolde leuchten sehen!

Dieses Ende mit Sicherheit voraussehend, hatte ich ein für die Oeffentlichkeit bestimmtes „Tagebuch über die Nationalversammlung in Stuttgart" geführt, welches daher, nur drei Bogen stark, schon am sechsten Tage nach der Sprengung, jedoch ohne meinen Namen zu führen, erschien. Während ein Freund den Druck besorgte, war ich mit vier meiner Genossen westwärts gezogen, wo man im Badischen noch einmal festen Fuß zu fassen hoffte. Der Ernst der Reise, über Calw und Hernalb, durch die reizenden Schluchten des Schwarzwaldes, konnte meine Freude über die Tannenpracht, die sich dort entfaltet wie nirgends weiter in Deutschland, nicht beeinträchtigen, und botanisirend ging ich bei bergansteigenden Wegstrecken seitab, während meine Freunde im Wagen über die politischen Verhältnisse sich unterhielten. In Wildbad trafen

wir auf Freunde, welche schon wieder umgekehrt waren, weil dort, wohin wir vom Präsidenten berufen worden, von den Soldaten bereits wieder „Ruhe und Ordnung" hergestellt war. Wir alle glaubten aber das Möglichste thun zu müssen und gingen noch bis Baden vor, wo wir aber schon beinahe im Bereich der Spitzkugeln waren. Wenige Stunden, nachdem wir auf der Rückreise durch Gernsbach gekommen waren, wurde dieser reizend an der Murg gelegene Ort in Brand geschossen. Der bekanntlich schon seit Jahren in Paris lebende Abgeordnete Ludwig Simon aus Trier, der damals einer der vier Reisegefährten von mir war, hat in seinem Buche „Aus dem Exil" Einiges über diese Reise erzählt. Die Uebrigen waren Tafel und Fetzer aus Stuttgart und der leider längst gestorbene Spatz aus Frankenthal in der Rheinpfalz.

Müde und abgehetzt suchten Viele der Einhundertundfünf in Kannstadt, Berg, Untertürkheim und anderen Orten des reizenden Neckarthales Ruhe und Erholung. Ich fand meinen Zufluchtsort in der Soldatenstadt Ludwigsburg, wo meine Kinder mit der Mutter bei dem Bruder dieser eine freundliche Aufnahme gefunden hatten.

Das parlamentarische Zwischenspiel meines Lebens war zu Ende. Ich ahnete wol, wußte es aber doch noch nicht bestimmt, daß auch meine Laufbahn als akademischer Lehrer ebenso beendet sei. Aber noch ehe ich dies erfuhr, drängte mich noch in Ludwigsburg ein Sonntagsmorgen zu dem klaren Bewußtsein dessen, was ich fortan als meinen eigentlichen Beruf erachten solle. Dieser bildet denn auch seit vielen Jahren meine Gegenwart, die mir nimmer Vergangenheit wird; denn das Fortspinnen einer Arbeit fesselt die Schwingen der Zeit. Beenden oder richtiger abbrechen wird meine Arbeit nur der Tod.

IV. Als Volkslehrer.

Darüber kann unter solchen Volksfreunden, welche den durchschnittlichen Zustand der deutschen Volksschule kennen und die Bildungsaufgabe unserer Zeit damit vergleichen, keine Meinungsverschiedenheit sein, daß es eine ebenso würdige als gebotene Aufgabe ist, nach Kräften dazu beizutragen, die von jener an den Kindern gelassenen Lücken an den Erwachsenen ausfüllen zu helfen.

Wenn nun die Zahl auch solcher, so urtheilender Volksfreunde immerhin keine geringe sein mag, so sind andererseits Derer leider doch nur sehr wenige, welche es sich zur Aufgabe machen, dieser Meinung öffentlich Ausdruck zu geben und sie mit Entschiedenheit und Thatkraft geltend zu machen; und die noch Wenigeren, die hier thatsächlich arbeiten, werden von ihren Gesinnungsgenossen meistens, wenn nicht feig, so doch faul, im Stiche gelassen, da diese ihre Schuldigkeit gethan zu haben glauben, wenn sie jene Wenigen loben und preisen.

Die Leser wissen schon, daß ich in meiner Eigenschaft als Mitglied des Schulausschusses der Nationalversammlung Gelegenheit gefunden, einen tiefen Einblick in den Zustand der deutschen Volksschule zu thun; ebenso habe ich bereits

erzählt, daß mich ein Sonntagsmorgen zur Erkenntniß meines wahren Berufes brachte.

Der reine Junihimmel blaute über der sonntäglich stillen schwäbischen Stadt Ludwigsburg, während ich aus dem Fenster des Kämmerleins, das mir und den Meinigen als Zufluchtsort diente, auf die Straße niederschaute, die ich des weit vorspringenden Mansardendaches wegen freilich nur zur Hälfte überblicken konnte. Da gab, wie unsere Redeweise so treffend sagt, ein Gedanke den andern. Ich will aber hier nicht versuchen, dieser Gedankenreihe nachzueilen; nur den Endgedanken muß ich mittheilen.

Dieser Gedanke war eine Frage, die ich mir stellte: Giebt es nicht vielleicht eine Darstellungsform, um, mit Vermeidung des trocknen Lehrtones, das Volk mit den Elementen der Naturwissenschaft vertraut und diese ihm lieb und werth zu machen? Meine Liebe zum Volke, meine Kenntniß des Volkes und besonders mein aus diesen beiden sich ergebendes richtiges Urtheil über die zweckmäßigste Form des geistigen Umganges mit dem Volke führte mich zu dem Entschlusse, den novellistisch erzählenden Lehrton zu versuchen. Ich wollte nach dem Leben gezeichnete, handelnde Personen im Geiste um mich versammeln und mit diesen lebend, verkehrend und an tägliche Lebens- und Zeitereignisse und Zustände anknüpfend naturgeschichtliche Gespräche und Unterhaltungen in keiner anderen Ordnung aneinanderreihen, als wie dieselbe aus diesem Verkehr sich von selbst darbietende, zufällige oder mit Absicht herbeigeführte Veranlassungen an die Hand geben würden. Ueber das Treiben der Menschen in Staat und Kirche, in Gemeinde und Werkstatt wollte ich den Alles durchdringenden Hauch der natürlichen Weltanschauung ausgießen. Ich wollte ein Buch schreiben, von dem ich Eins gewiß im Voraus annehmen konnte, daß nämlich dieser Versuch die Pfaffenpartei zur Gegnerin haben

werde. Dies konnte mich jedoch nicht davon zurückhalten, meinen Plan zur That reifen zu lassen. Ich begann also dies Werk, ohne daß ich sogleich einen Titel für dasselbe auffinden konnte.

Es mag ebenso oft vorkommen, daß eine anhaltend in einseitiger Richtung thätig gewesene Geistesarbeit sich nur schwer in eine andere Richtung fügt, aber vielleicht ebenso oft mag es geschehen, daß dieses, des wohlthuenden Gegensatzes wegen, um so leichter sich ergiebt; — bei mir war letzteres der Fall. Länger als ein volles Jahr hindurch hatte die mit den politischen Kämpfen verbundene einseitige Gedankenrichtung und die jeden Mann im Innersten aufwühlende Gemüthserregung, welche das tägliche Unterliegen bei den Abstimmungen nothwendig zur Folge haben mußte, mich für die friedliche Arbeit meines Berufes fast vollständig verschlossen. Ich konnte selbst nicht ohne einiges Mißbehagen an die Rückkehr auf meinen Lehrstuhl denken, wozu noch der Umstand kam, daß ich meine amtliche Stellung als in Frage gestellt ansehen mußte, denn ich gehörte ja zu den Parlamentsmitgliedern, welche ihren Regierungen thatsächlich das Recht der Abberufung bestritten und der letztern nicht Folge geleistet hatten. So wäre also meine Rückkehr zur Wissenschaft vielleicht fraglich gewesen, wenn diese nicht gerade in Frankfurt für mich die humane Richtung erhalten hätte. Und eben dies zog mich nun mit unwiderstehlicher Gewalt zu der Naturwissenschaft zurück. Was bisher als entwicklungsfähiger Keim in mir geruht: die Erkenntniß, daß an Stelle einer auf Offenbarungsglauben aufgebauten, eine natürlich begründete Weltanschauung dem Volke gegeben werden müsse — diese Erkenntniß beflügelte meine Feder. Mit einer wahren Begeisterung schrieb ich vierzehn Tage lang an dem ersten Bändchen jenes noch namenlosen Buches und las jedes Tagewerk Abends meiner Frau und Schwägerin vor, und als ich damit

fertig war, sollte mir ein urtheilsfähiger Freund seine Meinung darüber sagen. Aber schon nach Vorlesung der ersten Bogen gebot dieser ein Halt und schlug vor, das Manuskript einem größeren Kreise vorzulesen und zur Beurtheilung vorzulegen. Dieser Freund erfand auch den Namen des Buchs: „Der Mensch im Spiegel der Natur“, ein Titel, der freilich schon auf den ersten Seiten deutlich, ja fast wörtlich enthalten war. An sechs Abenden las ich vor einem bis auf siebenzig Personen anwachsenden Kreise meine Arbeit vor, die, wie sie der warme Erguß meiner Liebe zum Volke war, vom Volke, denn ich durfte mit Recht meine Zuhörer als vollberechtigte Geistes- und Geschmacks-Vertreter des ganzen Volkes betrachten, mit warmer Liebe empfangen wurde.

Die Entstehung dieses ersten volksthümlichen Geisteserzeugnisses meiner Feder habe ich deßhalb so ausführlich erzählt, weil es gewissermaßen das Vorbild für alle meine späteren volksthümlich-naturwissenschaftlichen Werke war. Dreizehn Jahre später sagte von ihm A. Diesterweg, der greise Vorkämpfer für Befreiung der Volksschule, in einer Kritik eines neueren Buches von mir in den „Rheinischen Blättern“: Der Verfasser wurde den Lehrern zuerst durch sein schönes, edles, weil veredelndes Werk: „Der Mensch im Spiegel der Natur“ bekannt und lieb. —

Ich schalte hier eine kleine Denkschrift ein, welche ich am 1. Juli 1849, also wenige Wochen nach der Sprengung der Nationalversammlung, in Ludwigsburg geschrieben habe. Erst nach vielen Jahren fand ich sie zufällig unter alten zum Theil ganz vergessenen „Parlamentspapieren“, als ich diese und Anderes bei Gelegenheit der preußischen Besetzung Leipzigs in Sicherheit brachte. Ich konnte mich Anfangs lange nicht besinnen, was die Bemerkung am Rande der Denkschrift bedeute: „Diese Schrift erbitte ich mir in beiden Fällen zurück“.

Es hat damit folgende Bewandtniß. Zum zweiten Male wollte ich die Schiffe hinter mir verbrennen. Das erste Mal wollte ich es thun, zu Gunsten meiner vermehrten Berufsgeschäfte in Tharand. Damals scheiterte mein Beschluß an der niedrigen Gesinnung, mit welcher meinem Anerbieten von der sächsischen Regierung begegnet wurde. Jetzt wollte ich zum zweiten Male durch Verkauf meiner Konchyliensammlung und zwar zu Gunsten der Volksbildung mit meinem Lieblingsstudium radikal brechen. Ich bot sie einem reichen Engländer, mit dem ich im langjährigen wissenschaftlichen Verkehr gestanden hatte, zum Kauf an und legte meinem Anerbieten die nachfolgende Schrift bei, um ihn über meinen Schritt zu verständigen, da ich annehmen konnte, daß ihn mein Beschluß, mich von meinen Lieblingsstudien so gewaltsam zu trennen, höchlich überraschen werde. Mein Anerbieten wurde unter Rücksendung der Beilage abgelehnt. Ich blieb und bin noch im Besitz meiner Sammlung. Jetzt ist mir aber jene Schrift, welcher ich die Ueberschrift „mein künftiger Lebensplan" gegeben hatte, insofern von hohem Werth, als ich daraus nach vielen Jahren ersah und Anderen mit dem vergilbten Papier beweisen kann, daß ich nicht allmälig und vielleicht durch äußere Verhältnisse dazu geleitet, meine bisherige gelehrte Schriftstellerei mit der volksthümlichen vertauschte, sondern daß es mir wenige Tage, nachdem das Volk aus dem politischen Felde geschlagen worden, ein ernster und wohlüberlegter Beschluß gewesen, von nun an meine ganze Kraft an die Förderung der Volksbildung zu setzen. Ich schalte den Aufsatz hier ohne jede Veränderung ein. Dabei verhehle ich nicht, daß ich eine Anschauung darin jetzt nicht mehr zu der meinigen machen kann. Diese steht aber außer Beziehung zu dem Wesen „meines künftigen Lebensplanes."

Mein künftiger Lebensplan*).

In Frankfurt ist mein Leben mit dem unglücklichen deutschen Vaterlande verwachsen und in Stuttgart ist ein gemeinsames unlösbares Band um uns Beide geschlungen worden. Ich glaube, ich fürchte, ich hoffe, daß ich niemals wieder etwas Anderes werde schaffen können, als literarische Arbeiten, die in unmittelbarer dienender Beziehung zu meinem hilfsbedürftigen Vaterlande stehen.

Daß es den Deutschen an Freiheit fehlt, weiß nun gewiß Jedermann. Aber es fehlt ihnen nicht blos an politischer, staatsbürgerlicher Freiheit, sondern es mangelt ihnen, und das ist noch viel schlimmer, die innere sittliche Freiheit eines würdigen Menschenbewußtseins; das zeigt ihr thatloses Verhalten dem hereinbrechenden Absolutismus gegenüber. Der letztere Mangel wird es nothwendig machen, daß, wenn jetzt der Absolutismus sich durch seinen dummen Haß ruiniren sollte, dem deutschen Volke von den demokratischen Siegern die Freiheit aufgezwungen werden muß, denn von selbst werden die Deutschen an der Himmelsgabe schwerlich zulangen. Das ist dann aber eine Oktroyirung, die, wenn sie auch der Freiheit gilt, doch keinen werthgeschätzten Besitz gibt; denn eine Gabe muß ihren wahren Werth tief und unverlöschlich in das Bewußtsein des Empfängers graben, wenn dieser sie fest halten und mit Nutzen genießen soll.

Dazu gehört Bildung. Das wissen wir längst, ruft hier die Welt. Und doch weiß sie es nicht. Wie könnte sonst, nach zweiunddreißig Friedensjahren, da manches Tausend Ries Papier mit handwerksmäßiger und sogenannter populärer Gelehrsamkeit bedruckt worden, der März des Jahres 1848 ein an wahrer Menschenbildung so armes Volk in Deutschland gefunden haben? —

Nach der vormärzlichen Schule war jeder gute Deutsche ein Staatsangehöriger und Kirchenangehöriger; sich selber gehörten aber nur wenige Bildungsbevorzugte an. Ueber seinen Staat und seine Kirche nachzudenken, war Verrath und Lästerung und fiel darum den Schüchternen nicht ein.

---

*) Wol sind wir davon überzeugt, daß Roßmäßler, nach den großen Reformen auf den Gebieten der Schule und Kirche in unsern Tagen, zu andern Anschauungen gelangt sein würde. Dennoch glauben wir diese Reminiscenzen hier nicht fortlassen zu dürfen, da dieselben doch so sehr bezeichnend für seine Lebensanschauungen und sein Streben sind.

Der Herausgeber.

Für Alles war ein Gesetz vorhanden, und diese gemachten Gesetze mußten befolgt, durften nicht geprüft werden. Die Gesetze aber, die Niemand erdacht hat, als das höchste Wesen, welches zwischen dem höheren und niederen Gewürm keinen Unterschied hat — diese Gesetze, welche keine menschliche Prüfung zu scheuen brauchen, die Gesetze, denen sich der Mensch in keinem einzigen Falle ohne sofortigen Nachtheil für sich selber entziehen kann und deren kundige Befolgung und Benutzung ihm stets den größten Vortheil bringt — diese Gesetze, d. i. die Naturgesetze, kennt das Volk nicht. Da die Kenntniß und weise Benutzung und Befolgung dieser Gesetze und der von ihnen bewegten Kräfte allein den Menschen zum Menschen macht, so gibt es eben in Deutschland nur Staats- und Kirchenunterthanen — keine Menschen*).

Nur der Mensch, der wahre Mensch, ist zur Freiheit berufen, darum kann diese dem deutschen Volke durch Freiheitsapostel wol einmal oktroyirt werden, aber mit Bewußtsein besitzen und gebrauchen, also sich erhalten, kann es sie schwerlich.

Worin beruht also wesentlich diese Bildung, die den Menschen zum Menschen macht? Auf der Kenntniß der Natur, denn wir wissen Nichts, als in der Natur und durch die Natur, wie sie in uns und um uns nach unabänderlichen, ehrwürdig-einfachen Gesetzen wirkt und waltet. Ja, jedes Menschen Gott, denn jeder Mensch hat seinen eigenen Gott, ist das Ergebniß dessen, wie sich jeder Einzelne sein Bild von der Natur und ihren Kräften und Gesetzen macht. Wer die Natur nur nach ihren staunenerregenden Schöpfungen und Wirkungen, ohne deren ursächliche Kräfte und Gesetze kennt, der wird sich einen allmächtigen Zauberer-Gott einbilden und vor ihm zittern. Wer aber eine, so leicht zu erlangende Einsicht in die Gesetze und Kräfte der Natur hat, der sieht überall einen allmächtigen, weisen Gottes-Geist, den er bewundert und verehrt. Jener glaubt in verzichtleistender Unterwürfigkeit an Alles, auch an die fürstliche Gottesgnadenschaft und an die Beschränktheit seines Unterthanenverstandes. Dieser glaubt nur das, was jenseits der Grenzen der ihm bekannten Natur liegt und nicht mit dieser in Widerspruch steht. Dieser hat für seinen Glauben Grenzen, Jener nicht! —

Der Deutsche steckt bis über den Kopf im Kirchenthum, und doch hat er keine echte Religiosität, eben weil Beides zweierlei ist, Eins das

*) Ich brauche wol nicht erst zu sagen, daß die in dem „keine" ausgedrückte Regel, wie jede andere, ihre Ausnahmen hat. Bei dieser Regel werden jedoch leider der Ausnahmen nicht viele sein. Nachträgliche Anmerkung.

Andere ausschließt. Denn echte Religiosität — nicht jene in der werkheiligen Befolgung äußerer Formen sich begnügende — ist nichts Anderes, als das lebendige, d. h. thatbringende Bewußtsein von dem wahren Verhältnisse des Menschen zu seinem Schöpfer, zu seinen Mitgeschöpfen und zu sich selbst. Wie aber kann dieses Bewußtsein erlangt werden, ohne Kenntniß von der Natur selbst, welche besteht aus dem Erschaffenden, dem Erschaffenen und dem beide Denkenden?

Wer also sich berufen fühlt, an der Freiheitszukunft Deutschlands mit zu bauen, der helfe sorgen, für allgemeine Verbreitung einer menschenwürdigen Kenntniß von der Natur; der lehre alle Welt, daß die Natur weder eine Vorrathskammer, noch eine Studirstube, noch ein Betschemel, sondern unser Aller gemeinsame Heimath ist, in der ein Fremdling zu sein, Jedermann Schande und Schaden bringt! Schon diese meine Auffassung der Natur wird mich bei jedem Nachdenkenden vor dem Tadel sichern, der mir schon manchmal von den vor der Zeit Urtheilenden gemacht worden, als wollte ich „die Menschen zu Naturforschern machen."

Ich bin so kühn, zu sagen: ich fühle mich berufen, und muß also hinzufügen: ich fühle mich dazu verpflichtet.

Daß die Wahl und Erfüllung dieses Berufes von der Noth der Zeit geboten ist, das lehren jene uns entgegengeschleuderten, bezeichnenden Worte der Berliner Kreuz-Zeitung: „Schulmeister und Bücherschreiber sollte man am eifrigsten ausrotten."

Es ist ein kühnes Selbstvertrauen, welches ich ausgesprochen. Aber wenn nicht alle Beurtheilungen meiner diese Aufgabe behandelnden Schriften lügen, wenn nicht alle meine Freunde, mit welchen ich mich hundertmal über meine Auffassung dessen, was der Volksbildung noth thut, besprochen habe, die erste Freundespflicht, die Aufrichtigkeit, wissentlich verletzt haben; wenn nicht der Beifall meiner Zuhörer in meiner langjährigen Amtsthätigkeit; wenn namentlich die warme Zustimmung vieler urtheilsberechtigten Männer, nämlich Volksschullehrer, mich nicht getäuscht, mit denen ich das Kapitel über naturgeschichtlichen Volksunterricht oft und in großen Kreisen durchsprochen — so darf ich glauben, daß ich den Beruf in mir trage, meine schwache Kraft an die Lösung dieser großen Aufgabe zu setzen.

Wenn aber der Satz als wahr anerkannt wird, daß der Volksunterricht in zweckmäßig aufgefaßter naturgeschichtlicher Bildung beruhen muß; wenn ferner als wahr zugegeben wird, daß nur ein auf dieser Grundlage gebildetes Volk, als ein sittlich freies, auch ein politisch freies werden könne,

so fragt es sich nun zunächst, welche Hindernisse der Lösung dieser Aufgabe im Wege stehen. Es sind derer besonders zwei: der Mangel an tüchtigen Lehrern und das Fehlen der Lehrhilfsmittel.

Der erstere dieser beiden Mängel ist unleugbar, und er fällt nicht sowol dem Lehrerstande zur Last, den ich im Gegentheil in vielen seiner Vertreter eifrig nach der ihnen mangelnden naturgeschichtlichen Ausrüstung verlangend gefunden habe, als vielmehr den Lehrerbildungsanstalten. Aber selbst diese tragen nur zum geringeren Theile die Schuld hieran, weil die Herren Naturforscher von Profession erst sehr spärlich daran gedacht haben, die Naturwissenschaft zu einer, mehr als Gedächtniß und Wundersinn befriedigenden, einheitlichen Dorfschulen-Wissenschaft zu erheben. Ja, dies ist meines Wissens noch garnicht der Fall, und doch muß es geschehen, wenn es besser werden soll.

Der zweite Mangel möchte, neben der ungeheuren Menge sogenannter populärer Bücher über Naturwissenschaft, als eigentlich garnicht vorhanden erscheinen; und dennoch tritt er sehr fühlbar auf. Es fehlt namentlich an einem Leitfaden für den Volkslehrer und den damit verbundenen Anschauungs-Hilfsmitteln, welche auch den nicht dafür besonders vorgebildeten Volkslehrer sofort in den Stand setzen, einen fruchtbringenden Unterricht zu ertheilen, ohne daß dadurch den Schülern selbst der mindeste Aufwand verursacht würde. Einen Plan zu einem solchen literarischen Unternehmen hatte ich schon im Frühjahr 1848 fertig ausgearbeitet und sogar bereits ein Anerbietungsschreiben an eine der unternehmendsten Verlagshandlungen Deutschlands, bis zur Absendung fertig, geschrieben. Meine Wahl nach Frankfurt unterbrach den Plan. Ich hatte ihn vielen meiner Freunde vorgelegt, namentlich dem Meister in der populären Darstellung der Chemie, meinem Kollegen Dr. Stöckhardt in Tharand, und bei allen anerkennungsvolle Billigung meines Planes gefunden.

Heute ist mir seine Wiederaufnahme mehr als vor einem Jahre dringendes Bedürfniß, und während er damals zu einer Mußearbeit für mich zu groß gewesen wäre, so fühlte ich mich jetzt dazu gedrungen, ihm meine ganze Zeit und Kraft zu widmen.

Die Darlegung des Planes selbst gehört nicht hierher, nur das habe ich hier ausdrücklich zu bemerken, daß ich, wenn ich einen Verleger für mein Unternehmen finde, der es in seiner Bedeutung ergreift und auszuführen entschlossen ist, fortan aus der politisch-parlamentarischen Laufbahn heraustreten und mich ganz nur diesem Werke widmen werde, welches für mich ja auch ein politisches ist, in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes.

Eine gezwungene Rückkehr in meine bisherige amtliche Stellung würde ich als ein Einspannen in eine Tretmühle ansehen, nachdem ich für eine höhere Aufgabe in der Naturwissenschaft erglühe, als diejenige, welcher ich bisher mich hingeben durfte, und welche sich darauf beschränkte, jährlich 40—50 junge Leute mit dem naturwissenschaftlichen Apparate zur Holz- und Korngewinnung auszurüsten, ja, bei der schon fast mein ganzer Lehreifer sich mit der Vorlesung über allgemeine Zoologie verbrauchte, indem ich in derselben fast ausschließend bemüht war, meine Zuhörer in der Natur ihre weltbürgerliche Heimath kennen und lieben zu lehren, in dem Geiste, wie er sich in den bisher erschienenen 24 Bogen der dritten Auflage meines „Zoologischen Leitfadens" ausspricht.

Wenn, was noch garnicht entschieden ist, Deutschland in diesem Augenblicke darauf verzichtet, sich eine verfassungsmäßige Freiheit zu bewahren, so wird es sicher nicht unterlassen, durch Reform der Volksbildung sich eine freiere Zukunft zu sichern, und daß dabei auch meine Thätigkeit eine Verwendung finden werde, daran zweifle ich nicht. Das ist meine Hoffnung.

Am 1. Juli 1849. E. A. Roßmäßler.

Verweilen die Leser nicht länger mit mir in der Fremde, welche mir jedoch durch Liebe und Freundschaft eine traute Heimath wurde und bis heute geblieben ist. Eilen wir schnell über den Riß hinweg, der meine bisherige Lebensstellung umstürzte. Im August zurückgekehrt, erwartete mich die vorläufige Entlassung vom Amte und ein Hochverrathsprozeß, wegen meiner Betheiligung an den Stuttgarter Beschlüssen. Aus dem letzteren ging ich aber in allen Instanzen vollständig als Sieger hervor, und erlangte dadurch, daß ich, nach freiwilliger Beantragung, in den Ruhestand versetzt wurde.

Alles dies kam mir eigentlich nicht überraschend, denn ich kannte ja meine Lage ganz genau. Mit weniger, als der Hälfte meines bisherigen Einkommens, kehrte ich im März d. J. 1850 nebst meiner Familie in die Vaterstadt Leipzig zurück, ein freier Herr meiner Zeit und meiner Kraft, ein beflissener Diener des Volkes, der fortan sich ihm ganz zu

widmen fest entschlossen war. Jener Brief ging nun in Erfüllung, den ich, wie früher erzählt, schon im Juni d. J. 1848 an meine Frau geschrieben hatte.

Gewiß war ich als einer von Denen zu beneiden, die als vorzugsweise berücksichtigte Schüler der großen Lehrmeisterin Tagesgeschichte mehr wie Andere Gelegenheit haben, das öffentliche Leben verstehen zu lernen, weil sie nicht blos Zuschauer auf der Bühne desselben sind, sondern, freiwillig oder gezwungen, mithandeln. Eine wirksame Gabe politischen Gesinnungs-Extraktes ward mir zu kosten gegeben. Getragen von der zustimmenden Theilnahme, fast des ganzen Städtchens, war ich im Mai d. J. 1848 im langen Wagen- und Reiterzug auf den Bahnhof Dresdens geleitet worden; still war ich i. J. 1849 in dunkler Nacht in meine Wohnung zurückgekehrt, und von einer mir gebrachten Abendmusik sind mir der oder die geheimen Besteller eben geheim geblieben. Dennoch schwangen sich bei meinem Weggange i. J. 1850 gerade Neunundneunzig meiner „Freunde und Zuhörer" zu dem Muthe auf, mir einen silbernen Eichenkranz zu überreichen, was freilich Einigen von ihnen nicht gut bekommen ist. Dies überhaupt hier zu erwähnen, gebietet die Dankbarkeit, wie es doch wol aus demselben Grunde auch nothwendig ist, nachträglich noch zu erzählen, daß Vierzig von jenen Männern Ludwigsburg, welche die Zuhörer bei der Vorlesung des vorhin erwähnten Manuskripts gewesen, mir bei einem Abschiedsfeste einen silbernen Becher überreichten. Mein Wahlbezirk hatte mich übrigens vollständig vergessen.

* * *

Frau Professor Roßmäßler, welche gegenwärtig in Nord-Amerika bei ihrer dort glücklich verheirateten ältesten Tochter lebt und zum Besuch ihrer jüngsten Tochter und des Schwiegersohnes, Herrn Maler Emil Schmidt in Leipzig, wiederum nach

Deutschland herübergekommen ist, theilt uns freundlichst die nachfolgenden Erinnerungen aus jener großen Zeit mit. Wir glauben dieselben hier einschalten zu müssen, trotzdem, daß einige dieser Angaben sich späterhin in Roßmäßler's eigener Darstellung wiederholen:

„Als Roßmäßler im Jahre 1848 zum deutschen Parlament nach Frankfurt a/M. gewählt ward, zeigte sich in Tharand, namentlich unter den Studirenden, eine große Theilnahme und als er von seinem Wahlbezirk zurückkehrte, wurde ihm unter lebhaftester Betheiligung der Bürger und Studenten ein Ständchen dargebracht. Seine älteste Tochter Ida, ein Mädchen von zwölf Jahren, überreichte dem Vater beim Abschiede einen Brief, welchen sie ohne jede Mitwissenschaft Erwachsener geschrieben:

„Lieber Vater! Wenngleich es mir sehr wehe thut, daß Du uns verlassen mußt, so sehe ich doch ein, daß zuerst das Vaterland und hernach Deine Angehörigen kommen. Ich wünsche, daß alle Deine Bestrebungen mit guten Erfolgen und Sieg gekrönt werden, und daß man Deine Verdienste um das Vaterland auch überall anerkennen möge! Kehre dann endlich glücklich und wohlbehalten in unsere Arme zurück, wo Du mit großer, inniger Liebe empfangen wirst. Behalte immer lieb, Deine Dich herzlich liebende Tochter Ida Roßmäßler. Tharand am 16. Mai 1848. Nachschrift: Dasselbe wünscht von ganzem Herzen Franz Roßmäßler“, (der um zwei Jahre jüngere Bruder).

„Diesen Brief trug Roßmäßler bis zum Tode immer bei sich.

„Als, zu Ende des Monats Mai, Roßmäßler die Reise nach Frankfurt antrat, begleitete ihn die gesammte studirende Jugend, nebst vielen Bürgern zu Wagen und zu Pferde bis nach Dresden. Der Zug wurde in allen Ortschaften, welche

zwischen Tharand und Dresden liegen, von der Einwohnerschaft mit großem Jubel und dem immerwährenden Zuruf: Vivat der Volksmann Roßmäßler! empfangen und weiter begleitet, über Dresden hinaus, über die Brücke bis zum Bahnhof, wo sich dann noch viele bekannte und hochstehende Persönlichkeiten um ihn versammelten, theils aus wirklicher, warmer Theilnahme, theils wol auch nur aus Neugierde. Am Bahnhof angekommen, mußten wir eilen, um den Zug nach Leipzig nicht zu verfehlen. Noch ein donnerndes Lebehoch „unserm Volksvertreter Roßmäßler!" erschallte aus tausend Kehlen und fort brauste der Zug.

„Wie aber kehrte der Volksfreund Roßmäßler, der es so treu meinte, wieder zurück!

„Es war im August des Jahres 1849, des Abends. Das Haus war finster, kein Willkommen, kein Gruß aus bekanntem Munde kam der heimkehrenden Familie entgegen. Ein unbekannter Freund hatte jedoch eine Flasche Wein, Brot und Butter, nebst einem Licht auf den Tisch stellen lassen. Wie einsam und verlassen fühlten wir uns! Aber horch, ist es möglich — unter den Fenstern ertönt Musik. Das war ein Willkommen, und wenn wir auch nicht wußten, wer uns das Ständchen bringen ließ, so waren doch wir jetzt davon überzeugt, daß wir noch Freunde in Tharand hatten. — Roßmäßler hatte achtzehn Jahre in Tharand gelebt und war gewiß mit allen Menschen im Städtchen bekannt geworden, doch nach der Rückkehr aus Frankfurt war es, als ob er soeben zum ersten Male hier angekommen sei. Niemand wollte ihn mehr kennen — denn er war ja des Hochverraths angeklagt. Auf der Straße grüßte ihn Niemand, am wenigsten seine Kollegen und früheren Genossen. Am Tage blieb unser Haus leer, aber des Abends besuchten uns doch dann und wann Gleichgesinnte. —

„Leopold von Buch hielt übrigens darin Wort, daß er

Roßmäßler, seitdem dieser „für die Wissenschaft verloren war“, niemals mehr kennen wollte. Denn bei Gelegenheit der Naturforscher-Versammlung in Wiesbaden im Jahre 1852 ging er dicht an ihm vorüber, ohne ihn zu begrüßen, ja ohne ihn nur anzusehen.

„Dagegen wurde Roßmäßler gerade damals eine von jenen Huldigungen zu Theil, welche in ihrer naiven Herzlichkeit ihn immer am höchsten erfreuten. Ein Genosse jener Versammlung überreichte ihm ein Papier mit den Worten: Ein sehr armer Mann aus meiner Heimat schickt Ihnen, dem Volksfreunde Roßmäßler, zum Dank für die reiche Belehrung und die vielen beglückten Stunden, welche das Lesen Ihres „Der Mensch im Spiegel der Natur“ ihm gewährt, sein Herz. In dem Papier lag wirklich ein aus Brotteig gebackenes Herz. Roßmäßler war aber, wie gesagt, gerade für eine solche Theilnahme und Huldigung sehr empfänglich, denn er hatte das Papier sorgfältig aufgehoben, so daß es nach seinem Tode noch gefunden wurde.“

* * *

Ehe die Leser mich jedoch nach meinem heimathlichen Asyl begleiten, müssen wir noch einmal in das Jahr 1849 zurückkehren.

Wenn ich zu jener Zeit durch gewisse Dinge zu überraschen gewesen wäre, so würde dies allerdings geschehen sein, dadurch, daß mir, nachdem ich mich auf meine Vorlesungen für das Winterhalbjahr einen Monat lang vorbereitet hatte, erst zwei Tage vor Beginn derselben meine Amtssuspension angekündigt wurde. Dadurch erhielt ich wieder Ferien auf unbestimmte Zeit. Dieser Umstand hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß ich mich der demnächstigen Thätigkeit als Volkslehrer sofort zuwendete. Noch vor Ablauf des Jahres kehrte ich auf meinen parlamentarischen Kampfplatz zurück, um hier einen geistigen Kampf gegen Diejenigen zu eröffnen,

welche der wissenschaftlichen Bildung des Volkes hindernd im Wege stehen. Ich begann am 29. Dec. d. J. 1849 in Frankfurt einen kleinen Kreis von fünf Vorträgen über einzelne selbstständige naturwissenschaftliche Fragen, deren erste den „Zustand der Naturwissenschaft und die Bedeutung derselben für wahre Menschenbildung“ behandelte. Sicher trug es zu dem großen Erfolge dieses Unternehmens sehr viel bei, daß ich bei der freisinnigen Einwohnerschaft Frankfurts als Mitglied der Linken des Parlamentes noch im guten und frischen Andenken stand. Da ich während des Tagens der Nationalversammlung, zugleich mit Karl Vogt, zum korrespondirenden Mitgliede der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft ernannt worden, so wurde mir dadurch der Vortheil, deren Hörsaal und Sammlungen zu meinen Vorträgen unentgeltlich benutzen zu dürfen.

So wurde ich zum naturwissenschaftlichen Reiseprediger, in Deutschland wahrscheinlich der erste. Dies blieb ich, ohne meine schriftstellerische Thätigkeit zu vernachlässigen, bis zum Juli d. J. 1852, indem ich, theils zu wiederholten Malen, in Frankfurt, Mainz, Stuttgart, Ludwigsburg, Wiesbaden, Aschersleben, Halberstadt und Magdeburg und selbstverständlich auch in meiner Vaterstadt öffentliche Vorträge hielt, die von Gebildeten und Wissensuchenden aller Stände fast überall sehr zahlreich besucht waren.

Wenn ich es nicht schon gewußt hätte, so würde ich damals erfahren haben, daß das Volk überall nach naturgeschichtlichem Wissen verlangt, wenn ihm dieses eben in leicht faßlicher, keinerlei Anstrengung erheischender Form geboten wird. Ich bediente mich zur Veranschaulichung des in meinen Vorträgen Gesagten, besonders großer Wandtafeln, bis zu 16 Ellen Quadratinhalt, und transparenter, geölter Bilder, welche 2 Ellen

im Durchmesser haltende, runde, schwarz eingerahmte, mikroskopische Gesichtsfelder, mit kolossal vergrößerten Präparaten darstellen. Letztere zeigten sich als ganz besonders wirksame Lehrmittel, weil sie das Bild eines Sonnen- und Gaslichtmikroskops täuschend wiedergaben. Sämmtliche Bilder malte ich selbst und konnte daher ihrer Zweckdienlichkeit sicher sein.

Es versteht sich wol von selber, daß diese Reisepredigten hier mehr, dort weniger die Aufmerksamkeit Derer erregten, denen sie sehr zur Unzeit kamen, welchen selbst diese geistige Anregung des Volkes, das ja durchaus wieder einschlafen sollte, ein Dorn im Auge war. Sie hatten von ihrem Standpunkte aus ganz Recht. Namentlich die Geologie ist gewissen Herren sehr unangenehm, und gerade diese benutzte ich z. B. in Mainz gleichsam als Schläger, um diesen Herren damit auf den Leib zu rücken. Ueberhaupt hatte ich während dieser drei Jahre vielfach Gelegenheit, die politisch-religiöse Stimmung und die Parteistellung in Deutschland kennen zu lernen, und als Endurtheil steht es bei mir heute noch fest, daß sich hier die Herren Professoren und unzünftigen Vertreter der Naturwissenschaft eine schwere Unterlassungssünde zu Schulden kommen lassen. Nähmen sie sich doch ein Beispiel von dem schon früher einmal erwähnten Agassiz, welcher in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vielleicht gleichzeitig mit mir, als naturwissenschaftlicher Reiseprediger auftrat, und zwar mit gleich großem Erfolge; leider aber mit entgegengesetzter, pietistischer Tendenz. Wenn wir hierbei auch die kirchlich-unfreie Richtung jenes politisch-freiesten Volkes in Anschlag bringen müssen, so beweist immerhin diese dem Volke gegenüber nach beiden Seiten hin gleicherweise wirksame Geisteswaffe, daß das Volk in diesem Kampfe noch vollständig Neuling ist, ein unbestellter fruchtbarer Boden, in welchem jeder Same aufgeht.

Wie überhaupt der für sein Fach begeisterte naturwissen-

schaftliche Schriftsteller oder Lehrer vor vielen andern Arbeitern den Vorzug hat, daß sein Broterwerb zugleich sein „Steckenpferd“ ist, so konnten für mich diese öffentlichen Vorträge — die niemals im buchstäblichen Sinne Vorlesungen waren — nicht blos als eine Befriedigung meines sittlichen Dranges gelten, sondern auch als ein Broterwerb, dessen ich zur Deckung des Ausfalls in meinem Einkommen sehr bedurfte. Geistigen Arbeitern wird es nichts Neues sein — denn ich nehme an, daß es, insofern sie nicht Lohnschreiber und Lohnredner sind, Allen so ergeht — aber Anderen sei es gesagt, daß es für mich anfangs etwas äußerst Unbehagliches hatte, für meine Vorträge Bezahlung anzunehmen. Es dünkte mir gleichsam als eine Entweihung, eine Beleidigung meiner Arbeit, die ich ja nicht des Erwerbes wegen, sondern um damit zu nützen, beschlossen hatte.

An dieser Stelle kann ich es mir nicht versagen, einige kennzeichnende Einzelnheiten aus meinen Erlebnissen als naturwissenschaftlicher Volksredner einzuschalten. Dies wird um so mehr zulässig sein, als meine Leser sich dabei in einem Gebiete des Bildungslebens des Volkes bewegen, welches voraussichtlich in unserer Zeit mehr und mehr angebaut wird, unter allen Umständen wenigstens es verdient, daß sich befähigte Volksfreunde seinem Anbau zuwenden*). Es erscheint um so nöthiger, wenn die ehrliche und zur Ehrlichkeit auffordernde Mahnung Wiederhall findet: „es ist nichts mehr zu vertuschen. Das Volk soll einmal erfahren, wie unsere Gedanken aussehen, gereinigt von der Entstellung, welche die

*) Dies geschieht gegenwärtig ja in erfreulicher Weise, denn wir brauchen nur an den großen Berliner Handwerker-Verein und viele andere zu erinnern, in denen die besten und am höchsten stehenden Männer es für eine Ehrensache erachten, das Volk durch ihr freies, lebendiges Wort zu belehren und zu bilden. Anmerk. d. Herausgebers.

Verschlepper mit ihnen vornahmen. Frei von der Leber zu sprechen, kann nichts mehr verderben, wol aber viel gut machen." (Fr. Vischer, „Kritische Gänge".)

Ja, Vertuschen — das ist das richtige Wort, das ist das entstellende Mal im Antlitz unserer aufgeklärten Theologie. Man vertuscht die Wahrheit, der Eine um sich nicht mißliebig zu machen, der Andere um dem Volke „seinen Glaubensfrieden nicht zu nehmen." Wenn nun aber zuletzt das Vertuschen nichts mehr helfen, wenn die unverhüllte Sonnenscheibe der erkennbaren Wahrheit hervortreten wird, dann werden ihre Strahlen allerdings versengend auf eine leere Stätte in der Volksanschauung fallen, zumal dort, wo man es unterlassen und sorgfältig vermieden, auf ihr die frische, freudige Saat natürlichen Wissens zu säen und zu pflegen. —

Die kleinen Begebenheiten, welche ich jetzt erzählen will, liegen gerade 10 bis 12 Jahre hinter uns, ein Zeitraum, der viel zu kurz ist, als daß sich annehmen ließe, sie könnten sich heute nicht genau ebenso wiederholen. In diesen Gebieten findet der Fortschritt sehr langsam statt, da auf seiner Bahn überall angeschlagen steht: „verbotener Weg." Hier muß ich jedoch ausdrücklich einschalten, um einer falschen Auffassung vorzubeugen, daß ich bei jenen öffentlichen Vorträgen, ebensowenig als in meinen Schriften, nicht angreifend gegen kirchliche Anschauungen und eingerostete Denkgewohnheiten vorging. Ich fürchtete dabei nicht, mich jenes „Vertuschens" schuldig zu machen. Meine Vorträge waren ja keine religionsphilosophischen, sondern naturwissenschaftliche. Ich gab die Thatsachen der Wissenschaft, unbekümmert darum, ob daneben kirchliche Lehrsätze bestehen konnten oder nicht, unbekümmert darum, ob sich meine Zuhörer und Zuhörerinnen dies Entweder-Oder zur Entscheidung vorlegen wollten, ja ob ihnen überhaupt diese in den Vorträgen liegende Frage bemerkbar

wurde. Neben dem nur persönlich vielfältigen Einen, welches das Volk auf dem Glaubensgebiete besitzt, bot ich ihm ein Zweites von dem Wissensgebiete, und überließ es ihm, Dieses neben Jenem zurückzuweisen oder gegen Jenes einzutauschen, oder — es giebt auch Solche — das Alte neben dem Neuen zu behalten. Nur wenn man mich ausdrücklich um meine eigene Anschauung fragte, gab und gebe ich jederzeit offene und ehrliche Antwort.*)

Meine geologischen Vorlesungen in Mainz waren zur Verwunderung meiner Freunde auch sehr zahlreich von bischöflichen Anhängern besucht, und, wie sich bald zeigte, nicht blos von solchen, welche nachher in ihrem Sinne in dem „Mainzer Journal“, der Zeitung der ultramontanen Partei, darüber berichten oder vielmehr herfallen wollten, sondern auch von solchen, welche wissenschaftliches Interesse fühlten. Einst trat, am Schlusse einer Vorlesung, in welcher ich aus der Steinkohlenzeit, gestützt auf Humboldts bekannte Schätzungen, das hohe Alter der Erde nachgewiesen hatte, eine vornehme Dame, eine bekannte Anhängerin des Bischofs, zu mir heran, mit den Worten: „aber, Herr Professor, wo bleibt da die Bibel!“ Als ich mit gewohnter Milde und Ruhe erwiederte, das sei nicht Sache der Naturforschung, welche unbekümmert um Rechts oder Links immer nur geradeaus auf ihr Ziel: die Verkündigung der natürlichen Wahrheit losgehe, brach die Fragerin halb unwillkürlich und in ersichtlichem Widerstreit mit sich selber in die Worte aus: „ich kann es nicht leugnen, — es ist doch höchst interessant!“ Man konnte es ihr deutlich anhören, daß sie „interessant“ offenbar nicht als die richtige

*) Dies hat Roßmäßler unerschrocken, ehrlich und treu bis an sein Lebensende gethan und darum war er im höchsten und edelsten Sinne ein Ehrenmann. D. Herausgeber.

Bezeichnung gewählt, daß ihr vielmehr nämlich die überwältigende Macht der wissenschaftlichen Wahrheit zu Herzen gegangen.

Ein günstiges Ungefähr hatte es gefügt, daß gleichzeitig mit meinen geologischen Vorträgen die Herren Rohde und Siegmund im Mainzer Theater mit dem Hydrooxygengas-Mikroskop ihre damals überall mit so vielem Beifall aufgenommenen Vorstellungen gaben, welche recht eigentlich eine Veranschaulichung meiner Lehren bildeten. Das „Mainzer Journal" fand natürlich darin einen gemeinsam verabredeten Plan, und da meine Vorträge ebenfalls im Theater, im Saale des Kunstvereins, stattfanden, so wurde ich nebst jenen beiden Herren zum Komödianten gestempelt und als ein „gewisser" Herr Professor N. N. aus L. in das Nichts der Namenlosigkeit geschleudert, was natürlich meinen zahlreichen Zuhörern als eine spaßhafte Würze ihrer eifrigen Theilnahme galt.

Wie groß diese übrigens war, zeigte sich einmal dadurch recht deutlich, daß ich die gefährliche Nebenbuhlerschaft eines der größten deutschen Schauspieler siegreich bestand, welcher in derselben Stunde in einer seiner Glanzrollen auftrat, ohne mir auch nur Einen von meinen Zuhörern abwendig zu machen.

Eine gesellschaftliche Erscheinung oder genauer bezeichnet, ein grelles Kastengebahren, welches zeitweise viel besprochen worden und eine traurige Berühmtheit erlangte, trat in der Bundesfestung Mainz auch mir, dem Politisch-Mißliebigen entgegen, darin nämlich, daß von dem preußischen Halbschied der Besatzung kein einziger Officier meine Vorlesungen besuchte. Dies war keineswegs persönliches Belieben der Einzelnen, sondern höherer Befehl, denn die Gattin eines preußischen Officiers, welche anfänglich die Vorlesungen regelmäßig besucht hatte, erklärte später auf meine Anfrage ihr plötzliches

Wegbleiben durch ein ihr gewordenes ausdrückliches Verbot, die Vorlesungen ferner zu besuchen.

So verhielt man sich mehr oder weniger in jeder Stadt, in welcher ich als „naturwissenschaftlicher Bänkelsänger“ auftrat — wie ich mich meiner kolossalen Bilder wegen oft selbst nannte, auf deren Figuren ich mit einem Stecken zeigen mußte — gewöhnlich in eigenthümlicher Weise gegen mich, am bemerkenswerthesten natürlich in Frankfurt und Stuttgart, vor Kurzem erst noch die Schauplätze meiner parlamentarischen Thätigkeit. Eigentlich wäre es richtiger zu sagen, daß sich Stuttgart bewunderungswürdig unbefangen zeigte; aber eben dies ist sicher bemerkenswerth zu nennen und steht ohne Zweifel mit der schwäbischen Treuherzigkeit im Einklang. Es erweckte mir, dem mit Begeisterung von meiner schönen Wissenschaft Sprechenden ein kaum zu beschreibendes Gefühl, wenn ich auf den ersten Stuhlreihen des überfüllten (damals) größten Stuttgarter Saales meine politischen Freunde und Parlamentsgenossen Schott, Tafel, Rödinger, Fetzer friedlich neben Anderen vor mir sitzen sah, mit denen ich und Jene noch vor Kurzem in Parteifehde gelebt hatten, — wenn ein auch jetzt noch hochgestellter Staatsmann, damals vielleicht der intimste Rath der Krone und der entschiedenste Gegner meiner Partei, sich immer dicht neben dem Rednerstuhl hielt und mehr als einmal mir kleine Handleistungen gewährte. — Ja, die Naturwissenschaft ist es, von der am meisten das Horazische Wort gilt: emollit mores! (Sie mildert die Sitten).

Anders war es freilich, als ich nach zwei Jahren abermals Vorlesungen in Stuttgart halten wollte. Wiederum, ebenso wie das erste Mal stützte ich mich dabei auf Namen, die nicht blos in Stuttgart selbst, sondern in der Wissenschaft von großer Geltung waren und großentheils noch sind, da

die Träger der meisten noch leben. Es schien aber fast, daß der Triumph — denn man konnte es beinahe so nennen, und meine Parteifreunde nannten es so — den ich beim ersten Male in Stuttgart gefeiert hatte, an maßgebender Stelle sehr übel vermerkt worden sei. Die Vorbereitungen zu den Vorträgen waren getroffen und der Tag des Beginnes bereits bestimmt. Da mochte das Ministerium v. Linden die Anzeige der Vorlesungen im „Schwäbischen Merkur" gefunden haben, und es erfolgte, auf Veranlassung des Oberamtes Ludwigsburg, wo ich bei meinen Verwandten wohnte, ein Verbot der Vorträge. Nach kaum einer Stunde war ich in Stuttgart bei dem Freunde, welcher — ein hochgeachteter Naturforscher — die Vorbereitungen besorgt hatte. Bei diesem traf ich zufällig zwei andere Beförderer des kleinen harmlosen wissenschaftlichen Unternehmens, den Kammerherrn Grafen v. Schweitzer und den Obermedicinalrath Just — die Wissenschaft kennt diese Namen — und die Drei beriethen eben noch über einige kleine Vorbereitungen für die morgende erste Vorlesung. Wie durch einen Donnerschlag erschreckt, fuhren sie auseinander, als ich die Ursache meines Erscheinens mittheilte. Man wollte bittend gegen das Verbot einkommen. Aber meine Meinung war und blieb: *die Wissenschaft bettelt nicht um ihr Recht.* Dies war zuletzt auch die Antwort, welche am folgenden Tage im Konversationszimmer des Ständehauses ein Mitglied der zweiten Kammer dem Herrn Premierminister gab, der, wegen dieser sogleich zum allgemeinen Tagesgespräch gewordenen Angelegenheit von Jenem zur Rede gestellt, erklärte, „er habe nichts dagegen, wenn Professor Roßmäßler die Vorträge in Privatkreisen halten wolle; nur könne sich die Regierung die öffentliche Einladung nicht gefallen lassen." Natürlich, denn ich war ja ein Mann des 18. Juni 1849!

Gegen zwanzig der geachtetsten Männer Stuttgarts waren

es, welche mein Auftreten befürworteten und mit ihren Namen vertraten. Ich erließ an sie die Einladung, und die meisten kamen auch, um ihnen einen kurzen Abriß der ganzen Reihe meiner verbotenen Vorträge zu geben und meine neuen Tafeln zu zeigen. Das glaubte ich ihnen schuldig zu sein, damit sie sich, wenn auch nur vor sich selber, darüber rechtfertigen konnten, ein verbotenes Vorhaben unterstützt zu haben. Sie sollten wissen, was man verboten hatte.

In Frankfurt, welches klein genug ist, um seine eigene Vertreterschaft genannt werden zu können, erging es mir ebenfalls ganz nach diesem Vorbilde: man nahm männiglich offen Partei für oder gegen mich. Es mochte jedoch in die sog. höheren und höchsten Kreise ein vortheilhaftes Urtheil über die soeben vollendete Reihe meiner Vorlesungen gedrungen sein, denn ein Abgesandter aus jenen Regionen forderte mich zu einer Wiederholung auf. Darauf ging ich gern ein und am Schlusse des letzten Vortrags dieser Wiederholung trat ein Herr, wahrscheinlich aus der alleroberstem Spitze der Vornehmsten, zu mir und bat um eine dritte Wiederholung. „Denn“, sagte er, „erst jetzt seien Viele auf diese Vorträge aufmerksam geworden.“ Zweimal hatte man also meine Person nicht mit in den Kauf nehmen wollen; das dritte Mal wollte man sich dazu herbeilassen. Dies erschien mir jedoch meiner nicht würdig und ich schlug es daher rund ab. Die Wissenschaft wollte ich denn doch nicht wie ein Lustspiel behandeln lassen, welches man „auf Verlangen“ beliebige Male wiederholt.

Damit steht aber das Begegniß gewiß nicht im Zusammenhange, welches mir im folgenden Jahre in Frankfurt widerfuhr. Wie in Stuttgart war durch meine Freunde abermals Alles zu einem Kursus von Vorträgen vorbereitet, den ich soeben in dem benachbarten Mainz beendet hatte. Anstatt der verlangten Aufenthaltskarte bringt mir aber, am 13. Mai

d. J. 1852, mein Diener von der Polizei den mündlichen Bescheid: ich möge sofort — wieder abreisen. Und bei dem „Abreisen“ blieb es. Wahrlich eine naive Form der Ausweisung, vermittelst einer mündlichen Benachrichtigung durch den eigenen Diener! Durch die Bemühung eines einflußreichen Freundes, der jetzt selber im Senat sitzt, erfuhr ich nur so viel, daß der Senat garnichts gegen mich habe, manche der Herren Senatoren hatten sich sogar zum Anhören der Vorträge eingezeichnet; die Ausweisung habe jedoch auf „Requisition von außen“ erfolgen müssen. Ueber dies „Außen“ war aber kein Sterbenswörtchen verrathen worden. Es ist übrigens ein eigenes Ding um die erstmalige Ausweisung. Zunächst kommt man sich dabei recht wichtig vor.

Dort lagen damals die deutschen Vaterländchen sehr dicht neben einander und ich hätte binnen einer Stunde die Wahl zwischen vieren haben können; ohne Besinnen kehrte ich aber in das Darmstädtische zurück, woher ich gekommen, denn ich hatte dort den Auftrag übernommen, nach Beendigung der frankfurter Vorträge, sofort eine neue Reihe von zwanzig Vorträgen über das System des Thierreichs zu lesen und zwar für die rheinische naturforschende Gesellschaft in Mainz.

Das „goldene Mainz“ war damals golden mehr als je, prächtig im Glanz des herrlichsten Mai. Und was ein ausgesucht schöner Mai in Mainz zu bedeuten hat, dies weiß nur Der zu würdigen, welcher dieses große Loos der deutschen Naturfreuden einmal gezogen hat. Und meine zwanzig (weniger fünf) Mainzer Vorträge fielen in diese unbeschreibliche Herrlichkeit. Alles vereinigte sich, um mich in den Stand zu setzen, meinem zahlreichen Zuhörerkreise gerecht werden zu können, und wenn ich es nicht geworden, so wäre dies wahrlich ganz allein meine Schuld gewesen. In dem geräumigen Hause meines lieben Gastfreundes Christian Scholz schlug ich zunächst

meine Werkstatt auf, um einige Uebersichtstafeln zu malen, deren Gestaltenmaßstab für den großen Saal des kurfürstlichen Schlosses berechnet wurde, so daß die schöne Berenice, die Vertreterin der Quallenfamilie, die Größe eines kleinen Wagenrades erhalten mußte. Meine Art zu malen, lockte allmälig immer mehr Neugierige heran. Sie war auch originell genug, aber im höchsten Grade zweckmäßig, denn sie war förderſam. Mancher stand stundenlang dabei, wenn ich mit den einfachsten Mitteln meine wirkungsvollen Bilder hinwarf. Reißkohle, Tinte — und zwar frische, die sich nicht wieder auflöst, wenn man mit einer zweiten flüssigen Farbe darüber kommt — Röthel, schwarze Kreide und ein Paar Lokalfarben bildeten meine sonderbare Palette und meine Pinsel waren zum Theil wollene Lappen. Fein gepulverte schwarze Kreide, für sich oder entsprechend mit anderen trockenen Farben in Pulverform gemischt, machte mir die Schattirung der vorher mit der Lokalfarbe angestrichenen Figur leicht. Mit einem wollenen Läppchen oder mit einem Bäuschchen Baumwolle läßt sich damit trocken die weichste Rundung wischen, so daß nachher die Zuhörer von weitem manchmal glaubten, sie sähen die mühevollste Tuschmalerei vor sich. Dazu wäre die zehnfache Zeit erforderlich und dieselbe Wirkung doch nicht zu erzielen gewesen. Für Andere schalte ich diese kurzen Andeutungen mit einem probatum est ein. Diese trockne Wischmanier giebt vollkommen feste Bilder. Man erhält natürlich jeden erforderlichen Grad von Weichheit der Schattirung; man braucht nicht auf das Trockenwerden früherer für später aufzusetzende dunklere Töne zu warten; man bekommt keine Ränder und Flecken und kann mit Kremnitzer Weiß beliebige Lichter und mit einem schwarzen Stift das nothwendige Oberflächendetail oder kräftige Drucker auffetzen. In zwei Tagen malte ich den lebensgroßen Schädel des vorweltlichen Mastodon

maximus auf einer Papierfläche von 16 Geviertellen ohne einen Pinselstrich. — Ja, ein Volkslehrer muß sich bestmöglichst zu helfen wissen.

Ein prächtiger Saal des am Rheinufer gelegenen kurmainzerischen Schlosses war das Hörlokal, und dasselbe enthielt zugleich die Vogelsammlung des reichen Museums der naturforschenden Gesellschaft, so daß für jede Vorlesung mehr als ausreichend die abgehandelten Thierformen aufgestellt werden konnten. Selten werden einem vortragenden Naturforscher so anregende Umgebungen geboten sein, als mir damals. Vor mir saßen in dem fürstlichen Saale, an dessen Wänden reich gefüllte Schränke standen, die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen, durch den langen Aufenthalt in Mainz zum Theil mir näher befreundet. Ein Blick durch das Fenster zeigte den „Vater Rhein", mit seinen hochmastigen Schiffen und schmucken Dampfern, und wenn dann die Stunde sich zum Ende neigte, so war noch volle Zeit vorhanden, um das prächtigste der Schauspiele auf der Rheinbrücke zu genießen, den Sonnenuntergang und die Vergoldung des stromabwärts liegenden Rheingaus.

Die freien Tage wetteiferten darin, den Fleißigen zu belohnen, zu erfreuen, zu erfrischen, zu bereichern mit Schätzen der Wissenschaft, des Genusses, der Freundschaft. Mein Zimmer füllte sich mit den Gaben aller drei Reiche, die ich aus der Hand der klassischen Mainzer Natur empfing. Das „Mainzer Becken" — ein berühmtes erdgeschichtliches Fleckchen deutschen Bodens — belastete täglich mehr meine Tische, die Pflanzen des Lennebergs erweckten in mir den Botaniker wieder und die Rheinmuscheln mahnten mich an die Wiederaufnahme meiner konchyliologischen Arbeiten. So hatte ich am 17. Juli den funfzehnten Vortrag gehalten; es war ein furchtbar heißer Tag, und in meinem Tagebuch steht die Bemerkung: „zweimal hätte

ich beinahe aufhören müssen", und: „in der Nacht kämpften mehrere Gewitter am Himmel, ohne daß eins recht zum Durchbruch kommen konnte." Dies war vielleicht ein schwüles Vorspiel des 19. Juli. — An diesem Tage kehrte ich gegen Mittag von einem langen Ausfluge zurück und wurde mit der Nachricht empfangen, daß ich zum Nachmittag auf das Polizei-Amt bestellt sei. Mein Freund Scholz ließ sich nicht davon abhalten, mich zu begleiten. Es wurde von meiner Karte Deutschlands wieder ein Ruheplätzchen für mich weggetilgt und was für eins! Ich wurde ausgewiesen, und zwar mit dem gebieterischen „sofort". Mein Freund durfte, bei seiner socialen Stellung und Geltung in Mainz, sich schon erlauben, nach einem „Warum?" zu fragen. Er bedachte aber nicht, daß man seine Frage von Mainz aus in Darmstadt nicht hören und also auch nicht beantworten könne. Nur schwer entschloß sich der Beamte dazu, mir bis 8 Uhr früh des folgenden Tages Erlaubniß zum Aufenthalt zu gestatten, denn er habe die strengste Weisung zu meiner ungesäumten Entfernung von Darmstadt erhalten. Mainz sollte also trotzdem, daß es eine „goldne Luft" hat, doch von dem verpestenden Hauch eines Naturforschers Etwas zu fürchten haben? — Jetzt erinnerte ich mich wieder daran, daß mir schon vor Wochen ein in den höchsten Kreisen der Stadt ein- und ausgehender Freund gesagt hatte, der „Piusverein" wühle eifrig gegen mich, am Ende würde ich noch ausgewiesen.

Leider mußte ich die Frist bis Nachmittags 3 Uhr doch 40 Minuten überschreiten, um meine seit gerade 4 Monaten gemachten Sammlungen nothdürftig einzupacken.

Diesmal stand mir ein deutsches Vaterland mehr zu Gebote, denn mit dem Boot war die preußische Grenze bei Bingen in wenig mehr als einer Stunde zu erreichen. Aber von meinem Fenster aus konnte ich das Biebricher Schloß jenseit

des Rheines liegen sehen, ja ich konnte beinahe auf der Flagge desselben die Streifen ihrer beiden Komplementärfarben, Blau und Orange erkennen. Also, auf nach Nassau!

Als ich drüben war, erschien es mir, als wenn ein düsterer Schleier über Mainz gebreitet sei; die rothen Staatsgebäude, zu denen, wie zu dem Hause auf der Eschenheimer Gasse, der Buntsandstein der Triasformation den Baustoff geliefert, dünkten mir fast als blutig.

Wie schwer kommt es uns an, wenn es einmal sein muß, Jemand die Thür zu weisen — sollte es also nicht eine viel schwerere sittliche Last sein, Jemand zum Lande hinauszuwerfen?

Wie herrlich erschien das neue Tomi! Es war ja der Vorhof des prangenden Rheingaues, und doch erfreute sein Anblick mich wenig, denn ich empfand diese zweite Ausweisung innerhalb zweier Monate viel bitterer als die erste. Würde ich weniger, als es der Fall war, mit klarem Bewußtsein und mit ruhiger Unterwerfung unter die Folgen meiner eigenen freien Wahl meinen Standpunkt eingenommen haben — vielleicht wäre meine Liebe zur Wissenschaft und zu meinem Volke von einem bitteren Groll getrübt worden. Doch wurde ich ja eben wegen dieser Liebe verfolgt. Das mußte meinen Muth stählen. Die Aufnahme, welche meine ganze naturwissenschaftliche Thätigkeit, seit meiner Amtsenthebung, fand, ist eine lange Thermometer-Skala, von der Treibhauswärme des Volksbeifalls, bis zu der grönländischen Kälte der verhaltenen Wuth Derer, welchen die auf Naturkenntniß beruhende Volksaufklärung ein Greuel ist. In der Zeit, in welcher ich Lehrer in Weida war, hat einmal einer der unzählbaren reußischen Heinriche ausgesprochen, daß er so und so lange — es war eine beträchtliche Zeit — „auf einem Princip herumgeritten sei.“ Die Aeußerung wurde damals verlacht

und dennoch — wie richtig ist der damit ausgesprochene Grundsatz! Ist sie denn nicht ganz das belobte tenax propositi? Ich war ganz derselben Ansicht. Was ich that, ruhte auf der breiten, festen Grundlage des Vorsatzes, meine ganze Kraft daran zu versuchen, das Volk in der Natur heimisch zu machen, an die Stelle der tausendfach auseinander gehenden übernatürlichen Weltanschauungen die einigende, die Menschen einander näher bringende, natürliche Weltanschauung setzen zu helfen. In meinem Alter erfreute ich mich wenigstens der Anerkennung bei meinem Volke, daß es an meinen Namen die Beharrlichkeit und Einheit im Streben knüpft. Dies half mir schon damals am Rhein, dies hilft mir auch jetzt noch Alles zu ertragen.

Während der Mainzer Vorlesungen war ich nach Koblenz und nach Hamburg zu gleichem Zwecke eingeladen worden. Diese Aufforderungen fielen nun aber, nach den zwei Ausweisungen, wenigstens vorläufig fort; man wollte „erst Gras darüber wachsen lassen." Es ist lange gewachsen; doch ist nicht zu sagen, ob es zuletzt zum berasten Grabhügel für diese meine Thätigkeitsform geworden sein würde, denn ein anderer Umstand gab die Entscheidung, da das nächste Jahr für mich eine Wendung brachte, welche meinen Reisevorträgen vorerst ein Ziel setzte.

Was meine Vorträge in den anderen vorhin genannten Städten betrifft, so ist darüber wenig Besonderes zu erzählen. Namentlich in den mehr nördlich gelegenen, faßte man die Sache auch mehr nördlich-kühl auf; am allerkühlsten aber und zuerst geradehin feindselig geschah dies in meiner Vaterstadt Leipzig, wie oben bereits mitgetheilt worden. —

In den drei Vorlesungsjahren war ich auch literarisch unablässig thätig und vollendete noch im Winter d. J. 1852 den fünften Band meines Buchs „Der Mensch im Spiegel

der Natur", von welchem Werke, beiläufig gesagt, bis zum Jahre 1855 drei Bände in zweiter Auflage erschienen sind.

Müde und aufgeregt zugleich, sehnsüchtig nach meiner Familie und meinem Arbeitstisch, und doch mit Wehmuth vom Rheine und meinen Freunden scheidend, trat ich am 24. Juli des für mich so verhängnißvollen Jahres die Heimreise an, begleitet von meiner ältesten Tochter, welche ein Jahr lang in einer befreundeten Familie in Mainz gelebt hatte.

Schon seit einiger Zeit hatte ich manchmal an meine ehemaligen konchyliologischen Arbeiten gedacht und mich dabei auch nothwendig des Gesprächs mit Leopold v. Buch erinnert, welches früher mitgetheilt worden. Hierzu gab die Veranlassung, nicht allein die wieder erwachende Sehnsucht nach meiner ehemaligen Lieblingswissenschaft, die durch einige interessante Funde am Rhein wieder geweckt worden, sondern und wol mehr noch eine kalte Erwägung, die ich hier mittheilen muß, selbst auf die Gefahr hin, mich in den Augen manches strengen Fachmannes vielleicht in ein zweifelhaftes Licht zu stellen.

Mehrfach hatte ich die Gelegenheit, zu bemerken, daß mich, den „Popularisirer", Manche über die Achsel ansahen, die mich früher wegen meiner streng wissenschaftlichen Arbeiten mit Anerkennung als einen Ebenbürtigen betrachtet hatten. Sie erblickten in mir jetzt, im Buch'schen Sinne, wirklich einen „für die Wissenschaft Verlorenen."

Darum beschloß ich, meine konchyliologischen Arbeiten wieder aufzunehmen, um, indem ich mir in den Augen der die populäre Darstellung der Naturwissenschaft hassenden Wissenschafter dadurch die Wiederanerkennung als Ebenbürtiger erzwang, zugleich meinen Volksbüchern bei diesen Herren wenigstens ein Geltenlassen zu erobern.

Daher schrieb ich an Leopold v. Buch: fünf Jahre lang

solle er Recht gehabt haben; nun aber wolle ich reumüthig als verlorener Sohn wieder in die Arme der Wissenschaft zurückkehren. Ich nahe ihm nun mit der Bitte, mir in Berlin aus einer für die Wissenschaft bestimmten Kasse Reisegeld zu einer Reise nach Südspanien zu verschaffen, wo ich, für meine längst vorbereitete Fauna der europäischen Land- und Süßwasser-Weichthiere, Forschungen machen wolle.

Auf diesen Brief erhielt ich keine Antwort. Demnach änderte ich meinen Plan und beschloß nach Wiesbaden, zu der Versammlung der deutschen Naturforscher zu reisen, um daselbst mit einem Freunde, einem den Sommer über in Heidelberg lebenden Londoner Naturforscher, darüber zu berathen, ob nicht vielleicht von der geographischen Gesellschaft in London eine Reiseunterstützung zu erhalten sei. Schon nach wenigen Wochen kehrte ich also an den Rhein zurück, wo ich von meinem Freunde in der bezeichneten Form zwar keine, aber die besten Aussichten auf Privatbeiträge englischer Naturforscher erhielt.

Wider Erwarten wurde für mich diese kleine Reise in anderer Hinsicht bedeutsam, namentlich durch die Gelegenheit, die ich benutzte, um mitten in dem Lager so vieler meist ausschließlichen Fachmänner der strengen Wissenschaft, mit aller Entschiedenheit der volksthümlichen Behandlung der Naturwissenschaft das Wort zu reden.

In Wiesbaden traf ich persönlich mit L. von Buch zusammen. Am ersten Tage der Versammlung, bekanntlich immer der 18. September, stand ich mit drei andern Naturforschern vor Beginn der Sitzung auf der Wilhelmsstraße vor dem Hôtel der vier Jahreszeiten. Unter diesen war ein alter hochberühmter, aber etwas eitler Professor, der die halbe Brust mit Ordenssternen bedeckt trug. Plötzlich sahen wir vom Bahnhof her L. v. Buch auf uns zukommen. Um ihn,

als einen der Großmeister der Wissenschaft zu begrüßen, stellten wir uns unwillkürlich erwartungsvoll neben einander. L. v. Buch, immer einen beißenden Witz auf der Zunge, verbeugt sich hinzutretend tief vor dem Dekorirten mit den Worten: „ich neige mich vor dem Firmament.“ Es war anzunehmen, daß alle Vier dem Hinzutretenden bekannt seien. Nur mit mir schien dies nicht der Fall zu sein. In einem passenden Augenblicke bemerkte ich daher gegen Buch, er scheine mich nicht wieder zu erkennen, und nannte meinen Namen. Stumme Verbeugung v. Buch's. Stolzes Zurückziehen meinerseits. Verwundertes Fragen meiner Freunde, als v. Buch zu einem andern Vorübergehenden sich wendet. War das die bis jetzt versäumte Antwort auf meinen Brief? Ich erzählte den Zeugen dieses peinlichen Auftritts meine augenblickliche Beziehung zu L. v. Buch von dem Tage an, wo dieser mir den sonderbaren Abschiedsbesuch gemacht hatte, bis zu dem zur Zeit noch unerwidert gebliebenen Briefe. Einer von ihnen machte sich anheischig, die Sache auszugleichen, doch bat ich ihn dringend darum, daß er dem Herrn v. Buch nicht zu der Meinung Anlaß geben dürfe, ich könne ihm gegenüber mein politisches Partei-Ehrgefühl verleugnen.

Die Versammlung nahm in den ersten Tagen ihren gewöhnlichen Verlauf, ohne daß eine Annäherung zwischen uns Beiden ermöglicht wurde; am vierten Tage schien es fast, als solle es doch noch geschehen.

Die ganze Gesellschaft machte eine Bootfahrt nach Rüdesheim, wo bei dem Emporsteigen nach dem Niederwald, dessen reizende Aussicht weltbekannt ist, sich eine Schaar von etwa vierzig Personen, welchen ich als Führer diente, von den Uebrigen trennte. L. v. Buch befand sich unter uns. Oben in der Oberförsterei wurde ein Frühstück eingenommen und

der beflissene Vermittler hatte es zu fügen gewußt, daß wir beiden Getrennten nahe beisammen zu sitzen kamen.

Jeder Naturforscher weiß, daß es für den größten Geologen der Welt eine unbezwingliche Leidenschaft war, wissenschaftliche Persönlichkeiten betreffende Anekdoten zu erzählen, die oft sehr beißender Natur waren. Die eigenthümliche stotternde Redeweise, bei der er mehr in sich selber hinein sprach und den Angeredeten entweder garnicht oder mit starrem Blick ansah, machte einen eigenthümlichen Eindruck und steigerte das Interesse des schweigenden Zuhörers, da man dem berühmten Manne gewöhnlich willig das Wort ließ. Es dauerte auch damals auf dem Niederwald nicht lange, so war in der munteren Tischgesellschaft v. Buch im Erzählen. Plötzlich erzählt er eine Schnurre, welche mich betraf. Er erzählte sie aber. gegen seine sonstige Gewohnheit so ohne Pointe, daß sie durchfiel, und dies um so mehr, da er, wie ganz natürlich, meinen Namen dabei nicht nannte. Aber gerade dies erschien mir als ein günstiges Zeichen, indem ich annehmen zu dürfen glaubte, v. Buch habe sich jenes Witzes nicht mehr genau erinnert, habe aber doch das Bedürfniß gefühlt, ihn zu erzählen, um mir, der allein das Erzählte verstehen konnte, zu zeigen, daß er wieder mit mir anknüpfen wolle. Eine kleine Bosheit konnte dabei nicht zu Grunde liegen, weil es sich um einen sogenannten guten Witz handelte, den ich allerdings absichtslos, vor schon sehr langer Zeit einem gemeinsamen Freunde gegenüber einst gemacht hatte.

Weil es das, an einem so großen Gelehrten doch auffallende Suchen nach Witzspielen kennzeichnet, sei hier kurz erzählt, um was es sich handelte. Im Jahre 1836 hatte ich das erste und später auch das dritte Heft meiner „Ikonographie der Land- und Süßwasser-Mollusken“ mit einem illustrirten, von mir selbst lithographirten Umschlage erscheinen

lassen. Auf demselben hatte ich die Namen berühmter Conchyliologen angebracht und um und neben denselben solche Mollusken-Arten dekorationsmäßig gruppirt, welche von ihnen entdeckt und benannt worden waren. Darunter befand sich auch Paul Partsch, Kustos am k. k. Hofnaturalienkabinet in Wien, verherrlicht durch die von ihm Clausilia pachygastris benannte, in Dalmatien lebende Schließmund-Schnecke. Bald nach Erscheinen des Heftes schrieb L. von Buch an mich: „ich bin vor Lachen bald umgefallen, als ich auf Ihrem zweiten Hefte unsern lieben, gern gut und fein essenden Freund Partsch durch Clausilia pachygastris — dickbäuchige Schließmundschnecke — verherrlicht sah!“ Daran erinnerte sich L. v. Buch nach 16 Jahren!

Uebrigens hatte sich vorher schon ergeben, daß mein Brief sich wahrscheinlich noch garnicht in den Händen L. v. Buch's befand, da dieser soeben unmittelbar aus Bologna, von der italienischen Naturforscherversammlung, gekommen war. Als sich v. Buch einmal entfernt hatte, ergänzte ich das Erzählte meinen Freunden und diese schöpften in gleicher Auffassung mit mir daraus die Hoffnung auf die Beilegung der Entzweiung. Derselbe Freund, welcher bisher schon hieran gearbeitet hatte, nahm den, wie sich sehr bald bestimmt herausstellen sollte, Politisch-Erzürnten auf dem Rückwege in's Gebet. Aber vergebens. Nach langer Unterredung mit L. v. Buch, wendete Jener sich wieder zu mir, der ich in einiger Entfernung mit Anderen ging, mit einem sehr starken Ausdrucke des Unwillens über L. v. Buch. Dieser hatte mit wahrer Wuth gegen mich, den Demokraten, geeifert, und zuletzt auch noch ganz besonders an meinem „verdammten demokratischen Bart“ Anstoß genommen. Der Herr Bergrath v. Haidinger aus Wien hatte ja aber einen noch viel ärgeren Bart!

Nun war leider der ausgesprochenste Bruch da, und ich

glaubte es meiner Ehre schuldig zu sein, dem Abreisenden einen kurzen Brief nach Berlin nachzuschicken, in welchem ich sagte, daß er in Berlin einen aus Leipzig abgesandten Brief von mir vorgefunden haben werde, den ich jedoch jetzt, nach dem, was in Wiesbaden vorgefallen, bitte, als nichtgeschrieben anzusehen. So starb der berühmte Naturforscher leider als mein Gegner, zufällig an demselben Tage, an welchem ich auf der Reise nach Spanien in Paris einem der berühmtesten französischen Geologen, Collomb, einen Besuch machte: am 4. März des Jahres 1853.

Kann auch ganz natürlich diese ultraloyale Anschauung der Größe L. v. Buch's und seinem wissenschaftlichen Ruhm keinen Eintrag thun, am allerwenigsten in meinem Gedächtniß, so bleibt es doch immerhin zu beklagen, daß dem berühmten Manne die Milde und Duldsamkeit des politischen Urtheils ganz abging, wie ich auch schon früher auf den grellen Unterschied aufmerksam gemacht habe, der in dieser Hinsicht zwischen ihm und Humboldt vorhanden, mit dem er doch so innig befreundet war.

Wenn so auf der einen Seite der bedeutendste von den in Wiesbaden anwesenden Trägern der Wissenschaft mich durchaus fallen ließ, so wurde mir von der anderen Seite, aus den untersten Schichten des Volkes, eine Anerkennung zu Theil, welche mich für jenes Leid vollkommen schadlos hielt. Und außerdem errang ich noch in der letzten Stunde der Versammlung, nicht für mich, sondern für die volksthümliche Behandlung der Naturwissenschaft selbst unter meinen Kollegen einen glänzenden Sieg.

Um so schwerer es gewöhnlich erachtet wird, von wissenschaftlichen Dingen in einer solchen Form für das Volk zu schreiben, daß selbst dessen am wenigsten vorgebildete Schichten das Mitgetheilte mit Genuß und mit bildendem Erfolg lesen

können, desto mehr muß dem wissenschaftlichen Volksschriftsteller daran liegen, mitten aus dem Volke heraus Urtheile über seine Arbeit zu hören. Ein solches erhielt ich in Wiesbaden über diejenige meiner zahlreichen zur Hebung der Volksbildung bestimmten Schriften, deren Entstehung die Leser schon früher kennen gelernt haben und auf welche allein als auf ein kleines Verdienst um das Volk ich einigermaßen stolz bin: über mein Buch „Der Mensch im Spiegel der Natur" nämlich. Es sei mir gestattet, die kleine fast rührend zu nennende Geschichte zu erzählen.

Als ich eines Abends mit einigen wissenschaftlichen Freunden im Saale der „Vier Jahreszeiten" beisammen saß, stellte sich mir ein Herr vor, welcher sagte, er sei blos deshalb von Usingen — einem kleinen Städtchen im Schoße des Taunusgebirges — herabgekommen, um mir eine Freude zu machen, da er meine Anwesenheit in Wiesbaden im Frankfurter Journal gelesen habe. Der Herr erzählte mir, daß er auf Grund zweier Exemplare des vorhin genannten Buches, von welchem damals vier Bände erschienen waren, in Usingen eine kleine Volksbibliothek gegründet. Wie sehr dieses Buch dem Volke zusage, gehe daraus hervor, daß es keinen Tag unbenutzt im Schranke stehe, sondern immer in den Händen der Leser sei. Vor einiger Zeit sei ein Arbeiter von einem benachbarten Dorfe zu ihm gekommen und habe ihm folgende Ausrichtung gebracht, die ich hier so in der natürlichen Redeweise wiederzugeben versuchen will, wie der niedere Mann vom Lande spricht: „Er solle mir", hatte der Mann gesagt, „vom Schmied Wenzel in seinem Dorfe einen schönen Gruß bringen, und, wenn er nicht ein armer Mann wäre, der keine Zeit verlieren dürfe, so wäre er gern selber herein gekommen; aber so habe er ihm nur auftragen können, mir seinen innigsten Dank dafür auszusprechen, daß ich den

„Menschen“ geschrieben habe. Er schicke mir als Symbolum sein ganzes Herz — in Brotteig gebacken.“

Unter allen Recensionen meiner Bücher, die ich jemals gelesen, ist mir keine werthvoller erschienen, als diese naive Volkskritik, bei der man freilich nicht vergessen darf, daß solchen Volksurtheilen als nothwendiger Führer die beifällige Besprechung der freisinnigen und wissenschaftlich-ernsten Volkspädagogik vorausgegangen sein muß; denn das Volksurtheil, wenigstens das der unteren Volksschichten, bezieht sich zu vorwaltend auf die Form, und leicht läßt es sich durch eine ihm mundgerechte Form mystische oder sonst widersinnige Dinge aufschwatzen. Mit Betrübniß hört nicht selten der Volksfreund Leute aus dem Volke über alberne, auf Beduselung des vernünftigen Urtheils berechnete, aber hübsch erzählte Schreibereien, welche dabei vielleicht nicht einmal frei von Irrthümern sind, in herzliches Lob ausbrechen. Nicht umsonst nennt man das deutsche Volk ein gemüthliches; wer sein Gemüth zu packen versteht, hat meist auch seinen Verstand. Aber ebenso richtig nennt man die Deutschen auch „ein Volk von Denkern.“ Dies muß uns das tröstliche Bewußtsein geben, daß in unserem Volke Gemüth und Verstand sich mehr, als in anderen Völkern, in einem richtigen Gleichgewicht befinden oder wenigstens daß das Zünglein zwischen Beiden unschwer in die Gleichgewichtslage zu bringen ist. Wie leicht ist also die Aufgabe der deutschen Volksschriftsteller, aber wie groß daher auch ihr Verschulden, wenn sie an der Lösung derselben sich entweder nicht oder wol gar im verdummenden Sinne betheiligen!

Die Leser wissen bereits, daß und welchen bestimmten Grund persönlicher Natur ich zur Reise nach Wiesbaden gehabt. Daher war ich auch nicht darauf vorbereitet, in den allgemeinen öffentlichen oder in den nicht für Jedermann be-

stimmten Sektionssitzungen als Vortragender mich zu betheiligen. Eine mir sehr nahe tretende Erwägung meines Verhältnisses zu den berufsmäßig und streng wissenschaftlich arbeitenden Naturforschern änderte aber meinen Beschluß. Da mein Name, als der eines Parlamentsmitgliedes und noch mehr durch mein vorhin genanntes Volksbuch, Jedermann bekannt war, so durfte ich annehmen, daß meine Anwesenheit bei der gelehrten Versammlung in Deutschland nicht verschwiegen sei, indem gewöhnlich die ersten Nachrichten über das allmälige Eintreffen namhafter Persönlichkeiten von allen Zeitungen aufgenommen werden, und dies daher auch von jener Mittheilung des „Frankfurter Journals“ sich voraussehen ließ. Nun hatte ich aber in dem genannten Buche und auch sonst den Herren Professoren, welche sich nicht um die Bildung des Volkes bekümmern, oft entschiedene Vorwürfe deshalb gemacht. Würde ich daher hier, wo ich mitten unter ihnen war, geschwiegen haben, so konnte man mir darüber mit Recht einen Vorwurf machen. Einmal diese Erwägung, noch mehr aber das sich geltend machende Bedürfniß, an der richtigen Stelle ein mahnendes Wort an die deutschen Naturforscher zu richten, bewogen mich dazu, in der letzten öffentlichen Versammlung das Wort zu ergreifen. Hier brauche ich nicht erst ausführlich zu erzählen, in welcher Weise es mir schwer wurde, das Wort zu erhalten. Doch ich erhielt es, und zwar wie ich es mir nur wünschen konnte, durch ein glückliches Ungefähr als letzter Redner vor der herkömmlichen Abschiedsrede, welche dem Professor Heifelder aus Jena übertragen war. Weil ich meinen ganz frei gesprochenen Vortrag nicht im Manuskript einreichen konnte, so fehlte mein Namen und nur dieser allein im „amtlichen Berichte“ über die Versammlung. Der letztere enthält nur den von mir mit möglichster Vorsicht gewählten und dem Bureau eingereichten Titel: „Ueber die Verallgemeinerung der natur-

wissenschaftlichen Vereinsbestrebungen.“ Dieser Titel sollte mehr verschweigen, als er sagte. Zu meiner namenlosen Ueberraschung wurden meine mit lautloser Aufmerksamkeit angehörten Worte mit einem wahren Beifallssturm beantwortet. Wenn dieser immerhin auch zumeist von den zahlreich anwesenden Nichtmitgliedern herkommen mochte, die in dem Redner ihren Anwalt erkannten, so überzeugte ich mich hinterher doch hinlänglich davon, daß meine Worte auch von vielen Derer, an die sie gerichtet waren, gewürdigt und zustimmend aufgenommen worden.

Die Hauptgedanken dieses bisher noch niemals niedergeschrieben gewesenen Vortrags vermag ich hier mitzutheilen, und dies thue ich um so lieber, als diese Worte wol zweifellos die ersten derartigen gewesen, welche bei solcher Gelegenheit und vor diesem Zuhörerkreise gesprochen wurden. In neuester Zeit ist, namentlich seit der Naturforscher Versammlung in Speyer, durch Virchow diese Richtung der Naturforschung öfter betont worden. Ich sprach also:

„Wir stehen am Schlusse unserer Versammlung. Die Scheidestunde ist eine Weihestunde; unser Inneres ist da empfänglicher für das, was an unser Ohr dringt, und ich bin daher dem Präsidium zu besonderem Dank dafür verpflichtet, daß es mir das letzte Wort gegeben hat. Ich würde aber nicht leicht anderswo den Muth haben, das zu sagen, was ich eben sagen will, als hier in Wiesbaden, in Nassau also, wo nahezu das schon angebahnt ist, was ich mit Ihrer Beihülfe, meine Herren, in ganz Deutschland ausgeführt sehen möchte: eine Verallgemeinerung der naturwissenschaftlichen Vereinsbestrebungen. Ich würde dies hier nicht anzuregen wagen, wenn ich nicht eben auf den Bänken vor mir zwei bis vor kurzer Zeit feindselig getrennte Parteien der Naturforscher friedlich bei einander sitzen sähe: die Systematiker und die Physiologen, von denen die Ersteren von den Letzteren

früher oft als außerhalb der Wissenschaft stehend bezeichnet wurden. Sie haben die Unnatur in dem unseligen Cesarismus und Manuelismus erkannt, welche sich um den Alleinbesitz der „Beatrice", der „beseligenden" Natur, stritten, da sie doch Beiden in gleicher Weise angehört.

Sie sehen sich hier, meine Herren Naturforscher, in dieser letzten öffentlichen Sitzung umringt von dem Volke. Lassen Sie sich dies eine Mahnung sein. Wenn Sie jetzt von hier in Ihre Heimat zurückkehren, so nehmen Sie einen Beschluß mit. Er ist es, um den ich Sie bitte. Treten Sie daheim hinaus unter das Volk, vereinigen Sie einige gleichstrebende Arbeitsgenossen um sich, bilden Sie naturwissenschaftliche Lokalvereine und gründen Sie für dieselben Vereins-Sammlungen. Glauben Sie, meine Herren, das Volk wird dereinst streng zu Gericht sitzen, über diejenigen, welche in arger Verkennung die Wissenschaft nur als ihr Eigenthum betrachten und behandeln, während doch die Menschheit, das Volk, der Eigner ist, sie aber nur die Verwalter sind, verpflichtet jenem den Ertrag ihrer Verwaltung abzuliefern. Lassen Sie Ihr Licht nicht nur in diesen gelehrten Vereinen leuchten; machen Sie es wie das gastfreundliche Wiesbaden, welches gestern uns zu Ehren ein Feuerwerk abbrannte: die hoch aufsteigenden Raketen leuchteten nicht blos unserm engen Kreise, sie wurden im ganzen Rheingau gesehen. — Und nun, meine Herren, indem ich Sie noch einmal bitte, sich des Volkes in der angedeuteten Weise anzunehmen, schließe ich nicht mit der herkömmlichen Redensart, daß ich Sie um Entschuldigung dafür bitte, Ihnen Ihre kostbare Zeit geraubt zu haben; denn ich halte es für keinen Raub an Ihrer Zeit, Sie an Ihre Pflicht gegen das Volk erinnert zu haben; wol aber halte ich es für den katonischen Wahlspruch eines jeden echten Naturforschers: ceterum censeo, caliginem esse delendam."

Die große Zustimmung, welche diesem Vortrage folgte, zeigte mir, dem davon sehr überraschten Redner, daß ich einen großen Fehler begangen habe, nicht in der ersten oder wenigstens in der zweiten öffentlichen Versammlung gesprochen zu haben, da jetzt fast unmittelbar nach meinen Worten die Meisten abreisten, während es doch aus den wenigen noch möglichen kurzen Gesprächen mit einigen meiner Kollegen hervorging, daß es gut und vielleicht erfolgreich gewesen sein würde, den angeregten Plan länger durchzusprechen. Ja, Einige machten mir, aus dieser Ursache die Verspätung geradehin zum Vorwurfe. —

Mit mehreren von alter Zeit her mir näher stehenden Naturforschern wurde während der Wiesbadener Versammlung über die Herbeischaffung der Mittel zur spanischen Reise eifrig berathen. Der Eine machte diesen, der Andere jenen Vorschlag, unter andern auch den, daß ich mich nach Paris wenden solle. So wichtig die Reise für mich aber auch war, so mochte ich mich doch nicht entschließen, vom Manne des 2. Dezember eine Unterstützung anzunehmen, obschon sie nicht meiner eigenen Person, sondern der Wissenschaft zu Gute kommen sollte. Allerdings schienen die Aussichten günstig, denn kurz vorher war ja eine spanische Gräfin in Paris Kaiserin geworden. Zudem erschien die Vermittelung des bei der Versammlung anwesenden naturforschenden Napoleoniden sehr gelegen, denn Karl Lucian Bonaparte, Fürst von Kanino, war ja als Naturforscher mein Kollege. So ließ ich mich denn dazu überreden, die Vermittlung des berühmten napoleonischen Ornithologen anzunehmen, um so mehr, als die zu erbittende Reiseunterstützung nicht als ein Geschenk zu betrachten war, da die mit Sicherheit zu verhoffende wissenschaftliche Reiseausbeute eine Gegenleistung in Aussicht stellte. Es wurde verabredet, daß ich von Leipzig aus an den Fürsten nach

Paris schreiben sollte. Dies ist geschehen, jedoch ohne Erfolg, selbst ohne irgend eine Rückäußerung. Der auch ohne diese napoleonische Hülfe errungene gute Erfolg der spanischen Reise machte es mir hinterher um so lieber, daß ich jene Unterstützung nicht erhalten hatte.

Nach Hause zurückgekehrt, beschloß ich Humboldts Vermittelung anzurufen. Ich bat ihn, bei der geographischen Gesellschaft in London für mich eine Reiseunterstützung von 150 Pfd. St. zu erbitten. Diesen Beschluß brachte der Umstand vollends zur Reife, daß ich kurz nach meiner Rückkehr einen Brief von Humboldt erhielt, worin dieser mit seiner gewohnten Freundlichkeit mir für die Widmung des II. Bandes meiner Vorlesungen dankte. Meine geologischen und botanischen Vorträge, die ich in Mainz und Frankfurt gehalten, hatte ich nämlich unter dem Titel „Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur" drucken lassen.

Humboldt antwortete mir auf meine Bitte ablehnend. „Es ist mir ungemein schmerzlich," schrieb er, „zur Förderung der Herausgabe Ihrer so wichtigen Fauna der Mollusken von Europa nicht nach England um einen Zuschuß schreiben zu können. Ich habe jetzt zweimal von den in der Wissenschaft in London hochgestellten Männern so unzarte Antworten erhalten, daß ich den festen Vorsatz gefaßt, keine ähnlichen Versuche mehr zu machen."

Das Schmerzliche, worüber Humboldt hier klagt, muß Jeder begreifen, der da weiß, wie Niemand eifriger bemüht war als er, wissenschaftliche Unternehmungen zu fördern und zu unterstützen. Er selbst hatte sein bedeutendes Vermögen der Wissenschaft geopfert und verwandte für sie bis an seinen Tod von seinem Ehrengehalt, welchen er von dem Staat erhielt, nach wie vor einen bedeutenden Theil; er durfte also mit Grund von den reichen Engländern, die so groß von ihm dachten,

erwarten, daß sie ein Gleiches thun, wenigstens von ihm befürwortete Unterstützungen gewähren würden. Um so tiefer hatten ihn die, noch dazu unfreundlichen, Antworten verletzt.

Desto glücklicher waren die Bemühungen meines Freundes Sir William Hamilton, der von englischen Naturforschern, natürlich gegen zu gewährende Vergütung in Naturalien, einen namhaften Beitrag zu den Reisekosten aufbrachte. Es wurden von dreiundzwanzig Betheiligten, dabei sieben deutschen und unter diesen das frankfurter und stuttgarter Museum, etwa 540 Thaler zusammengeschossen, so daß ich es, mit Hinzufügung der eigenen Ersparnisse von meinen Vorlesungs-Honoraren, wagen konnte, die Reise zu unternehmen. Den wesentlichsten Zuschuß mußte mir jedoch sogenanntes „vorgegessenes Brot“ bieten, nämlich das Buchhändler-Honorar für eine nach der Heimkehr aus Spanien zu verfassende Reisebeschreibung, um welche Summe der vorsichtige Verleger zugleich mein Leben versicherte. Er wollte wenigstens sein Geld nicht verlieren, selbst in dem Falle, wenn ich das Leben einbüßen würde.

Der Winter d. J. 1852 bis 1853 wurde zu den Vorbereitungen für die Reise benutzt, zu welchen allerdings Sprachstudien nicht gehörten. In den wenigen noch übrigen Monaten konnte ich bei meinem ohnehin geringen Sprachtalent nicht hoffen, von der spanischen Sprache etwas Erkleckliches zu lernen. Dies habe ich hinterher freilich zu bereuen gehabt, denn ich würde mit dem Wenigen, das ich dennoch hätte lernen können, schon in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Spanien so weit gewesen sein, wie ich bei meiner Rückkehr war, durch die Noth und den Zwang des Verkehrs mit nur spanisch Redenden dahin gelangt; und in der zweiten Hälfte der Reise würde ich es dann wahrscheinlich bis zu einiger Geläufigkeit gebracht haben.

Zu dem Irrthum, daß in Spanien das Frühjahr sehr viel früher beginnen müsse als in Deutschland, kam noch der Uebelstand hinzu, daß in ganz Europa das Frühjahr 1853 ungewöhnlich spät eintrat, so daß ich z. B. am 24. März bei Barcelona in der Mittagszeit das Wasser eines Brunnenbassins mit einer festen Eiskruste bedeckt fand.

Schied ich auch nicht ohne Trennungsschmerz von meiner Familie, die ich nicht eben mit Mitteln überreich versehen zurücklassen mußte, so überwand ich ihn doch bald, denn ich war kein Vergnügungsreisender, sondern ein auf Entdeckungen ausziehender Forscher.

Zwischen Beiden ist eben ein großer Unterschied, obgleich ich ihn eigentlich nicht kannte, denn jede Reise des Naturforschers, ja jeder Spaziergang ist, wenn auch nicht gerade auf Entdeckung, so doch auf Beobachtung gerichtet. Darum ist ein Spaziergang mit einem Naturforscher in einer von der Natur begünstigten Gegend für einen Begleiter entweder unbehaglich oder anregend, je nachdem dieser empfänglich für die Natur ist oder nicht.

Im tiefsten Schnee verließ ich, von afrikanischer Gluth träumend, am 26. Februar die Meinen. Nach flüchtiger Begrüßung meiner Freunde in Frankfurt und Mainz betrat ich am Morgen meines Geburtstages Paris. Diese für Andere so verlockende Weltstadt war mir nichts weiter als eine Station, denn es ist mein ausgesprochenster Charakterzug, immer auf geradestem Wege und unbeirrt auf meine Ziele loszugehen. Schon am Abend des dritten Tages flog ich weiter. Ich wollte von Paris nichts weiter sehen, als die weltgeschichtlichen Gassen und die geschichtemachende Straßenbevölkerung. Daß ich wenigstens noch das Louvre, mit seinen Kunstschätzen, flüchtig gesehen, verdankte ich meiner Freundin der Baronin von Bock (Wilhelmine Schröder-Devrient), die mich fast mit Ge-

walt in einen Fiaker brachte und dorthin führte. „Es hilft Alles nichts,“ sagte sie, „wenigstens das Louvre müssen Sie besucht haben.“ Uebrigens kam ich mir in Paris vor, wie Einer, der bei einem Gastmahle ein Gericht weiter giebt, weil er weiß, daß noch eins kommen wird, welches ihm noch lieber ist. Von den wissenschaftlichen Schätzen und Heiligthümern und deren Priestern besuchte ich Nichts und Niemanden als den Geologen Kollomb, und, um dessen Wohnung zu erfragen, das Sitzungslokal der Société géologique de France. Ich gehöre eben nicht zu Denen, welche von einer Reise mit möglichst vielen „Das oder Den habe ich auch gesehen“ heimkommen wollen. Vielleicht hätte ich es aber doch etwas anders gemacht, wenn ich wenigstens ebenso geläufig französisch hätte sprechen als lesen können. Aber ohne diese Fertigkeit wäre ich den Herren Brongniart, Milne Edwards, Deshayes und vielen Andern doch nur als das traurige Bild eines verlegenen Deutschen erschienen, und dagegen sträubte sich mein deutsches Selbstgefühl. Lieber wollte ich die Pariser Naturforscher sich den Kopf darüber zerbrechen lassen, weshalb der von Allen gekannte und wol von den Meisten auch geschätzte deutsche Forscher so inkognito durch Paris gereist sei. Denn erfahren werden sie es von Kollomb wol haben.

Daher war ich auch ohne alle Empfehlungsbriefe auf die Reise gegangen, mit der alleinigen Ausnahme, daß man mich von dem Auswärtigen Amte der englischen Regierung mit Empfehlungsschreiben an die englischen Konsulate Spaniens ausgerüstet hatte, soweit ich in deren Bereiche zu kommen voraussehen konnte. Dies war damals für einen armen deutschen Kleinstaatsvagabunden freilich ein werthvoller Schatz. Mein Paß, um das gelegentlich einzuschalten, bot ein ergötzliches Stückchen von naiver Nonchalance des Franzosenthums dar: das für Frankreich visirende consulat „impériale“ in

Leipzig hatte den Stempel der „république“ française darunter gedrückt! War das eine Verwechselung oder hatte ich recht, wenn ich in meinen „Reise-Erinnerungen“ darüber sagte: ein Kaiserthum wird manchmal schneller fertig als ein Stempel.

Auf der Weiterreise konnte ich Anfangs dem Winter immer noch nicht entrinnen, und selbst auf dem Rhonedampfboot behagte mir noch unterhalb Lyon mein Reisepelz sehr gut, den ich beinahe in Paris zurückgelassen hätte und an dem nachher die murcianischen Motten sich gütlich thaten. Erst als ich in Valence zum Nachtquartier das Verdeck verließ, wehten mich milde Lüfte an und begrüßten mich die ersten Cypressen.

Doch es kann meine Absicht nicht sein, in diesem Abschnitt meines „Naturforscherlebens“ einen Auszug von meinen „Reise-Erinnerungen aus Spanien“ zu geben; ich habe mich vielmehr auf Einiges zu beschränken, was mich als Reisender ausschließlich kennzeichnet und was in jenem Werke entweder nicht oder nur kurz mitgetheilt ist.

Mehr noch, als es achtzehn Jahre zuvor bei Triest geschehen war, trat meinem Blicke in Avignon der Südcharakter der Natur deutlich und fast unvermittelt entgegen, gab meiner Naturbetrachtung neue oder wenigstens ungewohnte Vorlagen. Dies war besonders in dem kleinen Gartenhofe des Museums der Fall, wo südliche Gebüsche und Bäume, darunter eine Dattelpalme, einen wohlthuenden Gegensatz zu den erst vor wenigen Tagen verlassenen Schneefluren bildeten.

In Marseille bestieg ich in fast feierlicher Stimmung das Dampfboot el Barcino, denn für den Naturforscher ist die erste Seereise eine mächtige Bereicherung und Erweiterung seines Gesichtskreises und seines Studiengebietes. Wirst Du seekrank werden? Wie wird es Dir sein, wenn Du seekrank bist? Diese Fragen legte ich mir nicht, wie andere Reisende,

mit unruhiger Bangigkeit, sondern mit banger Wißbegierde vor. Ich wurde nicht seekrank; wol aber kämpfte ich einen halben Tag lang gegen das Andringen des abscheulichen Leidens, welchem beinahe sämmtliche Mitreisende unterlagen. Vielleicht doch nicht ganz ohne Grund bildete ich mir ein, daß ich nicht sowol vom Feinde verschont geblieben sei, sondern daß ich diesen bewältigt habe, durch allerlei Maßregeln, die ich gegen sein Andringen ergriff.

Die Aduana ließ mich glimpflich durch und schnell fand ich mich in der fonda de las cuatro naciones untergebracht, als Repräsentant der fünften, denn ich wagte als bescheidener Deutscher nicht anzunehmen, daß unter jenem cuadro damals Deutschland schon mit inbegriffen sei.

Die Menschen der volkreichen und gewerbfleißigen Stadt hatten zunächst meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen; als ich aber den ersten Blick auf die Bäume der Alameda vor dem Hause warf, da prallte mein Auge zurück, denn sie standen noch in völliger Winterruhe da.

Also immer noch kein Frühling? Mehr noch als verwundert sah ich mir in den Nachmittagsstunden die barcelonesische Natur an. War es hier Februar, März, April oder Mai? Für alle diese Monate in deutschem Sinne stieß ich hier auf Wahrzeichen und Belege. Die vollkommen ruhenden Baumknospen riefen den längst überstandenen Februar zurück, die schon sehr hohen Saaten der Felder predigten den Mai, ja, die noch an den Bäumen hängenden reifen Citronen und Apfelsinen malten den Sommer. Die zahlreichen immergrünen Strandpflanzen, die nicht minder immergrünen Agaven und Opuntienbüsche kleideten den Boden zwar in ein nur kümmerliches Grün, aber es war doch Grün.

Nur allmählich fand ich mich in das Verständniß der Jahreszeit. Etwa die Saaten abgerechnet, mag es den ganzen

Winter über — außer wenn vorübergehender Schnee liegt — hier nicht anders aussehen. Ein Blumenstrauß, den ich am 22. März auf den steilen Felsen des Monserrat pflückte, bestand fast durchgehends aus Ueberlebenden des vorigen Jahres.

Wie froh erinnerte ich mich hier des doch ganz andern deutschen Frühlings! Wie bat ich es diesem ab, daß ich über ihn geklagt hatte, wenn er nicht immer ein recht hell strahlendes Gesicht zeigte! Nach dem Süden muß man gehen, wenn man das, was man daheim hat, recht würdigen, wenn man namentlich den deutschen Lenz erkennen lernen will, als die schönste Blüte im Kranze des deutschen Jahreslaufes.

Neben anderen wissenschaftlichen Erfolgen, an welchen sich diese Reise für mich reich erwies, hatte sie überhaupt auch den, daß ich verstehen lernte, wie man es doch viel milder beurtheilen muß, als es gewöhnlich geschieht, daß die Naturforschung in den heißen Ländern bei weitem weniger eifrige Bekenner zählt, als in den kühlen Ländern Europa's. Schon im mittägigen Spanien, vor allem im Murcianischen, ist die Hitze so erschlaffend, daß der ganze Eifer des Forschers erfordert wird, um die nöthige Ausdauer zu bewahren. Hier lernte ich es begreifen und fühlte mich nicht mehr in meinem Stande darüber beleidigt, als mir mein Freund Don Angel Guirao in Murcia sagte, daß man mich „den verrückten Doktor" nenne, weil ich, ein reich begüterter Mann und obendrein gut besoldeter Professor, tage- und wochenlang Käfer und Schnecken und Pflanzen suchend, die glühenden, schattenlosen Schluchten der murcianischen Sierra's durchstreifte. Sobald man dort aus dem Bereich der Bewässerungskanäle kommt, die wenigstens das trübe Segura-Wasser bieten, darf man meilenweit umher nicht darauf rechnen, einen Bach, eine Quelle, einen Brunnen zu finden, um den glühenden Durst zu löschen. Das die ganze weite Vega von Murcia hoch be-

deckende vollständig steinfreie Schwemmland, welches bewässert Ernte auf Ernte giebt, birgt keine Wasserader und den entwaldeten Höhen, welche den paradiesischen Garten, der die Vega ist, malerisch umgürten, entquillt kein Bach; die einzige Quelle, die ich südlich von der Stadt Murcia antraf, gilt für etwas so Großes, daß sie dem Felsenschooße, dem sie fast nur tropfenweise entquillt, den Namen der Montana de la „Fuensanta“ (heilige Quelle) gegeben hat. Vielleicht im ganzen Königreich Murcia ist den Reisenden, namentlich den Arrieros jede einzelne der wenigen Quellen bekannt, und es fehlte blos noch, daß man sie auf den Landkarten eben so bezeichnete, wie die heute noch ganz cervantischen Venta's, elende Einkehrhäuser, durch welche der Fremde, der eine Ortschaft erwartet hatte, auf das bitterste enttäuscht wird.

Hat dann der erschöpfte Naturforscher, unter Schweiß und Gluth den Abend herangeduldet, so findet er in der Venta außer lauem Trinkwasser kaum einen ärmlichen Imbiß, am allerwenigsten Brot.

Ja, Ihr deutschen Genossen, dort naturforschert es sich nicht so leicht, als bei uns, wo fast überall Trinkwasser und in der Abendkühle ein gutes Einkehrhaus die geringen Tagesbeschwerden vergessen machen.

Wenn auch im fernen Süden die Ausdauer des deutschen Forschers durch die ihm fremden und daher durchweg interessanten Formen der Thier- und Pflanzenwelt immer und immer wieder aufgestachelt wird, so erlahmt doch auch ihm nicht selten die Kraft, und manchmal lag ich im heißen, regenlosen Juni trotz meines Sammeleifers, stundenlang in der denkbar leichtesten Bekleidung auf dem Lager hingestreckt, hinter dem einzigen geschlossenen und mit dicker Esparto-Matte geblendeten Fenster meines großen, mit steinernen Platten gedielten Zimmers, während unmittelbar vor der

Stadt ein reiches Entdeckungsfeld mir einladend winkte. Wenn ich Kühlung durch Luftzug zu gewinnen hoffte und Thür und Fenster öffnete, so war es oft, als machte ich anstatt des Fensters die Thür eines geheizten Ofens auf.

Noch einmal, ich mache es den spanischen Naturforschern nicht mehr zum Verbrechen, daß sie es meist den Nordländern, einem Boissier und Reutter, einem Moritz Willkomm, Brehm und Apetz, Kollomb und Verneuil, überlassen, in Spanien auf Entdeckungen auszugehen. Nicht, als ob diese weniger durch die erschlaffende Hitze litten, sondern, was schon angedeutet wurde und besonders stark betont werden muß, weil eben Alles, was sie sehen, ihr Interesse in Anspruch nimmt und sie daher die Anstrengungen leichter überstehen läßt.

Als ich am glühend heißen 30. März die dürren Hügel und palmenreichen Kies- und Lehmboden-Ebenen von Alikante durchstreifte — wie hätte ich da das Ungemach der Hitze unerträglich finden sollen, als ich aus jeder am Wege stehenden Pflanze die Frage an mich gerichtet sah: „wer bin ich?“ Als ich auf den Schutthaufen, anstatt unseres schwarzbeerigen Nachtschattens und der Melden und Knöteriche, das Eiskraut (Mesembryanthemum crystallinum), anstatt der bleichen Blumen unserer Ackerwinde die großen scharlachrothen Blumentrichter der altheeblättrigen Winde (Convolvulus althaeoïdes) erblickte! Wie konnte ich den Dattelpalmen ihre kümmerliche Beschattung vorwerfen, wenn viele davon, welche dazu niedrig genug waren, mir verstatteten, die ersten Palmenblüten zu pflücken!

Wol jedem Naturforscher, der aus mehr nördlichen Ländern Europa's nach Südspanien kam, wird dasselbe als mir begegnet sein. Einst hatte ich mit zwei valenzianischen Naturforschern, meinen lieben Freunden Don Ignacio Vidal und Don Jose Arigo, von Silla aus den blauen, die

glühenden Sonnenstrahlen zurückwerfenden, Spiegel des herrlichen Albufera im kleinen Nachen überschifft, um auf der Dehesa, welche den Landsee von dem Meere trennt, zu sammeln. Meine Freunde streckten sich sofort in den dürftigen Schatten einer Seekiefer aus, während ich in meiner eifrigen Hast keine Ruhe fand. Mein Fuß mußte zierliche Myrtendickichte niedertreten, um zu einer Pflanze zu gelangen, welche mich Alles und mich selber vergessen ließ. Es waren mannshohe Stauden des Sodoms-Nachtschattens (Solanum sodomaeum), vor denen ich wie Lot's Weib erstarrt stand, denn hier war das schöne stattliche Gewächs, welches am Kap der guten Hoffnung heimisch ist, dies nicht minder geworden. Nur widerstrebend bequemte sich der Diener des zoologischen Museums von Valencia, welcher ebenfalls mitgekommen war, dazu mir beizustehen, die Muscheln und Schnecken des Albufera zu suchen. Ein andermal kam Freund Arigo schier außer sich, als ich in die Acequia de la Tanda (einen starken Arm des Bewässerungsnetzes der valencianischen Vega) völlig entkleidet sprang, weil ein gedungener Vega-Arbeiter beim Muschelsammeln beinahe eine Art Wasserscheu zeigte.

Als ich diese Reise antrat, hatte ich den „Touristen“ durchaus zu Hause gelassen; Schlösser und Kirchen, Gemäldesammlungen und Bibliothen sollten mich nicht davon abhalten, jede Stunde der Beobachtung der Natur und des Volkslebens zu widmen. Die bequeme Landstraße und die Behaglichkeit großer Städte, die in Spanien doppelt angenehm empfunden werden, wollte ich nicht auffsuchen, sondern nur dankbar mitnehmen, wenn sie meinen Reiseplänen nahe lagen. Diesem Vorsatz blieb ich treu. Tourist im engeren Sinne war ich nur drei Tage lang: in Granada, wo die zauberische Alhambra auch mich gefangen nahm. Wenn Ihr den Grad des Stumpfsinnes eines Schwachen oder Blasirten prüfen

wollt, so führt ihn in die Alhambra; bleibt er auch hier gleichgültig, so gebt ihn auf.

Die Leser wissen es schon, daß die Land- und Süßwasser-Mollusken mein Hauptaugenmerk in Anspruch nahmen; aber auch die übrigen Thiere und die Flora Spaniens wurden von mir beachtet und so weit als möglich gesammelt; und von den Gesteinen der Gebirgsarten, denen ich begegnete, habe ich ganze Centner mit heimgebracht. Wenn dies Alles zusammen, einschließlich des spanischen Himmels, die spanische Natur bildet, welche den spanischen Menschen eben zum Spanier macht, so mußte folgerichtig, da ich gewohnt bin, auf das Ganze zu sehen, das spanische Volk unausgesetzt ein Gegenstand meines Studiums sein, wobei mir leider auch bis zuletzt meine mangelhafte Kunde der Sprache hinderlich war.

Die sprichwörtliche Grandeza *), aus welcher der Spanier nicht selten zu leidenschaftlicher Heftigkeit aufbraust, schien mir ebensowol als die letztere von dem heißen Klima bedingt; wie ohne Zweifel den nicht minder sprichwörtlichen spanischen Stolz — „stolz will ich den Spanier", sagt Philipp — auch der niedrigste Spanier aus seiner hohen Vergangenheit saugt. Tyrannei und Pfafferei hat das edelste Volk romanischen Ursprungs beinahe um seine Zukunft gebracht; jedoch nur beinahe, denn, die Nachwelt wird's erleben, das spanische Volk hat eine Zukunft. Sie würde schneller erblühen, wenn nicht niederträchtige Finanzwirthschaft den Boden durch Entwaldung an vielen ländergroßen Strecken um seine Zukunft unwiederbringlich gebracht hätte und der Wegebau nicht daniederläge.

So ist das niedrige spanische Volk beinahe zu einem naiv kindlichen Urzustande zurückgesunken, während die vor-

*) Nicht Grandezza; auch wird das z wie ein ganz weiches s ausgesprochen.

nehme Klasse, nach dem eigenen Eingeständniß dieser Spanier, durch pariser Nachäfferei vielfach sittlich zerfressen ist.

In den großen Städten Südspaniens, namentlich in Murcia, und Granada sah ich scheinbar zwei Völker durch einander gemischt: das spanische mit Sombrero calañes und Mantilla, und das paris-französische mit dem Cylinder und dem Phantasiehut von der pariser Modistin: jenes die niedere, dieses die höhere Klasse eines und desselben Volkes. Es widerte mich an, in dem reizenden Jardin de Florida Blanco des urspanischen, ja noch deutlich von maurischem Blut durchströmten Murcia das Verdrängen der kleidsamen Mantilla durch den pariser Damenhut wahrzunehmen.

Es mag sein, daß dies den eigentlichen Touristen vielleicht weniger auffällt. Ich aber sah darin eine Störung der Einheit im Charakter des Landes und seiner Bewohner. Ein hübsches Gesicht kann mit der dümmsten Mode aussöhnen, aber wenn mir zwei gleich hübsche Spanierinnen begegneten, von denen die eine ihre schwarze Mantilla vom Scheitel herabwallend, die andere einen Modehut trug, so kam mir die letztere gewiß häßlich vor.

Die durch die schlechte Regierungswirthschaft herabgebrachte Natur Spaniens, einst die Kornkammer Roms, verbreitet ihren Fluch über das Land auch dadurch, daß sie nichts zur Aufmunterung des Volksfleißes thut, was bei der unbeschreiblichen Genügsamkeit des Spaniers doppelt nothwendig ist. Man läßt es eben gehen, wie es das Volk von selbst treibt. Wer weiß, ob selbst in diesem Augenblicke, da ich diese Aufzeichnungen niederschreibe, die Baumwollennoth die Wärter der spanischen Regierungsmaschine aufrüttelt, aus zwei spanischen Gespinnstpflanzen einen Industriezweig erblühen zu machen, der, einmal erblüht, eine Quelle von gewinnbringender Thätigkeit für das niedere Volk werden und

bleiben würde. Diese Pflanzen sind die Pita (Agave americana) und der Esparto (Macrochloa tenacissima).

Wo das Volk der Natur noch so nahe steht, wie in Spanien — mit Ausnahme der größeren Städte —, da fällt die mangelhafte Ausbeutung der Natur von Seiten des Volkes wenig auf, wie es auf der andern Seite ebenso wenig bemerkbar ist, daß hinsichtlich des Speisebedarfs und Verbrauchs mehr als bei hochgebildeten Völkern eine gewisse Ständigkeit, Einfachheit und Uebereinstimmung herrscht. Diesem Nachweise muß ich jedoch noch eine andere, damit in Zusammenhang stehende Bemerkung vorausschicken.

Die Wahrheit des von Moleschott mit so arg verketzerter Entschiedenheit verfochtenen Satzes „der Stoff regiert den Menschen“ trat mir als Reisender in Südspanien überall bestätigend entgegen. Und versuchte ich es, den umfassenden Begriff Stoff in seine Hauptttheile zu zerlegen, um zu fragen, welcher von diesen denn an dem Regiment den größten Antheil habe, so war ich nicht zweifelhaft darüber, daß dieser das Wasser sei. Ich darf es aussprechen, daß diese Erkenntniß geradehin das geistige Hauptergebniß von meiner Reise war und einen mächtigen Einfluß auf meine spätere literarische Thätigkeit ausgeübt hat. Ja, man darf vielleicht sagen, daß ich mir in Spanien, und zwar am meisten in der alten römischen Carthago nova, ein Catonisches ceterum censeo zu eigen gemacht habe, dessen nachmaliges unablässiges Aussprechen vielleicht Manchem einseitig vorkommen mochte.

Nachdem ich in Katalonien, von dem ich während meines vierzehntägigen Aufenthalts in Barcelona wenig mehr, als die Umgebungen dieser rührigen mannhaften Stadt kennen gelernt hatte, wenn auch eben keinen Wasserreichthum, doch auch keineswegs bemerkbare Zeichen von Wassermangel gefunden, so sollte ich es bald anders sehen. Als ich in den letzten

Tagen des Monats März in Alicante das Dampfboot verlassen hatte und die elegante Einwohnerschaft, die sich auf der Alameda bei rauschender Militärmusik erging, ersichtlich ihre ersten Frühlingsfreuden genießen sah, so fiel es mir als ein trauriges Zeichen des bittern Wassermangels auf, daß das Becken eines Springbrunnens am Anfange der Alameda wasserlos stand und stumm wie der erloschene Krater eines Vulkans. Also jetzt schon, da die Winterfeuchtigkeit noch lange hätte nachhalten sollen, war sie bereits aufgezehrt!

Draußen vor der Stadt empfing mich eine öde mit dichtem Staub auf allen Wegen bedeckte baumlose Fläche, auf welcher die bereits ganz bleiche Wintergerste schon nothreif stand. Eine Rambla, das traurige Bild gesunkener Größe, oder besser noch erstorbenen Lebens, sollte ich bei Alicante noch nicht kennen lernen, denn die Rambla de los Ojevas ergießt sich erst ein wenig südlich von der Stadt in das Meer, wenn man überhaupt vom Ergießen einer Rambla reden kann, unter welcher Bezeichnung man eigentlich das trockene Bett eines ganz verschwundenen oder höchstens nur zeitweilig etwas Wasser führenden Flusses versteht.

Die Rambla ist das klimatologische, einen furchtbaren Vorwurf gegen die Dummheit der Menschen aussprechende Wahrzeichen des südlichen Spaniens. In Deutschland kennen wir keine Rambla; denn wenn wir auch wasserlose Thalschluchten in vielen Fällen als Auswaschungsthäler, also als die Rinnsale ehemaliger Flüsse ansehen müssen, so könnten wir sie doch höchstens geologische Rambla's nennen, während die spanischen historische sind, an deren Seiten man noch vielfältig die für die Ewigkeit mit vortrefflichem Cement gemauerten Hauptleitungskanäle des fleißigen Maurenvolkes findet, nur leider daß sie nichts mehr zu leiten haben.

Das Land der Gegensätze, welches Spanien in so viel-

fältigen Beziehungen genannt werden kann, ist es auch hinsichtlich des Wasserreichthums und hinsichtlich der davon unmittelbar abhängigen Kulturfähigkeit des Bodens. Bei dem murcianischen Städtchen Alcantarilla sah ich dicht neben den üppigsten Fruchtfeldern die dürrsten Flächen, auf denen es kaum dem genügsamen Oelbaum noch behagen mochte; jene wie diese zeigten dieselbe Bodenbeschaffenheit, aber jene erfreuten sich einer regelmäßigen Bewässerung, diese waren unbewässert.

Diese, fast möchte man sagen, Neckerei, welche das Wasser mit dem Menschen spielt, hat in Spanien zu einer Werthschätzung desselben geführt, welche wir in Deutschland nur an wenigen Orten kennen. Die Töpferei hat es lernen müssen, obgleich fast immer mit den mangelhaftesten Werkzeugen, ungeheure Gefäße aus schwach gebranntem Thon zu verfertigen, welche auf die Oeffnung gestellt, ihrer Größe wegen, für kleine Lehmhütten von Wilden gehalten werden könnten. Solcher großen Töpfe, Tinajas, haben in wasserarmen, namentlich des Quellwassers entbehrenden Gegenden größere Haushaltungen in einem eigenen Wasserkeller fünf bis sechs stehen, in welchen man das trübste Flußwasser durch Niedersinken der erdigen Beimengungen sich abklären läßt, um es trinkbar zu machen. Wahrscheinlich lange bevor die Wissenschaft die Thatsache der Verdunstungskälte festgestellt hatte, zog man aus derselben den Nutzen, daß man Wasserkrüge nicht aus dichter, sondern etwas poröser Masse verfertigt, durch welche das Wasser hindurchdringen kann. So sind sie auswendig ewig naß und die stattfindende Verdunstung hilft das Wasser im Gefäße abkühlen. Um dies durch Luftzug zu befördern, findet man oft im heißen Spanien kleinere Töpfe, die gar keinen flachen Boden zum Aufstellen haben, an einem Strick in den Fenster- und Thüröffnungen aufgehängt. Sie haben nicht

selten antike römische oder maurische Formen, und jeder des Weges Reisende bedient sich ohne zu fragen des erquickenden Inhaltes, denn das allgemein gefühlte Bedürfniß des unentbehrlichen, „des den Menschen regierenden Stoffes" macht den bevorzugten Besitzer mittheilsam.

Wenn nun das Wasser der niemals fehlen dürfende Vermittler aller Ernährung ist, erscheint es da als ein Wunder, wenn die auf Herbeischaffung desselben unausgesetzt zu verwendende Mühe im Volke ein stetigeres Bewußtsein der stattfindenden Befriedigung wach erhält, als in einem Volke, welchem diese Herbeischaffung keine Mühe macht, und welches des Wassers sich ebenso unbewußt bedient, wie man athmet, d. h. den nicht minder unentbehrlichen Sauerstoff der Luft mit dem Blute mischt? Ich glaube, daß hierin eine der Quellen der spanischen Genügsamkeit liegt, der Genügsamkeit, welche ißt und trinkt um zu leben, nicht um zu genießen.

Daß die Wasserarmuth außer zur Beschränkung des Feldbaues zugleich auch zur Beschränkung der Viehzucht führen muß, liegt auf der Hand, und in wasserarmen Gegenden begegnet man daher wol großen Heerden rothbrauner Ziegen, die sich von dem spärlichen Kräuterwuchs der Gebirge so zu sagen selbst beköstigen, aber keinem Rindvieh. Ziegenmilch und Ziegenfleisch ist daher dort vorwaltend die thierische Kost des Menschen, welche jedoch von der pflanzlichen weit überwogen wird. Diese nun ist so gewählt, daß man beinahe glauben möchte, man habe ebenfalls lange vor der Wissenschaft die nahrhaftesten Pflanzenspeisen von den weniger nahrhaften zu unterscheiden verstanden. Arm und Reich genießt in Spanien auffallend viel Hülsenfrüchte: Bohnen, Erbsen, Kichererbsen, Linsen, bekanntlich diejenigen pflanzlichen Nahrungsmittel, welche nächst den thierischen die meisten wirklichen Nahrungsbestandtheile enthalten. Neben diesen stehen, gewisser-

maßen als der die Masse bildende Träger, Reis und Kartoffeln, zwei sehr wenig nahrhafte Speisen. Ein wenig Ziegen- oder Schaffleisch oder in der heißen Asche gerösteter zäher Stockfisch ist mehr die Würze, und Oel allgemein die Zuthat, da zu Butter die Rindviehzucht fehlt.

Dies ist der Inhalt der kärglich bestellten Speisekammer des genügsamen niederen Spaniers. Una tortilla de arroz con batatas, eine Mehlspeise von in Oel gesottenem Reis und Kartoffeln, war oft das einzige Gericht, das ich bekommen konnte, gut, wenn einige halb gahre Stückchen Ziegenfleisch darin waren. Wein gab es aber fast immer, den der Spanier selten ohne Wasser trinkt und sich noch seltener betrinkt. Der Reiche hat neben anderen Speisen seinen täglichen puchero — auch olla potrida, Topf der Faulheit genannt — d. h. ein wahres Sammelsurium von zehnerlei Hülsenfrüchten, Reis, Piniennüßchen, Schinken, mehrerlei Wurst, Geflügel und anderem Fleisch, welches Alles zusammen in Einem Topfe gesotten wird und ein ebenso wohlschmeckendes, als nahrhaftes Gericht giebt.

Die einfache Mittagsmahlzeit der Arrieros, von denen die Landstraßen Spaniens wimmeln, habe ich oft bewundert, wenn ich an die lukullischen Mahle der deutschen Fuhrknechte dachte, welche ohne Rindfleisch mit Reis und darauf folgenden Schweins- oder Kalbsbraten umzukommen fürchten.

Dieses mäßige, nüchterne spanische Volk, mit dem doch heißen, leicht zu thätlichem Jähzorn aufgeregten Blut in den Adern, mit dem edeln Anstand und der bewußten Selbstachtung, mit der theilnahmvollen Wißbegierde, neben der von der Pfafferei sorglich gepflegten krassen Unwissenheit — ich lernte es bald lieben und achten, für mich wurde es bald, und zwar kein nebensächlicher, Gegenstand meines Reisestudiums.

So pilgerte ich länger als ein Vierteljahr hindurch in

dem Dreieck Spaniens umher, dessen Ecken Barcelona, Cartagena und Malaga bilden, nur in Barcelona, Murcia, Valencia und Burriana längeren Aufenthalt von 1 bis 3 Wochen nehmend. Ueberall fand ich die Spanier liebenswürdig und achtbar und die spanische Natur werth, daß sich der Naturforscher mit ihr eingehender, als es geschieht, beschäftige. Nicht nur, daß dort noch sehr viel Neues zu entdecken ist — wie ich denn selbst, obgleich ich nur gelegentlich Pflanzen sammelte, sogar drei neue Pflanzenarten entdeckt habe —, sondern er findet auch in dem Sinne des niederen Spaniers einen geradezu unerwartet zu nennenden Grad von Verständniß für das ihm doch wahrhaftig ungewohnte Gebahren eines reisenden Naturforschers. Namentlich der Deutsche erfreut sich in der Gunst des Spaniers einer wohlthuenden Bevorzugung vor anderen Nationen, obgleich gerade von Deutschland und deutschem Wesen und deutscher Natur am wenigsten Kenntniß bei dem Spanier zu finden ist, was aus der völligen Unverwandtschaft der Sprachen wol leicht zu erklären sein wird.

Auf der Rückreise bereits bis Barcelona gekommen, hatte ich eigentlich beabsichtigt, von hier aus noch die Balearischen Inseln, namentlich Iviza zu besuchen. Allein schon ehe ich dort eintraf, bemerkte ich das bedenkliche Kopfschütteln meines Säckelmeisters, und obgleich mir nachher in Barcelona selbst von mehreren Seiten Vorschußanerbietungen gemacht wurden, so dachte ich doch zu mißtrauisch über die Möglichkeit des Wiederbezahlens, und daher ließ ich Iviza bei Seite liegen. Leicht und leer wie zum ersten Male kam ich auch zum zweiten Male in Barcelona an, denn ich hatte meine gefüllten Kisten und Kästen von Murcia und Alicante aus abgeschickt.

Blickte ich von der Höhe des Monjuy über Spanien zurück und auf die hier eigentlich abgeschlossene Reise, so stritten sich in mir die widersprechendsten Gefühle: freudige Rück-

erinnerung und beklemmendes Mißbehagen über die Mangelhaftigkeit meines Erfolges. Ich wäre am liebsten wieder umgekehrt und hätte meine Reise noch einmal von vorn angefangen; denn ich hätte sie nun doch jedenfalls viel ertragsreicher ausführen wollen.

Dies geht aber gewöhnlich so. Das Entdeckungsreisen muß man erst lernen, von der Ausrüstung an bis zur Wahl der Beförderungsmittel. Namentlich die erstere erwies sich bald unzureichend, denn ich hatte nicht erwartet, daß ich in Spanien, wenigstens in dem von mir durchreisten Theile, kaum für den zehnfachen deutschen Preis eine Kiste, Bretchen und Pappendeckel zum Pflanzenpressen, Gläser mit eingeriebenen Stöpseln, Hämmer und andere derartige Hilfsmittel bekommen würde. So sollte ich z. B. in Baza für fünf Pappendeckel, zu deren Habhaftwerden wahrscheinlich erst einige alte Bücher entkleidet worden, einen halben Thaler zahlen.

Ein Haupthinderniß war es für mich sieben Wochen lang, daß ich mir von dem verkehrten Rathe meines Freundes Guirao in Murcia eine Tartana hatte aufschwatzen lassen, während ein Naturforscher dort, wo für Fuhrwerk alle Augenblicke einmal „der Weg alle wird", zu Pferd mit einem Packesel nebst Arriero reisen muß. Von Westen her die Küste entlang kommend, mußte ich in Velez Malaga wieder umkehren, weil — in jener fruchtbaren, Baumwolle, Zucker und Wein bauenden Gegend! — selbst für den zweirädrigen Karren, welcher eine Tartana ist, sich durchaus kein Fortkommen möglich zeigt.

Wäre ich nicht schon durch die zur Neige gehende Reisekasse zur Heimkehr gedrängt worden, so würde es durch eine Nachricht geschehen sein, welche ich in Barcelona vorfand, als ich nach einer anstrengenden Eilpostfahrt von Castellan de la Plana an, mit Staub fast bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, am

13. Juli in Barcelona eintraf. Ein dort vorgefundener Brief meldete mir die Verlobung meiner ältesten Tochter mit dem mir persönlich unbekannten Sohne eines Freundes.

Nun war kein Halten mehr. Baldigst wollte ich auch mündlich meine herzliche Zustimmung erklären. Kaum vermochten es meine Freunde und noch schwerer vermochte ich es selbst über mich, kurz vor der Abreise vom spanischen Boden, wenigstens einmal das spanische Volk in seiner besondersten Feststimmung zu sehen, also ein Stiergefecht zu besuchen.

Das ist auch ein Stück spanischer Menschennaturgeschichte, welches man kennen muß, um sagen zu können, man kenne den Spanier.

Der durchaus und in jeder Hinsicht auf Selbsthilfe angewiesene Spanier muß ja persönlichen Muth, wenn er namentlich mit List und Gewandtheit vereinigt ist, hochschätzen; er muß es, weil in ihm heißes Blut wallt und die Geschichte seines Volkes ihm von Kämpfen voll Kriegsruhms und voll ritterlicher Thaten erzählt; er muß es, weil er das geistige Turnier fast garnicht kennt und die gewaltige Wirkung der Erzählungen seines Cervantes ihn unablässig erfüllt; er muß es endlich, da die spanische Regierung zu ihren Hauptregierungsmaximen auch das panem et circenses rechnet. So viel glaubte ich aus der Haltung des Volks während des ganzen Tages der Corrida (die spanische Benennung von Stiergefecht) entnehmen zu müssen, daß die Lust daran nur einer allmähligen höheren Geistes- und Geschmacksbildung weichen werde, daß hier Verbote zwar die Stiergefechte selbst, aber nicht das Verlangen danach, die Hoffnung auf dereinstige Wiedererlangung derselben unterdrücken können.

Uebrigens ist es nicht in Abrede zu stellen, daß ein spanisches Stiergefecht immerhin für Den ein interessantes Schauspiel bleibt, welcher es vermag, darin nichts weiter zu

erblicken, als den Kampf zwischen der rohen Gewalt des Thieres und der listigen Gewandtheit und der kaltblütigen Sicherheit des Menschen. Im regelrechten Stiergefechte, d. h. wo die Scheußlichkeiten der media luna, der perros und der banderillas del fuego nicht zur Anwendung kommen, empfindet man eigentlich blos mit den armen Pferden der Picadores Mitleiden, da sie den Stier nicht einmal sehen, dessen Horn in ihren Eingeweiden wühlt.

Nichts desto weniger konnte ich es nicht über mich gewinnen, alle acht auf der Tagesordnung stehenden Stierkämpfe mit anzusehen; nach dem fünften verließ ich, innerlich auf das furchtbarste aufgewühlt, die plaza de toros. Und dennoch bereute ich es nicht, das furchtbare Schauspiel gesehen zu haben. Es wäre übrigens ein Irrthum, wenn man jeden Spanier für einen „aficionado“ (leidenschaftlichen Besucher) der Stiergefechte halten würde. Mein Freund, der mich in die Corrida führte, Professor Sanchez Comendador, brachte mir damit ersichtlich ein sittliches Opfer. —

Die Rückreise trat ich in Begleitung eines jungen Spaniers an, welcher anstatt, wie es gewöhnlich von Seiten der Spanier geschieht, in Frankreich, in Deutschland seine Studien machen wollte und zwar in der Chemie. Diese Begleitung, welche bis Mataro, bis wohin damals erst die Eisenbahn ging, durch einige Verwandte meines jungen Freundes, Juan Font y Guitart sogar verstärkt wurde, ließ mich wenig zum Bewußtsein darüber kommen, mit welchem Gesammteindruck ich eigentlich von Spanien schied. Erst als ich von den südlichen Abhängen der Pyrenäen rückwärts schauete, überkam mich ein klar empfundener Trennungsschmerz. Als ich unweit von dem französischen Grenzfort Bellegarde das Grenzzollamt betrat, um das Heiligthum meiner wissenschaftlichen Reisehabe vor den profanen Wächteraugen aufzutischen, so zeigte mir

der letzte rückwärts fliegende Blick das wundervolle Land noch einmal in einem Bilde, welches ich am Schluß meiner „Reise-Erinnerungen" in den Worten niedergelegt habe: „lebe wohl, du schönes, mißbrauchtes Spanien! Lebe wohl, du Land voll Schutt einstiger Macht und Größe, unter dem im Herzen deiner Söhne ein zukunftreicher Keim verborgen liegt." Wie Spaniens gerunzelte Stirn lag das freiheitliebende gefesselte Catalonien zum letzten Male vor mir ausgebreitet da.

Wenn ich am Anfang meiner Reise oft Tage lang fast gleichgültig mich von dem Postwagen durch die naturwissenschaftlich für mich verheißungsvollsten Gegenden schleifen ließ, denn ich wußte ja, daß ich reiche Ausbeute bietenden Tagen entgegen ging, so trat nun in gleicher Lage ein schmerzliches Widerstreben an die Stelle der Gleichgültigkeit, denn nun sah ich ja das Gegentheil: daß ich mich immer mehr der heimischen Natur nähere, die mir keinen Ersatz bieten konnte, für das, woran ich eben flüchtig vorüberhuschte, höchstens ahnend, wie viel mir hier vorenthalten werde. Dieses Tantalusleiden währte für mich um so länger, als ich in Perpignan keine Postplätze fand und anstatt rechts nach Montpellier, wohin der nächste Weg führte, mich links nach Bordeaux wenden mußte, um da die kurz vorher eröffnete Eisenbahn nach Paris zu gewinnen. In Toulouse, wo wir beinahe einen ganzen Tag liegen bleiben mußten, erfuhr ich zu meinem Bedauern, daß wenige Tage vorher mein lieber Freund Moquin-Tandon als Professor der Botanik nach Paris gegangen sei. Als ich in Agen das Garonne-Dampfboot bestieg, war es mir kaum weniger schmerzlich, meinen wissenschaftlichen Korrespondenten Gassies nicht besuchen zu können, der aber vielleicht — unter den Agenois neben mir stand, welche einige Mitreisende an das Boot begleiteten. Die entzückend-schöne Garonne-Fahrt wurde mir dennoch fast buchstäblich zur

Tantalusqual, weil der Kiel unseres Fahrzeuges über eine auf dem Grunde lebende Muschelwelt hinwegrauschte, die ich kaum in zwei bis drei Exemplaren in meiner Sammlung daheim vertreten besaß, und welche unter der aller südfranzösischen Flüsse des Interessanten gerade vorzugsweise viel bietet. Auch den alten unermüdlichen Konchyliologen Grateloup in Bordeaux konnte ich nicht besuchen, obgleich ich gerade in seiner Briefschuld stand.

Es ist eben auch eine der besonderen Eigenschaften der Wissenschaft, vor allen der Naturwissenschaft, daß ihre Bekenner, sofern dieselben bereits einen Namen erlangt haben, unter einander gleichsam eine geschlossene Gesellschaft bilden. Das gleiche wissenschaftliche Streben führt leicht und schnell über alle steifen gesellschaftlichen Formen hinweg und festigt das persönliche Bekanntwerden sofort zu einer ganz besonderen Art von Freundschaft, welche im Verlauf des Verkehrs gar oft zu inniger Herzensfreundschaft wird. Der Verkehr braucht deshalb noch kein persönlicher geworden zu sein. Es giebt da wirkliche herzliche Freundschaftsbeziehungen zwischen Leuten, die sich persönlich niemals gesehen haben. Die bekannte „Vetterstraße" besteht auch und ganz besonders auf dem Gebiete der Naturforschung. In den Jahren von 1835 bis 1845, als meine konchyliologischen Arbeiten wol der Centralpunkt der europäischen Weichthierkunde genannt werden durften, hatte ich gegen 80 Korrespondenten in allen Ländern Europas, mit denen ich blos in wissenschaftlichem Briefverkehr stand und von denen ich nur eine geringe Anzahl persönlich kannte. Tritt, vielleicht nach Jahrzehente langem, blos schriftlichem Verkehr, die persönliche Bekanntschaft hinzu, so wird dann meist ein inniges Aneinanderschließen fertig. Solches persönliches Finden ist fast immer ein weihevoller Augenblick, wenn er zumal durch besondere Umstände begünstigt ist, wie es mir

einst in Klagenfurt begegnete, als ich zu meinem langjährigen Brieffreund Kokeil gerade in dem Augenblick in's Zimmer trat und mich vorstellte, als dieser eifrig in meiner Ikonographie studirte. Ich, mein Buch von Weitem erkennend, sagte damals lachend: „soeben lag ich — jetzt stehe ich vor Ihnen.“

Gerade in Südfrankreich, durch welches ich theils in den Banden der Postkutsche und des Dampfbootes, theils auf den Flügeln der Eisenbahn dahineilte, hatte ich eine große Zahl von Wissenschaftsfreunden, an denen ich jetzt leider flüchtig vorüberziehen mußte. Es ist ein eigenes Ding um das Reisen des wissenschaftlichen Forschers!

In Paris ging es mir gerade so, wie das erste Mal. Ich flog wieder nur hindurch und machte erst bei meinen rheinischen Freunden eine kurze Rast. —

Dem Heimgekehrten machte die Reiseausbeute wochenlang zu thun. Die Säuberung, Sichtung und Vertheilung derselben an die durch Geldbeiträge zur Reise Betheiligten gab ein gut Stück Arbeit, welches auch der Grund war, daß meine „Reise-Erinnerungen aus Spanien“ erst im Februar d. J. 1854 erscheinen konnten.

Inzwischen schien es fast, als solle ich noch einmal in meine alte Lehrerlaufbahn zurückkehren. Ein reicher Grundbesitzer im Kanton Thurgau beabsichtigte die Gründung einer Ackerbauschule, deren Einrichtung und Leitung er mir übertragen wollte. So betrat ich den für jeden Naturforscher wie für jeden Touristen so ersehnten schweizerischen Boden zuerst im schneereichen December d. J. 1853, und in seinem am wenigsten schweizerischen, weil fast nirgends Alpenhöhe erreichenden Gebiete. Es kam aber zu keinem Abschluß, weil ich, obwol in den Ruhestand versetzt, dennoch zu jeder Reise Urlaub bedurfte, und von meiner Dienstbehörde den einjährigen

Urlaub nicht erhielt, den ich mir deshalb erbeten hatte, weil ich erst die Lebensfähigkeit der neuen Anstalt erproben und mich dann erst über die feste Uebernahme der Stellung entscheiden wollte. Es verblieb also bei meiner Betheiligung an der Feststellung des Planes der Anstalt. Diese selbst sollte nach der Absicht des Gründers, eines durch die Bewegung d. J. 1848 nach der Schweiz verschlagenen reichbegüterten Preußen, einen patriotischen Zweck verfolgen, wodurch ich, der übrigens wenig Neigung dazu verspürte, nach so langer Unterbrechung noch einmal den Docenten zu machen, mich allerdings angelockt fühlte, auf den Antrag einzugehen. Dieser Zweck war der, durch Verdrängung der zu stark vorwaltenden Wiesenwirthschaft in den ebenen Theilen der Schweiz und durch den anstatt dessen einzuführenden künstlichen Futterbau mehr Boden für Getreidebau zu gewinnen und dadurch die Schweiz möglichst unabhängig von ausländischer Zufuhr zu machen. Wirklich sah ich zu Ende des Monats December noch starke Vorräthe künstlich erbaueten Heues von ausgezeichneter Beschaffenheit und daneben einen viel größeren Vorrath von Körnerfrüchten auf dem Boden, als nach den früheren Wirthschaftsbüchern jemals und zwar bei geringerem Viehstande auf der Besitzung erbaut worden war.

Je weniger ich mich damals in dem großentheils fast eben zu nennenden Kanton Thurgau von der gewaltigen Schönheit der Schweizernatur allein in Anspruch genommen fühlen konnte, zumal tiefer Schnee jeden Ausflug verhinderte, um so tieferen Eindruck machte alles das auf meinen demokratischen Sinn, was ich in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Betreff der politischen und gesellschaftlichen Zustände der Schweiz kennen lernte. Dies sollte aber erst einige Jahre später, bei einem längeren Aufenthalte in dem Lande der Arnold Winkelrieds und Wilhelm Tells vervollständigt werden.

Noch vor dem Antritt der kleinen Reise nach der Schweiz, welche meinem Lebensberufe eine andere Richtung oder vielmehr die Rückkehr in die frühere zu geben drohete, hatte ich eine kleine Schrift erscheinen lassen, welche, wie überhaupt alle meine naturwissenschaftlichen Volksschriften, den Zweck verfolgte, auf „die heimische Naturanmuth hinzuweisen", wie dies einst Humboldt von einer meiner späteren Schriften rühmte, und zwar in der winterlichen Auffassung. Dies kleine Buch führt daher auch den Titel „Flora im Winterkleide."

Ich versuchte mich hier in einer Darstellungsform, bei der ich mir nicht verhehlte, daß ich mich vor einer Klippe zu hüten habe.

Es war mir nachgerade klar geworden, daß die große Mehrzahl, also die weniger gebildeten Menschen der Natur gegenüber entweder eine unwissende Nichtbeachtung oder eine theils ästhetisirende, theils theologistrende Gefühlsüberschwänglichkeit erkennen lassen. Beide Formen kommen sogar gewöhnlich vereinigt vor. Ich war nun aber der Meinung, daß neben der krankhaften Gefühlsüberschwänglichkeit, welcher so Viele der Natur gegenüber sich hingeben, wahre, gesunde Gefühlswärme, vergeistigt von einer verständnißvollen Betrachtung der Natur, wol bestehen könne und im Volke gepflegt werden dürfe, ja gepflegt werden müsse. Seitdem ich als Dolmetscher der Natur vor das Volk hingetreten, hatte ich hundertfältig in Erfahrung gebracht, daß dieses mit der Natur nichts anzufangen wisse, ja ich hatte dies schon früher erkannt; das beweist mein Sinnspruch, den ich i. J. 1846 bei einer äußeren Veranlassung als mein Lebens- und Strebens-Motto mir wählte: „Die Natur ist weder ein Betschemel, noch eine Vorrathskammer, noch auch eine Studirstube, sondern sie ist unser Aller gemeinsame Heimath,

in der ein Fremdling zu sein, Jedermann Schande und Schaden bringt."

Wenn dieser Satz richtig ist, dachte ich, so muß dem Volke die Natur lieb und werth gemacht werden, wie es die gleiche Aufgabe einer gesunden Volksbildung gegenüber der politischen Heimath ist. Daher schwärmte und schwärme ich noch, und werde bis zu meinem Tode erglühen, für einen Naturpatriotismus, wie für den deutschen Patriotismus. Jener, der allen Völkern der gleiche werden soll, kann eben allein die Gewähr dafür geben, daß niemals mehr eine feindselige nationale Scheidung eintrete. Die politische Heimathsangehörigkeit, welche die „Unterthanen" an die Scholle fesselt, soll durch das freudige Bekenntniß der irdischen Heimathsangehörigkeit eben aus den Unterthanen Menschen machen, und das Streben nach politischer Freizügigkeit human begründen und zur unabweislichen Forderung berechtigen.

Nun ist es, so sagte ich mir weiter, eine Thatsache, daß im Volke, soweit es überhaupt seine Gedanken über die politischen Grenzen seiner Heimath hinausschickt, ein gewisser Zug in die Fremde ruft, ein Sehnen, fremde Länder, die man sich schöner als die Heimath denkt, zu besuchen. Dieser Zug, dieses Sehnen läßt es zu einer eingehenden Beachtung der Heimath garnicht kommen, wie andererseits dieses Sehnen ebenso seinen Hauptgrund in dieser Nichtbeachtung, in dieser Unkenntniß der Heimath hat. Es ist daher ein Verdienst, welches sich derjenige um sein Volk erwirbt, welcher es mit seinem Vaterlande bekannt macht, weil er ihm Vaterlandsliebe einimpft!

Es lebt einmal, oder vielleicht richtiger, es schlummert im Menschen ein Zug zum „Ganzen", der leicht zu wecken ist; und zwar vielleicht mehr noch zum Naturganzen, als zu dem politischen, denn — beiläufig gesagt — ich theile jetzt

die Meinung Derer nicht, welche von dem „allgemein erwachten Einheitsdrange" der Deutschen träumen.*) Daran fehlt jedenfalls noch sehr viel. Desto mehr darf man an einen in den kindlichen Schichten des Volkes ruhenden Zug zu dem Ganzen glauben, welches uns die Kirche vorhält und neben welchem diese beflissen ist, die schöne mütterliche Erdheimath als ein Jammerthal zu verdächtigen, welches des Darinlebens garnicht werth sei. Dem Zuge nach dem kirchlichen „Ganzen", um das Wort Schiller's noch einmal anzuwenden, glaubte ich ein Heimathsganzes, eine menschliche Gesammtheimath, die Natur, gegenüber stellen zu müssen, nicht um jenem unmittelbar Etwas gegenüber zu stellen, sondern um Denen, welche Jenes verloren hatten und in deren Bewußtsein eine klaffende Leere lag, Ersatz zu bieten; Denen aber, welche diesen Verlust nicht erfahren hatten, Versöhnung zwischen Diesseits und Jenseits zu verschaffen. Wie ich selbst mit mir nur allmälig und durch eigene Bestimmung zu meiner Weltanschauung gekommen, so fühlte ich mich auch verpflichtet, Anderen die Selbstbestimmung hierüber zu überlassen; wol aber fühlte ich mich berechtigt, ihnen diese Arbeit der Selbstbestimmung zu erleichtern und sie zu einem selbstbewußten Erfolg zu leiten, indem ich meine schwache Kraft dazu aufbot, ihnen das dazu nöthige Wissen verschaffen zu helfen.

Je weniger die Volksschule dazu angethan ist, die Natur in der Weise kennen und auffassen zu lehren, wie es der vorhin mitgetheilte Sinnspruch sagt, desto weniger durfte ich bei Erstrebung dieses Vorhabens voraussetzen, ja desto weniger durfte ich dem Volke in meinen Volksschriften von vornherein eigentliche Wissenschaft auftischen.

Wenn es auch wahr sein mag, daß der Deutsche ein

*) Roßmäßler hat leider unsere Gegenwart nicht erlebt. D. H.

starker Gemüthsmensch ist, so dürfte es doch nicht minder wahr sein, daß, wenn man ihn von einem Zuviel hierin befreien will, man ihn nichtsdestoweniger als Gemüthsmenschen betrachten muß, ebenso wie der Arzt einen Kranken nicht wie einen Gesunden, sondern eben wie einen Kranken behandelt. Ich wagte es, mir zuzutrauen, daß ich zum Gemüthe sprechen könne, ohne in Gefühlsduselei zu verfallen und das Bildende und Belehrende in überschwänglichen Wortschwall unerkennbar zu verhüllen.

Eine wahrlich des Versuchs der Lösung würdige Aufgabe schien es zu sein, das Volk auf die Ueberreste aufmerksam zu machen, welche in Deutschland von Flora's Kindern das Feld behaupten, wenn der Winter seine tyrannische Herrschaft aufgerichtet hat; ich wollte eben die liebliche Göttin „im Winterkleide“ vorführen. Auf der letzten Seite dieses Buches sage ich, und darin zeige ich wol, daß ich das Auge immer fest auf die zu vermeidende Klippe gerichtet halte: „ich habe es gewagt, Euch, liebe Leser und Leserinnen, auf einen „Weg der Natur“ zu führen, der fast noch menschenleer ist. Ich lud Euren Geist ein; das Gemüth schloß sich aber auch an. Ich wußte das. Beide sind ja unzertrennliche Zwillingsgeschwister, die ohne einander nicht leben können;“ — ich hätte hinzufügen können: die ohne einander nicht leben sollen. „Die zarte, erregbare Schwester, das Gemüth, erwärmt den ernsteren Bruder und wird von ihm dafür von schwärmenden Abschweifungen zurückgerufen.“ Diesen Worten hatte ich den tief und wahr auffassenden Vers Lenau's vorangesetzt:

„Sehnsüchtig zieht entgegen
Natur auf ihren Wegen,
Als schöne Braut im Schleier
Dem Geiste, ihrem Freier.“

Die Kritik sprach sich einmüthig über dies Buch in einer

Weise aus, daß ich überzeugt davon sein konnte, es sei mir gelungen, die Klippe zu vermeiden. Dies erwähne ich hier deshalb ausdrücklich, um für mich daraus eine Berechtigung herzuleiten, denselben Ton in einem im folgenden Jahre verfaßten Werke beizubehalten, für dessen Aufgabe sich diese Darstellung ganz besonders empfahl.

Aus einem sehr gewichtigen Grunde kann ich nicht umhin, noch einen Augenblick bei dieser Angelegenheit zu verweilen.

Es ist doch sicherlich die Aufgabe des Volksschriftstellers, bei Abfassung seiner Schriften und ganz besonders bei der Darstellungsform derselben keinen Augenblick zu vergessen, daß das Volk nicht blos aus Männern, sondern zur Hälfte auch aus Frauen besteht, und daß wer das Volk bilden und belehren will, es in einer Form zu thun hat, welche beiden Geschlechtern gleich angemessen sein muß. Dieser Forderung ließe sich nur die andere entgegenstellen, daß man — über denselben Gegenstand — besondere Bücher für das weibliche Geschlecht schreiben müsse. Ohne grundsätzlich der Literatur für Frauen entgegenzutreten, muß ich es jedoch gerade in der Naturgeschichte und Naturwissenschaft thun. Durch die Formen, die unser Geschäfts- und Gesellschaftstreiben, unser Staats- und Gemeindeleben angenommen, hat sich in Anschauung und Sitte, in Bethätigung und Theilnahme eine so große Verschiedenheit zwischen beiden Geschlechtern herausgebildet, daß es geradehin geboten scheint, auf dem Gebiete des natürlichen Wissens und Anschauens und Empfindens die menschliche Gleichheit der Geschlechter zu erhalten. Das Kindlich-Naive, wodurch sich das Brautpaar, welches herzliche Zuneigung zu einander führte, mit einander und mit der Welt verbunden fühlt — und das nachher im Ernst und in den Entzweiungen des Lebens so oft verloren geht — es zu nähren

und zu erhalten, ist nichts so sehr geeignet, als die beiden Theilen gleiche, aus der umgebenden Natur sich ergebende Weltanschauung.

Solche Erwägungen bestimmten mich dazu, gleich beim Beginn meiner naturwissenschaftlichen Volksschriftstellerei eben so sehr an Leserinnen als an Leser zu denken, und mit Vorbedacht habe ich auch auf den Titeln einiger meiner Bücher ausdrücklich beide als meine Leser genannt. Dies scheint deshalb nicht überflüssig, weil man sich leicht davon überzeugen kann, daß die Frauen in der Mehrzahl höchstens nur die Pflanzenkunde als sie angehend betrachten — vielleicht eine Folge der Vorbereitung durch die „Blumensprache."

Zu der Schöpfung des Buches „Flora im Winterkleide," welche durch ihre Darstellungsform mich zu dieser Abschweifung veranlaßte, fühlte ich mich höchst wahrscheinlich, ohne mir dessen klar bewußt zu sein, durch eine Wahrnehmung getrieben, welche mir in dem durchreisten Theile Spaniens in hohem Grade aufgefallen war. Dies war der große Mangel von kryptogamischen Gewächsen. Den fünf Hauptgruppen, in die man diese von Alters her zu theilen pflegt: Pilze, Flechten, Algen, Moose und Farrenkräuter, hatte ich neben meiner konchyliologischen Hauptaufgabe besondere Aufmerksamkeit schenken wollen, und zwar einmal deshalb, weil von den reisenden Sammlern diese niederen Gewächse in der Regel am wenigsten berücksichtigt werden, und dann auch aus dem Grunde, daß das Sammeln, Zubereiten und der Transport derselben die wenigste Mühe und Umständlichkeit erfordert, ausgenommen die Farrenkräuter, welche sich hierin den Blütenpflanzen bekanntlich ziemlich gleich verhalten.

Mit Ausnahme von Steinflechten, die allerdings auf den Höhen der Sierras die Felsen, besonders die Kalkfelsen

in reicher Fülle und Manchfaltigkeit überzogen, und der Algengeschöpfe in den bewässerten Reisfeldern, fand ich nur äußerst wenige kryptogamische Gewächse. Zu allererst vermißte ich die schöne Mooswelt, die in Deutschland eine so große Rolle spielt und die wegen ihrer Farbe und ihres geselligen Beisammenlebens überall wo sie vorhanden ist, sogleich in das Auge fällt. Von Moos und Flechten bekleidete Felsenwände und Baumstämme sah ich so gut wie garnicht. Der ergiebige Boden für die kryptogamische Pflanzenwelt, nämlich der feuchte laubbedeckte Waldboden, fehlte dort gänzlich, und mit ihm auch das Heer der niederen Pilze auf und zwischen den faulenden Blättern und Aststückchen.

Wo ich in jenen südlichen Gebieten, Spaniens Gehölze oder Büsche oder einzelne Bäume fand, bemerkte ich sie immer gewissermaßen in anderer Weise untergebracht, anders mit ihrem Standort verbunden, als in unserer Heimath. Bei uns bereiten sie sich diesen durch den schnell der Zersetzung anheimfallenden Laubfall gewissermaßen selbst immer gedeihlicher zu, sie nehmen von ihrem Wohnplatz so zu sagen organischen Besitz und theilen ihn dabei mit einer Menge niederer Geschwister, Kräuter und Gräser vielerlei Art. Dort fand ich diese Verhältnisse ganz anders. Zu der erwähnten Bodenzubereitung fehlt die unerläßliche Bedingung: das Wasser, und wenn ich auch zwischen den meist niederen und dichten Gebüschen stachelblättriger Eichen eine wol fußhohe Schicht der abgefallenen starren lederartigen Blätter fand, so glichen diese mehr den eingetrockneten, unverweslichen Wüstenmumien, als daß sie der Verwesung anheim gefallene, neuem jungen Leben ihren Stoff abtretende Leichname — Humus — gewesen wären.

Bäume und Sträucher fand ich dort meistens gewissermaßen unvermittelt auf ihren Boden hingestellt. So zeigte sich mir

in der Bodendecke zwar nichts Neues, aber ich lernte sie tiefer würdigen; ich wurde gerade durch einen Mangel an das erinnert, was sie in unserm feuchten Klima schafft: das Heer der kryptogamischen Gewächse. Ich wurde weiter an die wichtige Bedeutung gemahnt, welche Moose und Flechten für die gedeihliche Zubereitung des Waldbodens und durch diesen für den Wald und durch den letzteren wiederum für den Quellenreichthum eines Landes haben.

Dies führte mich zu dem winterlichen Besuch bei unserer Flora. Ich „mußte" wieder; das kleine Buch war keineswegs die praktische Erledigung der nüchternen Arbeiterfrage: „was schreibe ich nun?" Wenn die Pflanzenwelt in voller Sommerentfaltung vor uns steht, übersehen wir zu leicht das niedere Proletarier-Volk, welches auch im Winter durchzukommen weiß. Darum wollte ich auf dieses in einer Jahreszeit aufmerksam machen, wo es nicht durch den sieghaften Wetteifer Bevorzugterer in den Hintergrund gedrängt wird.

Ueberhaupt muß ich die Leser bitten, bevor sie mein „Naturforscherleben" weiter verfolgen, im Zusammenhange mit meiner „Flora im Winterkleide" noch einige Augenblicke bei Etwas zu verweilen, was ich bisher beinahe nur vorübergehend erwähnt habe, was aber, auf spanischem Boden gezeitigt, für meine spätere schriftstellerische Thätigkeit von maßgebendem Einfluß geworden ist. Vielleicht darf ich selbst behaupten, daß meine Thätigkeit, die bisher blos allgemeine humane Bildung fördern wollte, in Spanien auch eine praktische Richtung erhalten.

War ich gleich zwanzig Jahre hindurch Lehrer an einer forstlichen Lehranstalt gewesen, so darf man doch sagen: „ich hatte erst in dem entwaldeten*) Spanien das

*) Dies ist nicht so zu verstehen, als sei Spanien durchaus waldleer zu nennen; im Gegentheil finden sich, wozu freilich das von mir

volle Verständniß des Waldes gewonnen.“ Nachdem ich schon fünf Jahre lang damals nichts mehr mit dem Walde zu thun gehabt, fühlte ich mich nun erst zum „unofficiellen Kämpfer für die schönen deutschen Wälder“ berufen, wie mich zehn Jahre später einmal ein deutscher Forstmann bei Uebersendung eines Buches genannt und anerkannt hat.

Als ich bei meiner Rückkehr nach Barcelona im ersten Morgengrauen über die mit echtdeutschem Wald bedeckten Höhen der herrlichen Sierra de Vallirana gefahren war, machte dieser Anblick, nach mehrmonatlicher Entbehrung, einen so mächtigen Eindruck auf mich, daß jene Stunde vielleicht der Zeitpunkt gewesen, wo ich, mir dessen noch unbewußt, den Plan zu einem Werke faßte, welches erst viel später zur Reife und Ausführung kam. Seitdem habe ich manchmal gesagt: möchten doch die spanischen Finanzminister nach Deutschland und die deutschen nach Spanien gehen, erstere um über ihre gräßliche Finanzwirthschaft in den Forsten in Sack und Asche Buße zu thun, letztere um sich ihrer schönen Waldbestände zu freuen und sich zu wahren, vor Abweichung von der Bahn der pfleglichen Waldbewirthschaftung!

Von der unglaublichen Vernachlässigung einer wissenschaftlichen Forstwirthschaft in Spanien mag hier noch als ein beredtes Zeichen erwähnt werden, daß ungefähr in der Zeit, als die beiden ersten jungen Spanier in Deutschland, und zwar an der Anstalt, wo ich zu derselben Zeit schon seit funfzehn Jahren Lehrer war, Forstwirthschaft studirten, ein französischer Botaniker, nicht ein spanischer Forstmann, in der Sierra de Yunquera eine neue bestandbildende Tanne,

---

durchreiste Gebiet nicht gehört, noch waldreiche Distrikte in Spanien, deren Willkomm neun, zum Theil von großer Ausdehnung, aufgezählt. In der Serrana de Cuenca führt W. sogar wahre Urwälder an.

die andalusische Tanne, Abies pinsapo Boissier, entdeckte, einen Baum von so hoher Schönheit und so eigenthümlichem Charakter, daß es unbegreiflich erscheint, wie er von den spanischen Botanikern so lange übersehen werden konnte. Gegenwärtig (im Jahre 1864) wird dieser Baum schon seit längerer Zeit in deutschen Parkanlagen angepflanzt, und da er in Spanien in einer Seehöhe von 5000 Fuß wächst, so ist kaum daran zu zweifeln, daß er bei uns einheimisch werden wird.

Nach meiner Rückkehr betrachtete ich es als einen Verlust, daß mich meine Reise nicht durch einen einzigen der spanischen Waldbezirke geführt hatte, denn die vorhin genannte waldgekrönte Sierra de Vallirana hatte ich und obendrein größtentheils bei Nacht in der Schnellpost durcheilt. Erst später wurde es mir klar, wie lehrreich es sein müsse, aus dem Gebiete einer der spanischen Vega's stromaufwärts bis zu dem Quellgebiete zu reisen, aus welchem der Bewässerungsschatz hervorquillt. In Murcia kam mir wol der Gedanke, aber damals, am eigentlichen Beginn meiner Sammelreise, war ich noch zu sehr mit dem nächsten Zweck meines Aufenthaltes in Spanien beschäftigt, als daß ich etwas über diesen hinaus Liegendes hätte beschließen dürfen. Dennoch war es die üppige Vega von Murcia, welche mich am eindringlichsten an die Bedeutung des Waldes für die Bodenfruchtbarkeit mahnte. Wenn ich des Abends mit meinen Freunden den zur Unentbehrlichkeit gewordenen Spaziergang nach dem reizenden Jardin de Florida Blanca machte und dabei die Brücke überschritt, unter deren Bögen der kaffeebraun gefärbte Rio Segura schäumte, so kam mir der Fluß in seiner Unsauberkeit, die er von dem bis hierher durchströmten und getränkten Erdboden davon trug, wie ein sonnverbrannter staubbedeckter Feldarbeiter vor, der in seiner

äußeren Unreinlichkeit den Stempel seines inneren Verdienstes trägt. Der wohlthätige Fluß trägt mit der Sierra, die seine Heimath ist, den gleichen Namen, und in dieser Namenübereinstimmung liegt doch wol, wenn man sie auch vielleicht nicht hineingelegt hat, die Erkenntniß der Abhängigkeit des Flusses von dem Waldgebirge; denn die Sierra de Segura wurde mir als waldreich geschildert. Dabei wurde mir aber ein spanisches Verwaltungsstücklein erzählt, welches mich geradezu erschreckte. Vor kurzer Zeit hatte Herr Munoz, als Herzog von Rianzares, der Gemahl der Königin Christine, aus den Staatswaldungen der Sierra de Segura eine Million Bäume auf dem Stocke gekauft. „Er wird wahrscheinlich einige darüber haben schlagen lassen, und dieses Holzgeschäftchen wird sich wol noch mehrmals wiederholen," hatte man gesagt, und zwar mit der unbefangensten Miene von der Welt ein Professor der Naturgeschichte, dem es dabei garnicht so zu Muthe zu sein schien, wie man es hätte erwarten dürfen — wie Einem, dem hinter ihm der Ast abgesägt wird, auf dem er sitzt.

Wenn es nur nicht gerade der Herr Stiefvater der Königin Isabel Segunda wäre, der solchen stieflandesväterlichen Holzhandel treibt! Und damals bestand doch schon seit einigen Jahren die Forstakademie in Villaviciosa de Odon, wo, denn sie ist nach dem Tharander Muster eingerichtet, das lebensgroße Bild von Heinrich Cotta hängt, und wo ein Tharander Schüler, Herr Pascual de Gonzales, Forstwissenschaft, deutsche Forstwirthschaft lehrt!

Es geht den Spaniern eben wie den Franzosen, vielleicht wie den Völkern romanischer Abkunft überhaupt, im Gegensatz zu den germanischen Volksstämmen, daß sie kein Verständniß, kein Interesse für den Wald haben. Für ganz Frankreich

besteht eine einzige forstwirthschaftliche Zeitschrift, welche — 280 Abnehmer hat; das genannte Buch von Fernando Garrido, welches die spanische Wirthschaft einer scharfen Kritik unterwirft, hat kein Wort für die Verwaltung der Staatsforsten. Und die Spanier, wie die Franzosen haben allen Grund, ihre Forsten zu schonen, die ersteren namentlich Angesichts des durch die rasche Ausdehnung der Eisenbahnen täglich steigenden Holzbedarfes.

In dem Maße, in welchem meine Thätigkeit als naturgeschichtlicher Schriftsteller und Volkslehrer seit meiner spanischen Reise eine praktische Richtung nahm, gerieth ich auch immer mehr in eine gegnerische Stellung zu der meine Wissenschaft anfeindenden orthodoxen Kirchenpartei, und dadurch wurde ich zugleich allmälig immer mehr zu einer entschiedenen Parteinahme gegen diese, für die Befreiung des Volksunterrichts von der Fessel der Orthodoxie gedrängt. Ich gerieth nicht allein persönlich in Zeitschriften mit meinen Gegnern in Streit und Kampf, sondern ich kam auch bald mit der den absoluten Orthodoxismus schützenden Strafjustiz in Konflikt. Immer mehr gewann ich die Ueberzeugung von der Einheit des menschlichen Seins und Strebens und Schaffens, und diese lebendige Erkenntniß bildete sich zu dem Grundzuge meines innersten Wesens aus. Diese „natürliche Weltanschauung“ gestaltete sich in mir zu einem unumstößlichen Bekenntniß, für welches ich in jedem Augenblicke und gegen Jedermann einzutreten bereit war.

Wenn es auch fest stand, daß ich im folgerichtigen Gange meiner Entwickelung ganz nothwendig und selbstständig zu diesem Ziele gelangen mußte, so übte doch einen nicht unbedeutenden, wenn auch wol nur befördernden und klärenden Einfluß auf mich ein Buch und dessen mir innig befreundeter Verfasser aus. Dies war Jakob Moleschott und dessen

„Kreislauf des Lebens“ (Mainz, V. von Zabern). Schon während der Parlamentszeit, als Moleschott noch Privatdocent in Heidelberg war, hatte ich ihn in einer befreundeten Mainzer Familie kennen gelernt, deren älteste Tochter bald darauf „Koos“, wie die holländische Vertraulichkeitsform von Jakob ist, — bekanntlich ist Moleschott von Geburt ein Holländer — als Gattin heimführte.

Dieses Buch, von welchem bekanntlich viele Auflagen erschienen sind, hat ein gewaltiges Aufsehen erregt, aber auch, denn bloßes Aufsehen kann auch das durch seine Ungewöhnlichkeit in das Auge fallende Schlechte erregen, eine große wohlthätige Wirkung hervorgebracht. Immerhin jedoch noch nicht in dem Grade und in der Ausdehnung, als es zu wünschen wäre.

Damals war ich gerade in Mainz, als unter Moleschott's Augen das Buch gedruckt wurde, und dieser legte mir das Manuskript des Vorworts, welches mit dem 3. April 1852 bezeichnet ist, zur Begutachtung vor. Nicht leicht kann eine Vorrede bündiger und klarer den Inhalt und die Tendenz ihres Buches ausdrücken, und kein Buch des letzten Jahrzehents ist mit mehr Berechtigung und mehr zur rechten Zeit aufgetreten, als dies mit dem „Kreislauf des Lebens“ der Fall ist. Die zweite Hälfte des sehr kurzen Vorwortes lautet: „in allen Fragen, die nicht aus dem täglichen Lebensbedürfniß entspringen, ist Anregung des Volks durch die allgemeine Gedankenentwicklung, die uns zu Menschen macht, ein viel näheres und vielleicht wichtigeres Ziel, als erschöpfende Belehrung. Es war mein Streben, zu zeigen, wie solche Gedankenentwicklungen nur dann Leben haben, wenn sie durch das Bild der Thatsachen eine feste, verkörperte Gestalt annehmen. Möchte es mir gelungen sein, es in anregender Weise zu thun. Denn, daß ich es ehrlich ausspreche, ich wollte auch hier mein Scherf-

lein dazu beitragen, um inhaltlose Satzungen einer willkürlichen Ueberlieferung durch chemische Wagen, durch Luftpumpen und Vergrößerungsgläser vom Lehrstuhl zu verdrängen. Unsere Zustände werden sich nicht eher frei entfalten, bis wir schöpfen aus dem Born der Wirklichkeit, und dann sind wir gleich weit von den Geheimnissen der Kirche, wie von den Träumen derer, die sich Idealisten nennen und doch zu wenig vertraut sind mit dem Ursprung der Idee, um sie in dem offenen Wunder der in Stoff und Formen lebenden Natur zu schauen."

Während ich wol später Veranlassung finde, auf die Aussprüche dieser Stelle der Moleschott'schen Vorrede zurückzukommen, weil sie die Grundgedanken der Weltanschauung enthalten, zu der ich mich bekenne, kann ich es hier unmöglich unterlassen, einige Worte über meinen Freund einzuschalten, dessen „Naturforscherleben" in noch viel höherem Grade, wenigstens in einer höher liegenden Auffassung, dem Volke geschildert zu werden verdient, als das meinige.

Uebrigens sei beiläufig bemerkt, daß der Grund, weshalb ich mein „Naturforscherleben" überhaupt erzähle, einfach der ist, daß mein hier treu geschilderter Entwicklungsgang wol geeignet sein dürfte, Andere zu einer gleichen Vertiefung in die Naturbetrachtung anzuregen. Denn gerade aus dieser Schilderung geht hervor, daß die Natur nicht blos dem berufsmäßigen Studium, sondern auch dem „Dilettantismus" zugänglich ist — obwol Justus Freiherr von Liebig denselben gegen Moleschott so sehr schmäht und obwol in dieser Schmähung ein Hauptbeweismittel „des großen Chemikers" gegen Moleschott, den „Dilettanten," den „Spaziergänger an den Grenzen der Naturwissenschaft" liegt. Ich selber habe mich mein Leben lang nie mehr, als für einen Gehülfen der Naturforschung gehalten, und vielleicht würde ich mich selber am richtigsten bezeichnen, wenn ich mich nur

schlicht als einen Führer und Erklärer der nimmer völlig auszugenießenden Schätze in den Hallen der Natur bezeichnete, der, indem er Andere geleitet, immer selbst das größte, ja doppeltes Wohlgefallen empfindet: das nämlich des eignen sich ewig erneuernden Genusses und der Freude an dem Vergnügen und Glück derer, die er unterrichtet. Dabei habe ich nach und nach den inneren Zusammenhang all' dieser Schätze kennen gelernt, aber zugleich ermessen, wie falsch und verwerflich es sein kann, sich und mehr noch Anderen dieses Ganze unrecht auszudeuten. Da ich bei meinem Führeramt oft den Schmerz habe, zu sehen, daß sich Viele mit falscher und verwerflicher Auffassung behaftet nahen, die sie ohne Wahl angenommen haben, so berufe ich mich auf ihren kritischen Verstand, ob sie diese Wahl festhalten wollen, nicht indem ich das Falsche falsch, das Verwerfliche verwerflich nenne, sondern indem ich ihnen gegenüber meine Auffassung dessen, was ich ihnen vorzeige, offen aber bescheiden mittheile, es ihnen überlassend, ob sie die ihre gegen meine Auffassung austauschen wollen. Geschieht dies, und glücklicherweise ist es oft der Fall, so ist das für mich der höchste Lohn, den mir mein Führeramt einträgt. Dann weiß ich, daß die Gewonnenen gern und oft zu mir zurückkehren, weitere Führung begehren und zuletzt selbstständig heimisch werden. — Blos wenn ich allein in der reichen Schatzkammer mich ergehe, verweile ich, mich vertiefend, bei Einzelnheiten und versuche es, auf Momente das Ganze vergessend, am Einzelnen Neues aufzusuchen.

Während ich so nur führe, weilen Andere in dem lebendigen Museum der Natur, als sichtende Ordner und Geschichtschreiber desselben; ein Jeder nach seiner Weise, die Einen die Erkenntniß des Thatsächlichen einfach erweiternd, ohne es zu einem innerlich verbundenen Ganzen zu gestalten, die Anderen das von Jenen Erkannte und Erzählte als Beweis-

mittel benutzend für Unerweisliches, das außerhalb und über der Natur liegen soll; die Dritten endlich begnügen sich mit dem Erkannten, das sie zu einem organisch verbundenen Ganzen erheben, und leiten aus den darin waltenden Gesetzen die Gesetzgebung für ihr ganzes Sein und Streben, für eine Heimath ab, deren Grenze mit der der wahrnehmbaren Natur zusammenfällt.

Zu diesen Dritten gehöre ich nun zwar auch selbst, aber nicht, als ein thätiger Gegner jener Zweiten, Moleschott dagegen ist ein solcher. Er kämpft auf diesem Gebiete mit einer Entschiedenheit und einem sittlichen Ernst, welcher zeigt, daß er nicht blos das Volk für seine Anschauung gewinnen, sondern vielleicht mehr noch seine Gegner, die bis vor nicht langer Zeit fast die alleinigen Führer des Volkes waren, widerlegen und verdrängen will.

So hat sich auch zwischen ihm und seinen Gegnern ein anderes Verhältniß gestaltet, ja selbst zwischen ihm und dem Volke, welchem doch Keiner treuer ergeben ist als Moleschott, als zwischen mir und meinen Gegnern und dem Volke. Moleschott stellt berechtigte Forderungen an die wissenschaftliche Ehrlichkeit seiner Gegner; ich stelle Fragen an den Verstand und an das Herz des Volkes.

Wir Beide sind unsern Gegnern, die für uns Beide dieselben sind, gleich unbequem und verhaßt; ich vielleicht noch mehr, weil ich mich unmittelbar an das Volk, Jener mehr an dessen Führer wendet. Doch hat Moleschott noch einen Gegner voraus, das ist die christlich-germanische Naturwissenschaft, wie sie in deutschen Professoren, und am entschiedensten in Liebig verkörpert ist. Diesen Herren, deren seit den letzten Jahren allerdings immer Wenigere werden, ist Moleschott um so unbequemer, als sie an ihm leider die sogenannte „Frivolität“ Karl Vogt's vermissen, gegen

welche sie ihren Zorn kehren, damit sie sich an den harten Nüssen seiner Lehren ihre stumpfen Zähne nicht auszubeißen brauchen.

Moleschott's Vorlesungen an der Hochschule in Heidelberg, jedenfalls am meisten die anthropologischen, hatten Mißfallen erregt und der akademische Senat hatte sich herbeigelassen, durch den Prorektor, Professor Arnold ihm einen ministeriellen Vorhalt zu machen, dessen wesentlicher Inhalt der war: „daß ihm die Befugniß zu seinen Vorlesungen leicht entzogen werden könnte, dafern er sich nicht entschließen würde, in seinen Schriften und mündlichen Lehren die frivolen Einmischungen wegzulassen, welche der Sittlichkeit Gefahr drohen.“

Mit einmüthiger Entrüstung erhob sich die unabhängige Presse gegen diesen Angriff auf die Lehrfreiheit, den Moleschott sofort durch Niederlegung seines Lehramtes als Privatdocent beantwortete.

Auch ich nahm meinen Freund gegen diese erbärmlich mißrathene Anklage in einer größeren Zeitschrift in Schutz und wies das Ungehörige derselben aus seinen Schriften nach. Denn wahrlich, wer Moleschott's Schriften und Vorträge und wer ihn vollends gar aus persönlichem Verkehr selbst kannte, der hätte lachen müssen, wenn die tiefe Entrüstung es zugelassen, über diese Nachrede. Von Frivolität und Unsittlichkeit wird der gehässigste Gegner in Moleschott's Wesen eben so wenig eine Spur finden, als Schmutz auf den Schneegefilden der Alpen.

Ja, Moleschott's geistiger und wissenschaftlicher Entwicklungsgang wäre vor Allem dazu geeignet, daß Jemand sein „Naturforscherleben“ schriebe! Wie es manchmal geschieht, daß ein Dichter oder sonst ein Schriftsteller sich selbst sein eigenes Vorbild, der Held seiner Schöpfungen ist, ohne daß

er in seiner Anspruchslosigkeit selbst es weiß, wie z. B. Uhland's „zugleich ein Dichter und ein Held" ihn selber treffend bezeichnet — so wußte auch Moleschott es nicht, als er auf dem Titel seines „Georg Forster" diesen „den Naturforscher des Volkes" nannte, daß er einen Titel erfand, den zu tragen Niemand würdiger ist als er selber, während sich für manche andere Naturforscher „Hofrath" u. dgl. besser empfehlen mag.

Wie der „Kreislauf des Lebens" ein symbolisches Buch der natürlichen Weltanschauung ist, so erscheint sein Verfasser mehr als irgend ein Anderer der Träger und Vorkämpfer derselben, der sie in sich und an sich zum vollen, lebendigen Ausdruck bringt. Deutschland mußte bald nachher die Demüthigung erleben, daß die freie Schweiz den Gemaßregelten auf den Lehrstuhl der Physiologie an dem neu begründeten Polytechnikum in Zürich berief und daß er in gleicher Stellung nun seit bereits drei Jahren an der turiner Hochschule wirkt, wo ihn der Minister des öffentlichen Unterrichts Matteucci in den Ausschuß berief, welcher eine neue Universitätsordnung entwerfen sollte! Und doch war Moleschott, der Holländer, in Deutschland, wo er seine ganze Bildung genossen hat, so durch und durch ein Deutscher geworden, daß er einst kurz vor der Berufung nach Turin in einem Briefe an mich recht dringend den Wunsch aussprach, wieder an einer deutschen Hochschule einen Lehrstuhl zu erlangen.

In jedem Augenblicke gestehe ich es mit dankbarer Freude, daß ich meinem jüngeren Freunde — Moleschott ist am 9. August 1822 geboren — viel Anregung verdanke und daß er mir namentlich zum Vorbild geworden ist, in gewissenhaftester Ausnutzung der Zeit. Zur Nachachtung für Andere theile ich hier daher noch Folgendes mit. Ungefähr im Jahre 1851 kam ich unangemeldet nach Heidelberg, um meinen

Freund zu besuchen, den ich lange nicht gesehen hatte. Das Dienstmädchen wies mich ab, aber Moleschott's Frau hatte meine Stimme erkannt und empfing mich bei der Begrüßung mit den Worten: „Nimm's nicht übel, daß ich den Koos nicht herbeirufe; er liest eben Journale und da darf ich ihn durchaus nicht stören." Er erschien auch erst nach zwei Stunden. Aber wie fruchtbringend ist dieses „Journallesen," und wie betreibt es Moleschott! In seinem Arbeitszimmer stehen auf einem großen Regale lange Reihen von dicken Pappfutteralen mit aufgeklebten Titeln. Die Titel bezeichnen je eine kleine Abtheilung des großen Wissenschaftsgebietes der Anatomie und Physiologie, und in jedem Futteral stecken paginirte lose Blätter mit den beim Lesen aufgezeichneten Notizen. Auf Moleschott's Arbeitstisch liegt für jede dieser Abtheilungen ein laufendes Blatt, welches, wenn es vollgeschrieben ist, in das Futteral kommt und durch ein neues ersetzt wird. So ist Moleschott im Stande, in der kürzesten Zeit über den neuesten Stand der Wissenschaft in jeder dieser Abtheilungen Auskunft zu geben.

Um noch einmal auf Moleschott's berühmtes Buch zurückzukommen, welches ich meinen Lesern nicht angelegentlich genug empfehlen kann, so sei noch nebenbei bemerkt, daß es zugleich als ein Muster einer Streitschrift zu bezeichnen ist. Als eine solche und zwar gegen Liebig's berühmte „Chemische Briefe," muß man es nämlich ansehen, weshalb auf dem Titel der Beisatz steht: „physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe." Zug um Zug sind beide Bücher einander gefolgt; im Jahre 1859 erschien von Liebig's und im Jahre 1862 von Moleschott's Werke die vierte Auflage.

Als eine Ehrenpflicht gegen meinen Freund muß ich es erachten, daß ich hier, vor meinen Lesern, wenigstens kurz den Vorgang des berühmt gewordenen Kampfes zwischen ihm

und Liebig, welchem Moleschott trotzdem in seinem Buche bei jeder Gelegenheit mit dankbarer Anerkennung verdienten Ruhmes Kränze reicht, erörtere.

In der letzten Lieferung der vierten Auflage des „Kreislaufes“ spricht sich Moleschott darüber in einem Nachtrag zum sechsten Briefe aus, und es geht daraus hervor, daß endlich nach 17 Jahren — denn der Kampf begann schon i. J. 1844 durch eine von der Teyler'schen Gesellschaft in Harlem preisgekrönte Schrift Moleschott's, der damals erst Heidelberger Student war, gegen Liebig's „Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie“ (1840) — Liebig in der siebenten Auflage des eben genannten Buches geantwortet hat. Moleschott druckt die Stelle ab und fügt dann hinzu: „ich habe aus der abgedruckten Stelle weiter nichts gelernt, als daß Liebig auch in neuester Zeit dieselbe Taktik befolgt, um unbequeme Ansichten zu beseitigen, die ihm schon in der Blüte des Mannesalters zu Gebote stand, und welche Laurent*) mit folgenden Worten charakterisirt: Alle Welt hat beobachten können, daß man sich unmöglich eine auch noch so schonende Kritik der Arbeiten Liebig's erlauben darf, ohne Gefahr zu laufen, daß man von ihm beleidigt werde.“**)

Es macht einen widerwärtigen Eindruck, neben so großem wohlerworbenen Verdienst so viel verbissene Eitelkeit nisten zu sehen. —

---

*) August Laurent, einer der berühmtesten französischen Chemiker, der 1853 als kaiserlicher Münzwardein in Paris starb.

**) Späterhin sind die Theorien Liebig's bekanntlich trotz alledem vielfach kritisirt und scharf bekämpft worden und erst jetzt, nach seinem Tode, wird es eine wichtige Aufgabe wissenschaftlich-gründlichen Strebens sein, daraus die herrlichen Goldkörner der Wahrheit von der Spreu bloßer Hypothesen zu sichten. D. H.

Hier muß ich noch Etwas einschalten, das für Viele, hoffentlich jedoch nicht für theilnehmende Leser, in das Bereich dieses Naturforscherlebens vielleicht nicht zu gehören scheint. Meine Leser müßten eigentlich anders urtheilen, wenn sie bisher mit Aufmerksamkeit und mit Verständniß das Erzählte gelesen haben; denn dann muß es ihnen klar geworden sein, daß ich ja einer von jenen glücklicherweise sehr wenigen unruhigen Köpfen bin, welche das „Vorwärts“ auf allen Gebieten wollen, weil ihnen eben, wie der einzelne Mensch, so auch alles die menschliche Gesellschaft Angehende, als ein organisches Ganzes erscheint und ihnen daher Staat, Kirche, Gemeinde, Familie Bestandtheile der Naturgeschichte des Menschen oder, wenn man lieber will, der Menschheit, sind. Nur zu leicht kann ich mich ereifern, wenn ich bei Jemand Freiheitsliebe blos im politischen, nicht zugleich auch in kirchlichem Sinne finde oder umgekehrt. Mir ist eben der Mensch ein Ganzes, an welchem alle Theile zusammenstimmen müssen. Das halte ich für ein naturgeschichtliches Erforderniß und von dieser Anschauung aus sind die fünf Bände meines Buchs: „Der Mensch im Spiegel der Natur“ geschrieben.

Dennoch will ich nur anregen, niemals bekehren. Noch nie habe ich einen politischen Parteigenossen, der mir zugleich persönlicher Freund war, zu kirchlicher Lossagung zu bereden versucht, und ich kann verstummen, wenn Solche mir davon reden; ich kann aber laut, ich kann grob gegen sie werden, wenn sie Gründe auskramen, welche sie angeblich daran verhindern. Mancher, der dieses that, was mich immer tief verstimmt, hat keine Ahnung davon, daß er von diesem Augenblicke an einen beträchtlichen Theil von meiner Zuneigung verloren hatte. —

In einer Volksversammlung eine politische Parteï-Rede oder vor der deutsch-katholischen Gemeinde einen das Recht

der Religionsfreiheit scharf vertheidigenden Vortrag, oder eine naturwissenschaftliche Vorlesung vor einem vornehmen Kreise oder in einer Arbeiterversammlung zu halten, oder auch in einer letzteren über die Aufgabe des Arbeiterstandes zu sprechen — dies Alles kann sich für mich in einer Woche zusammendrängen. Das ist mir eine liebe Thätigkeit und eine so geläufige, daß ich von dem Einen zu dem Anderen nicht einmal einen Schritt nöthig habe, etwa wie man aus einem Zimmer in das andere geht. Wenn die Leser mir darin zustimmen, daß eine solche Vielseitigkeit keineswegs als Zersplitterung der Arbeitskraft anzusehen sei, so glaube ich die folgende Einschaltung in meinem „Naturforscherleben" nicht fortlassen zu dürfen. Ich weiß freilich recht gut, daß Viele und unter diesen ganz gute Leute hierin mir durchaus nicht beistimmen. Diese sprechen zu meiner Widerlegung und zu ihrer eigenen Entschuldigung, die sie sogar für eine Rechtfertigung halten, von der Maxime der Arbeitstheilung, die auch hier Geltung habe. Der Eine, sagen sie, wirke auf dem wissenschaftlichen Gebiete, ein Anderer auf dem politischen, ein Dritter auf dem religiösen. Sie könnten Recht haben, wenn wirklich das bedeutungsvollste „Wirken" lediglich im Halten schöner Reden allein läge. Diese Arbeit allerdings läßt sich theilen, aber die Pflicht läßt sich nicht theilen, die Pflicht, an unserer Person das Streben nach Freiheit in diesen drei Hauptrichtungen gleichzeitig und gleichmäßig zum praktischen Ausdruck zu bringen. Doch — meine kurze Einschaltung.

In dem Vorwort zu den im Jahre 1852 im Druck erschienenen in Mainz gehaltenen „Geologischen Vorträgen" sagte ich, daß ich sie, bald nachdem sie frei gehalten worden, „schnell hinter einander in durch nichts unterbrochener oder gestörter Ruhe ausgearbeitet habe: eine Arbeitsbehandlung, welcher vier Wochen lang meine Lage gerade besonders

günstig gewesen sei." Dasselbe hätte ich auch in dem Vorwort zu meinen „Reise-Erinnerungen aus Spanien" sagen können, nur mit dem Unterschiede, daß ich da sechs Wochen hätte sagen müssen. Dies werden Viele nicht verstanden, sich vielmehr gefragt haben, wenn sie anders diese Worte erwogen, was das wol für eine „besonders günstige Lage" gewesen sein möge. Sehr einfach: Ich saß im Gefängniß, wegen einer Rede, die ich in einer öffentlichen Versammlung gehalten hatte. Ein Gleiches geschah kurz nach meiner Rückkehr aus Spanien.

Wiederholt bitte ich die Leser und Leserinnen, sich diese Einschaltung gefallen zu lassen; sie gehört wahrhaftig in mein Naturforscherleben, denn dieses ist ja nicht das Leben eines Herrn Professors der Naturgeschichte, sondern eines Menschen, dem die Gesetze und Erscheinungen im Leben des Staates und der Kirche ebenso zu der großen, einen, gewaltigen Naturwissenschaft gehören, wie die im Leben der Thiere und Pflanzen. Und sollte ja Einer sein, der dies nicht begreift, nun, der entschuldigt vielleicht diese Einschaltung mit einem Blick in meine Zelle, in der ich nicht allein, sondern in der stummen Gesellschaft der Diener des Geistes eingeschlossen saß. Die Gefängnißwärter werden diese zusammen zehn Wochen und diesen Gefangenen nicht vergessen. Wie oft ertönte die Stimme des Stockmeisters oder seiner das Abendbrot bringenden Ehehälfte: „Wo steckt Ihr denn? gewiß wieder bei dem Professor!" Ja, fast an jedem Abend, namentlich an jedem zweiten Abend bei einer gewissen unsauberen, aber sehr natürlichen Amtsverrichtung zweier Stockhaus-Diener, wurde eine naturgeschichtliche Vorlesung fertig, nach Befinden mit mikroskopischen Demonstrationen; und auch die Frau Stockmeisterin kam oft „mit einer ganzen Schürze voll Fragen", wie sie sich ausdrückte.

Selbst im Gefängniß sind dem die Hände nicht gebunden, dessen Lebensberuf es ist, Menschenbildung fördern zu helfen. —

Die Richtung zum Volkslehrerthum, welche meine Thätigkeit seit dem Jahre 1849 eingeschlagen, wandte sich seit meiner Rückkehr aus Spanien mehr, wenn auch nicht ganz ausschließend der Schriftstellerei zu, indem ich nur dann und wann in meinem Wohnorte populäre Vorlesungen hielt, zum Theil im geistigen und finanziellen Interesse der deutsch-katholischen Gemeinde, der ich als Vorsitzender des Gemeinderaths, seit langer Zeit, immer wieder gewählt, noch gegenwärtig vorstehe.

Daß ein Naturforscher der humanen Richtung die Gemeinde führte, hat nicht verfehlen können, in dieser allmälig die freie natürliche Weltanschauung, die ja eigentlich ohnehin die Grundlage dieser Religionsgenossenschaft bildet, immer mehr auszubilden, obgleich ich, getreu meiner früher hier dargelegten Lehrmethode, niemals unmittelbar hierauf hinwirkte. Wie ich, selbst mit Verzichtleistung mir stets bewußt war und blieb, „daß ich müsse", wo mir die äußeren Verhältnisse mit ihrer unwiderstehlichen inneren Logik geboten, so mochte auch die Gemeinde die Logik meiner Weltanschauung anerkennen und sich ihr um so mehr anschließen, als die Festigkeit und Ruhe in meinem ganzen Wesen und die darin sich aussprechende Selbstbefriedigung zur Nachahmung aufforderte.

Selbstbefriedigung ist ein schönes Wort, welches keine andere Sprache kennt und dessen Inhalt daher wol auch nur im deutschen Wesen Leben und Dasein hat. Sich zum Frieden mit sich selbst bringen ist doch zweifellos die höchste Lebensaufgabe. Das ist mehr und etwas Höheres, als Selbstliebe und Selbstgenügsamkeit. Zum Frieden mit sich selbst, wenn es nicht blos ein Waffenstillstand sein soll, kann man nur auf sittlicher Grundlage kommen. Es muß ihm aber

nothwendig der Friede mit der Außenwelt vorausgehen, weil man sonst, da man dieser keinen Augenblick entfliehen kann, indem man ihr im Wege ist, sich selbst im Wege stehen muß. Die Natur ist der Schoß, in welchem die auf uns einwirkenden Personen und Kräfte und Stoffe ruhen. Erkennen wir in der Natur nicht diesen Ruhepunkt, so ist unser Kampf wie unser Einverständniß mit diesen Personen und Stoffen und Kräften ein Wirrwarr, der keinen Frieden, selbst den nicht mit uns selbst, aufkommen läßt.

Darum ist Naturkenntniß und die, wenn sie richtig vermittelt und beschaffen ist, daraus folgende Liebe zur Natur eine Bedingung der Selbstbefriedigung. Und darum vielleicht kennen wir Deutschen dies schöne Wort und seinen Inhalt, weil immerhin bei uns noch am meisten Kenntniß und Liebe der Natur vorhanden ist. —

Bevor ich an ein neues naturwissenschaftliches Volksbuch gehen konnte, zu dem der Plan in mir bereits feststand, mußte ich meine spanische Ausbeute wissenschaftlich verwerthen. Dies führte mich zu meiner lange unterbrochenen Ikonographie und somit an den Lithographirtisch zurück.

Nach so langer Unterbrechung, theils durch meine parlamentarische Thätigkeit, theils durch meine populären Vorträge und Schriften, muthete es mich fast als etwas Neues an, die strenge und eigentlich doch trockene Sprache der kritischen Naturbeschreibung zu handhaben. Ich machte mir zuweilen den Spaß, dem oder jenem meiner Freunde, die an meinen populären Darstellungen Geschmack fanden, einige Seiten von dem Manuskripte des 13. und 14. Heftes, mit denen ich nun den III. Band meiner „Ikonographie der Land- und Süßwasser-Mollusken Europas“ begann, vorzulesen. Die Sonderbarkeiten der Kunstsprache, welche mit Wörtern des alltäglichen Ausdruckes einen ganz anderen Sinn verbindet, und die Ver-

schwendung von Scharfsinn und Deutungskunst, welche der kritisch beschreibende Systematiker bei der Unterscheidung verwandter Arten aufwendet, welche in diesem Falle unscheinbare Schneckenhäuser und Muschelschalen waren, machte Manchen von ihnen lachen und ich that ihnen den Gefallen mitzulachen. Alsdann holte ich aber einen von den Kästen herbei, in welchen von zwei oder drei solchen einander sehr verwandten und daher schwer von einander zu unterscheidenden Arten große Reihen von tadellosen und charakteristischen Exemplaren lagen, und erläuterte meinen Freunden daran die unterscheidenden Merkmale, was selten verfehlte, in ihnen ein Interesse oder wenigstens das Verständniß für die kritische Naturbeschreibung zu wecken. Und es ist gut, ja es ist nothwendig, daß der naturgeschichtliche Volkslehrer zuweilen solche Hinweise auf diese Seite der Naturbetrachtung macht, — wozu sich freilich öffentliche Vorträge vor einem größeren Zuhörerkreise nicht eignen — damit sich diese bei dem nicht eigentlich „Forschenden" nicht zu sehr verflache. Darin liegt eben die Gefahr des naturgeschichtlichen Popularisirens, daß man dabei über dem Ganzen zu leicht das Einzelne aus den Augen verliert, daß man Die, welche man belehren will, an deren Verständniß man sich also wendet, vielmehr nur ergötzt, also blos auf ihr Gemüth einwirkt. Die Uebung der Sinne darf nie vernachlässigt werden; auf dem sinnlich Erkannten baut sich die Freude über das darin waltende Gesetz alsdann von selbst auf.

Nach zehnjähriger Einstellung machte mir die Uebung der echt naturwissenschaftlichen Form der darstellenden Kunst, der Lithographie, eine große Freude, und ich bemerkte zu meiner Befriedigung, daß ich in dieser langen Zeit Nichts davon verlernt hatte, ja daß mir die Bilder besser gelangen, als früher. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß

selbst technische Fertigkeiten gewissermaßen von selbst mit zu wachsen scheinen, mit der zunehmenden allgemeinen geistigen Reife. Es ist, als ob der gereiftere Meister mit dem alten Werkzeug der früher erlangten Fertigkeit besser arbeiten könne. Warum errichtet man auf den großen Universitäten, wo doch für das naturwissenschaftliche Fachstudium alle übrigen Mittel geboten sind, nicht auch Unterrichtsstunden im naturwissenschaftlichen Zeichnen und ganz besonders im Steinzeichnen? Es ist beinahe unerläßlich, daß der Systematiker Zeichner sei, denn das hat man scharf und mit vollkommenem Verständniß gesehen, was man abgezeichnet hat. Mehrmals war ich nahe daran, eine naturwissenschaftliche Zeichenschule zu errichten und eigentlich hat nur meine schiefe Stellung als gemaßregelter Professor zu der Universität mich davon abgehalten. Es sollte eigentlich gar nicht vorkommen, was mir oft widerfahren ist, daß berühmte Naturforscher mich um mein bischen Künstlerfertigkeit beneideten. In so manchem hervorragenden Werke finden sich wunderliche Verstöße gegen die Richtigkeit und Genauigkeit der Zeichnung, weil der Zeichner nicht zu sehen und der Verfasser die Arbeit Jenes nicht zu beurtheilen verstand.

Am Johannistage des Jahres 1855 ist das Vorwort meiner nun folgenden literarischen Arbeit geschrieben, welche gewissermaßen die Vervollständigung meiner „Flora im Winterkleide“ ist und die nicht minder ihren geistigen Ursprung auf spanischem Boden zu suchen hat. Ich habe schon bemerkt, daß ich von meiner Abreise vom heimischen Heerde an bis zur Ankunft in Barcelona und dann in den Umgebungen dieser Stadt gewissermaßen an den vier Jahreszeiten irre wurde. Als ich nach einigen Tagen mich in Barcelona hierüber zurecht gefunden hatte, gewann ich zugleich die richtige Werthschätzung des Jahreszeitenwechsels, wie er über dem deutschen

Boden waltet. Ich erkannte die Vorzüge unseres gemäßigten deutschen Klimas und der anregenden Verjüngungskraft, welche in den scharf ausgesprochenen Gegensätzen unserer vier Jahreszeiten liegt. Diese in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten zu schildern und dadurch das deutsche Volk in seinem Empfinden und Sehnen mit ihnen innig zu verschwistern oder vielmehr, da die Verschwisterung, die ursachliche Verknüpfung des Volkswesens mit dem Jahreszeitenwechsel bereits thatsächlich besteht, dem Volke diese zu klarem Bewußtsein zu bringen: dies schien mir eines Versuches um so mehr werth, als ich hoffte, dadurch zugleich den Drang nach „südlicheren Zonen" mäßigen zu können. Dieser Drang dünkte mir, auch nachdem ich selber voll Entzücken aus Spanien zurückgekehrt war, immer noch verkehrt und daher werth, bekämpft zu werden. Ich hatte es erfahren, daß das Reisen in Süd-Spanien für Denjenigen vielfach nichts weiter, als ein beschwerliches und kostspieliges Sich-weiter-befördern-lassen ist, dem die Natur, wie sie sich in den Bestandtheilen einer Landschaft ausspricht, gleichviel ob diese langweilig oder schön sei, eben nichts mehr ist, als ein Gegenstand des „Amüsements" in der niedrigsten Bedeutung des Wortes. Die Richtigkeit dieses meines Urtheils schien mir dadurch bestätigt zu werden, daß ich selbst in dem von aller Welt gepriesenen Granada nur wenig „Touristen" und zwar fast nur reisebeflissene Engländer traf, ja daß ich während der langen Zeit, die meine Kreuz- und Querzüge gedauert hatten, vielleicht kaum mehr als zwei, drei Reisewagen begegnet war, deren Insassen ich für Vergnügungsreisende halten durfte.

Das heiße Klima, der regenarme Himmel, der desto staubreichere, meist schlecht beschaffene Weg, die Mangelhaftigkeit der Reisebeförderung, die gewöhnlich kahlen, waldlosen Felsengebirge, die Ungastlichkeit des platten Landes — dies Alles

erklärt die Verödung der südspanischen Landstraßen. Manches hiervon läßt sich abändern und wird mit der Zeit abgeändert werden, namentlich durch Anlegung von Eisenbahnen und diesen Namen verdienenden Landstraßen, die dort Caminos reales, königliche Straßen heißen. Aber selbst wenn dieser Fortschritt gemacht sein wird, ist auf keinen andern Fremdenverkehr zu rechnen, als auf ein Ueberspringen von einem Glanzpunkte zum andern. Der allmälig wachsende Zustrom der Reisenden wird Spanien erst zum Reiselande machen, nachdem er durch einen Anfang von Verkehrserleichterung angelockt worden.

So befand ich mich in der sonderbaren Lage, daß ich zwar voll Begeisterung aus Spanien heimgekehrt war und dennoch nur unter großen Vorbehalten Anderen rathen konnte, diese Reise ebenfalls zu unternehmen. Hierdurch wurde ich aber auf das Nachdrücklichste auf die heimische Naturanmuth hin- oder vielmehr zurückgewiesen und zu dem Versuche angeregt, diese auch Anderen zum Bewußtsein zu bringen. Mit dem Worte „Naturanmuth“ hatte, wie es so oft, namentlich im Kosmos, der Fall ist, Alexander v. Humboldt die treffende Bezeichnung gefunden und zwar in dem schon früher erwähnten Briefe an mich. Humboldt mußte doch der Meinung sein, es sei mir gelungen, in der Beschreibung des deutschen Jahreszeitenwechsels die deutsche Natur so zu schildern, daß ihre Anmuth daraus hervorleuchtet, und darum durfte ich den Brief Humboldt's auch getrost als eine beifällige Kritik meines Buches auffassen.

Es ist gewiß kein Wort zu finden, welches den Grad der Schönheit der deutschen Natur treffender bezeichnen könnte, als anmuthig; jeder darüber hinausliegende Grad würde eine Uebertreibung sein und der stillen behaglichen Freude widersprechen, welche aus unseren Auen und Wäldern über uns kommt, nicht wie der betäubende Wohlgeruch der Hesperiden-

blüte, sondern wie der würzige Duft der kleinen versteckten Walderdbeere.

Und doch hatte für mich, der ich noch von den spanischen Erinnerungen erfüllt war, die deutsche Natur auch einen Vorzug, dessen Bezeichnung über das Wort anmuthig weit hinausgeht. Diesen Vorzug drücke ich in folgender Stelle auf einer der ersten Seiten meines Buches aus: „Welcher Nordländer möchte der Freude entbehren, wenn der Frühling aus den Banden des Winters sich loswindend, im leuchtenden Blüten- und Blätterschmuck fast plötzlich vor ihm steht, wie die rothwangige Dirne im Brautschmuck aus dem schlichten Kämmerlein dem entzückten Bräutigam vor die Augen tritt?" Gewiß stimmen meine Leser bei, wenn ich weiter sage, daß mein Lob des deutschen Jahreszeitenwechsels wahrlich „kein Lob des ja doch einmal nicht zu Aendernden sei"; wenn ich „aus Herzensgrunde unsern deutschen Jahreszeitenwechsel preise; wenn ich unserm deutschen Winter die eisige Hand freundschaftlich drücke, um sie dann jubelnd dem Lenz zu reichen und nach der glühenden Umarmung des Sommers mir aus der Hand des Herbstes den kühlenden Saft seiner Früchte reichen zu lassen."

In diesen Worten liegt die eine Hälfte der Auffassung meiner „Vier Jahreszeiten"; die andere, die wissenschaftliche, sollte daneben nicht zu kurz kommen, sollte namentlich verhüten, daß ich nicht etwa in den Fehler einer Naturschwärmerei verfalle, welche ich bei aller meiner unendlichen Liebe zur Natur von Grund der Seele hasse, weil sie fast immer auf Abwege führt.

Schmuckvoll mußte dies Buch sein, aber ebenfalls nach diesen beiden Richtungen hin: der Schmuck mußte den Kunstgeschmack und die Lernbegierde gleicherweise befriedigen. Der berühmte Verfasser der „Vierundzwanzig Vegetations-Ansichten

von Küstenländern und Inseln des stillen Oceans" F. H. von Kittlitz in Mainz, den ich meinen Freund nannte, ließ sich herbei, zu dem Buche vier Jahreszeitenbilder zu zeichnen. Das ist auch so ein nie alt werdender Naturjugendgreis, den Kenntniß und Liebe der Natur ewig frisch erhält. Im Jahre 1826 hatte er, nachdem er seine militärische Laufbahn aufgegeben, die bekannte Reise auf dem russischen Schiffe „Senjawin" unter Kapitän Lütke als Naturforscher mitgemacht und jetzt lebt er schon seit langer Zeit in Mainz seiner Muse, welche die Natur ist. Herr von Kittlitz lernte erst besonders zu dem Zwecke das Kupferstechen, um seine ausdrucksvollen Vegetationsbilder, welche Humboldt neben den berühmten brasilianischen von Rugendas nennt, selbst radiren zu können. Der bescheidene Mann möge es uns verzeihen, wenn wir ihn als ein Muster der deutschen Naturinnigkeit bezeichnen, ihn den preußischen Major, dessen martialischer grauer Bart in seltsam wohlthuender Weise zu der echt bürgerlichen Biederkeit im Gegensatz steht, die sich im Auge abspiegelt, mit der naturkundigen Beredtsamkeit, womit er seine feinen Beobachtungen erzählt, mit der kindlichen Lust, die ihn auf dem Lenneberge, neben dem Krachen der Artillerie-Uebungen, dem blauen Dorylas und dem feuerfarbenen Virgaureae nachjagen ließ.

Neben den vier Kittlitz'schen Bildern sind auf den Seiten des Buches in sauberen Holzschnitten sozusagen herbariumartig die Pflanzen eingefügt, welche am Wege wachsen, den ich mit meinen Lesern durchwandere, denn als die passendste Form für diese Arbeit erschien mir die mit meinen Lesern gemachter Spaziergänge.

„Wenn es namentlich die liebliche Göttin Flora ist, welche die Leiden und Freuden auf sich nimmt, die der Wechsel der Jahreszeiten im Gefolge hat", so war es fast unvermeidlich, daß das Buch einen wesentlich botanischen Charakter er-

hielt. Daneben war es freilich ebenso nothwendig und nach dem Plane des Buches selbstverständlich, daß der Mensch, der hier, im Schoße dieser Natur zum Deutschen wird, überall mit erscheint.

Auer's hübsche Erfindung des sogenannten Naturselbstdrucks wendete ich in den „Vier Jahreszeiten" in einer eigenen Veränderung an, um nach den Blättern die einheimischen Laubhölzer unterscheiden zu lehren. Von dem sorgfältig ausgewählten Blatte wurde zuerst, und zwar von der Unterseite, ein Guttaperchaabdruck genommen, auf welchem das auf der unteren Blattseite stärker als auf der oberen hervortretende Geäder vertieft ausgedrückt war. Ein von diesem Abdruck genommener Gypsabguß diente alsdann als Form für den Abklatsch (Cliché) in Schriftmetall, mit welchem gedruckt wurde. Die Drucke müssen natürlich das Geäder weiß wiedergeben, weil es auf dem Abklatsch vertieft ist; um daher das dadurch zerrissen erscheinende Bild des Blattes zu einem Ganzen zu machen, wurde vorher ein grüngrauer, die Gestalt des Blattes genau wiedergebender Ton untergedruckt. Die Druckerschwärze zu dem Abklatsch-Druck wurde mit Braungrün etwas gebrochen, um die Blattbilder nicht zu grell aus dem Text hervortreten zu lassen. Diese Ausführung erforderte allerdings einen dreifachen Druck, einen für den Text, einen zweiten für den Tonunterdruck und einen dritten für den Abklatsch. Die durch dies Verfahren erzielte Schärfe der Bilder war für mich selbst in hohem Grade überraschend, obwol sie freilich zum großen Theil als das Verdienst des Druckers gelten muß. Das außerordentlich wenig hervortretende feine Geäder zwischen den Seitenrippen und den diese verbindenden Hauptadern z. B. am Blatt der Schwarzerle, ist so scharf wiedergegeben, daß man es mit der Lupe bis in die letzten Verästelungen des Gewebes verfolgen kann.

Während der Entstehung dieses Buches, in welchem ich für meine Leser einen Kranz aus den heimatlichen Blüten geflochten, entführte das Schicksal dem kleinen Kranze meiner Familie eine Blüte: meine Ida, mein ältestes Kind, folgte im März 1855 ihrem vorausgegangenen Bräutigam nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Das wenige Monate nachher fertig vorliegende Buch widmete ihr der Vater als nachträgliche Hochzeitsgabe. —

Bis hierher hatte ich den Beschluß und den Plan meiner schriftstellerischen Arbeiten nur meinem eigenen Inneren entnommen und eigentlich — meint man und glaubte ich selber — sollte es doch immer so sein. Die schöne Ausstattung der „Vier Jahreszeiten" und vielleicht auch die Auffassung und Darstellung des Inhaltes war jedoch die Veranlassung dazu, daß ich in meinen beiden zunächst folgenden Arbeiten einem äußeren Anstoße folgte.

Sollte dies unrecht sein? Sollte man solchem Beginnen mit Grund entgegenhalten können: „ein Buch muß ganz, auch in seinem Beschluß, seinem Plan und seiner ganzen Erstehung, das Erzeugniß seines Verfassers sein?"

So begründet nach dem ersten Eindruck diese Forderung auch wol erscheint, keineswegs ist sie unbedingt zu unterschreiben.

Freilich giebt es auf dem Gebiete der Literatur wol solche „schöpferischen" Geister, welche unbedenklich für jede buchhändlerische Bestellung sofort Tinte, Feder und Papier in Thätigkeit setzen, ja mit dem Kratzfuß: „ich bitte sich auszulesen", den Herren Verlegern leporelloartige kleine Register von Titeln vorlegen und dann eilig und schleunig zu dem ausgewählten Titel ein Buch machen. Aber glücklicher Weise sind das doch nur Ausnahmen.

Mein Fall war folgender.

Mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die „Vier Jahres-

zeiten" wünschte ein frankfurter Verleger in ganz ähnlicher Auffassung ein Volksbuch über die Geschichte der Erde. Er bediente sich obendrein dabei der Vermittlung Moleschott's, dessen „Georg Forster" bei ihm erschienen war, und ließ bemerken, daß er das Buch nur von mir oder von Karl Vogt haben wolle.

Ich fühlte mich überrascht, ja man kann sagen, mehr als das. Mir fiel ein, daß dies allerdings nicht der erste Fall der Art sei, denn schon im Jahre 1838 hatte ich jene kleine paläontologische Monographie des Altsattler Braunkohlenbeckens nur auf H. Cotta's Wunsch oder vielmehr Drängen geschrieben. Dazu war ich nicht so eingebildet, mir nicht einzugestehen, daß K. Vogt das Buch sachlich viel besser würde schreiben können, da ich selbst ja gar nicht Geolog von Fach war. Wenn ich auch in meinen früher besprochenen Vorlesungen erdgeschichtliche Abschnitte behandelt, so hatte ich doch noch niemals ein systematisches Studium der Erdgeschichte zu meiner Aufgabe gemacht. Dennoch übernahm ich den Auftrag.

Bei der Uebernahme dieses Auftrags mußte ich vor mir selber über zwei Fragen klar werden: ist es mit dem Ernst einer schriftstellerischen Arbeit vereinbar, einem äußeren Anlaß und einem von fremder Seite gestellten Thema dazu Folge zu geben; und darf ein Naturforscher es wagen, ein populäres naturgeschichtliches Buch zu verfassen, dessen Gegenstand nicht in sein eigenstes Fach gehört.

Meistens sind wir geneigt, einen „Gelegenheitsdichter" geringschätzend zu beurtheilen; wir denken dabei an einen Schuster, der uns auf Bestellung ein Paar Stiefel macht. Allerdings mögen die meisten Gelegenheitsdichter solche poetischen Schuster sein, ohne dadurch zu Hans Sachsen zu werden. Allein unsere ersten Dichter, Schiller und Goethe nicht ausgenommen, waren, wenn es so traf, auch Gelegenheitsdichter.

Denn, ob man einer gelegentlichen Veranlassung zu einer Dichtung unmittelbar und nach freier Wahl Folge leistet, oder ob uns dazu ein Anderer veranlaßt, ist blos dann Zweierlei, wenn im letzteren Falle das veranlassende Ereigniß dem Dichter persönlich fremd ist und ihn kalt läßt; so entsteht z. B. ein Hochzeits-„Carmen,“ welches durch diese besondere Benennung gewissermaßen als ein „Machwerk“ gebrandmarkt wird. Jedoch ist es nicht einzusehen, weshalb ein solches Carmen, dem die beiden Brautleute möglicherweise persönlich ganz unbekannt sind, nicht auch poetischen Werth sollte haben können. Man muß bei solchen äußeren Aufträgen zu poetischen Ergüssen nicht vergessen, daß der vorliegende Gelegenheitsfall recht wol ein solcher sein kann, bei dem der Dichter, über das Persönliche hinwegsehend, von dem darin liegenden rein Menschlichen um so tiefer ergriffen und zu hohem Schwung angeregt sein kann, je mehr er überhaupt dessen fähig und je einschneidender der Fall ist für ein menschlich fühlendes Herz, je mehr es der Auftraggeber verstand, den Dichter dafür zu erwärmen. Es wäre Unsinn, bestreiten zu wollen, daß ein von einer alten Mutter bestelltes Begrüßungsgedicht an ihren aus langer Verbannung heimkehrenden einzigen Sohn hohen dichterischen Werth haben könne.

Sollte es mit einem bestellten naturwissenschaftlichen Volksbuche anders sein? Freilich, wenn es der literarische Tagelöhner nicht anders macht und nicht anders zu machen versteht, als der Apothekerlehrling, der aus zehn Büchsen und Flaschen die vorgeschriebene Mixtur zusammenmischt, dann wird eben eine literarische Mixtur fertig, die eben so wenig nütze ist, als weiland die großen Medicinflaschen. Aber von solchen rede ich nicht; ich meine die bestellte Arbeit eines Befähigten, an welcher für diesen eben nur der Beschluß und die Stellung der Aufgabe fremd ist. Hier sei es mir vergönnt, auf das von der Lesewelt meist

unbeachtet gelassene oder zu tief aufgefaßte Verhältniß zwischen Verfasser und Verleger beiläufig einzugehen.

Ebenso wie es gemeine Literatenseelen giebt, so fehlen auch leider die gemeinen Buchhändlerseelen nicht, die beide die Kuh gemeinsam, nur von verschiedenen Seiten zu melken suchen. Beider Absicht, denn Streben wäre hier ein Wortmißbrauch, ist lediglich darauf gerichtet, Geld zu verdienen, gleichviel ob ihre Erzeugnisse sittlichen Werth haben oder nicht. Darin liegt eben die hohe sittliche Bedeutung der geschäftlichen Seite der Literatur, daß die Schriftsteller sowol als auch die Buchhändler sich nicht damit begnügen sollen, durch ihre Leistungen, den Geschmack der Käufer zu befriedigen, wie das bei anderen Geschäften in der Regel dazu genügt, daß ihr Geschäft als ein gutes und geachtetes anerkannt werde, sondern daß sie den sittlichen und ästhetischen Geschmack ihrer Käufer, nicht selten auf Kosten des eigenen materiellen Vortheils, bilden. Darum kann ebenso ein Schriftsteller wie ein Buchhändler der ehrenwertheste aber auch der verächtlichste Mensch sein. Vor dem Richterstuhl der Humanität giebt es keine erbärmlicheren Lumpen als die Verfasser und Herausgeber von Schriften, welche auf Sinnenkitzel berechnet sind, wenn nicht diejenigen noch verabscheuungswürdiger sind, deren Waare dem naturwissenschaftlichen Aberglauben (wenn diese Wortzusammenstellung kein Widersinn ist) der Menge Nahrung giebt, wie z. B. zur Zeit des Donati'schen Kometen eine Klatschschrift voll von widerwärtigem Kometen-Unsinn und zwar noch dazu in Leipzig erschien. Auf kirchlichem Gebiete wird natürlich das Urtheil über Verleger und Verfasser von den beiden gegnerischen Parteistandpunkten bestimmt, die sich gegenseitig verdammen.

Daß Verleger und Verfasser nach Erwerb streben, namentlich der Erstere, ist ganz natürlich, und daß sie daher ihre

Schöpfungen von diesem Gesichtspunkte aus ins Leben rufen, nicht minder. Es erscheint freilich nichts weniger als lobenswerth, wenn ein geistiges Werk, in dem der Urheber all' seine Liebe zur Wahrheit und geistigen Befreiung seiner Mitmenschen niedergelegt hat, wie ein Fabrikat behandelt wird, für welches man sich Geld bezahlen läßt, wenn man es vollendet hat, und zur Vervielfältigung abliefert. Ich weiß Beispiele zu erzählen, in denen namentlich feinfühlende Frauen zwar keine Worte, aber eine schmerzliche Miene machten, als sie den Verfasser von seinem Werke, welches sie erwärmt und begeistert hatte, wie von einem solchen Fabrikat mit einem Dritten sprechen hörten, und jeder ehrenhafte Schriftsteller selbst wird peinlich berührt gewesen sein, als ihm der Verleger, dem er sein erstes Manuskript anbot, die Frage vorlegte: „wie viel verlangen Sie Honorar für den Bogen, bei welchem Satz und Format und bei welcher Höhe der Auflage?“ Und wenn dies nun vollends einer der nicht wenigen Buchhändler war, welche mit roher Hand in dem Heiligthum des bebenden Schriftstellers wühlen, indem er sagt: „sehen Sie, Herr N. N., Sie sind noch ein Anfänger, das Publikum für dieses Fach ist klein und ich wage damit, daß ich nicht einmal auf meine Kosten komme.“ Der Mann hat von seinem Standpunkte aus ganz Recht, aber der arme Schriftsteller, der sich bewußt ist, von den edelsten Beweggründen getrieben das Beste seines Innern gegeben zu haben, fühlt sich jetzt nicht sowol betrübt über das geringe Honorargebot, als vielmehr über den Zweifel in die Ertragsfähigkeit seiner Arbeit, indem er diese mit dem inneren Werthe derselben verwechselt.

So gestaltet sich nicht selten allmählig ein hartes Geschäftsverhältniß zwischen Buchhändler und Verfasser, dessen Seele kalte Berechnung des Geldvortheils ist. Zuweilen kommt

hierbei auch wol ein Seelenkauf zustande. Thut ein Verleger mit dem Erstlingswerke eines Schriftstellers einen „glücklichen Griff,“ so macht er diesem eine sich nicht gar zu sehr blosgebende Versprechung für das zweite; „schlägt dies wieder ein,“ so „kauft“ er sich den ganzen Mann, d. h. er weiß mit ihm über eine, dem glücklichen Anfänger hoch erscheinende, Honorarsumme — nämlich stets nach Bogen, Format, Satz und Auflage bemessen — einig zu werden, für welche sich Jener verpflichten muß, ihm alle seine zukünftigen Geisteserzeugnisse in den Verlag zu geben.

Welchem von beiden Theilen dabei schon bei dem Vertrage oder durch den Erfolg des Absatzes Recht oder Unrecht geschieht, das kann ich hier nicht weiter erörtern. Soviel wird den dieses „Geschäfts“ unkundigen Lesern sich wol ergeben, daß ein solches Abkommen mehr als jedes andere von beiden Seiten Vertrauen erheischt. Der Verleger kauft von einem Schriftsteller von Ruf nicht selten die „Katze im Sack,“ d. h. ein vielleicht noch gar nicht angefangenes Manuskript und dabei wird er in den Ablieferungsfristen mit demselben wol gar vertragswidrig hingehalten. Andrerseits kann der Schriftsteller niemals sicher erfahren, „wie das Geschäft ist, welches der Verleger mit seinem Werke macht,“ also kann er auch nicht wissen, ob dasselbe im gerechten vertragsmäßigen Verhältniß zu seinem Honorar steht. Ob der Verleger nicht eine den Vertrag überschreitende Auflage druckt, weiß er noch viel weniger, namentlich wenn dieser selbst zugleich Buchdrucker ist. Ich kenne einen Fall, in welchem der Verleger dem Verfasser versicherte, er habe eine Auflage von nur 500 Exemplaren gedruckt, während in Wahrheit 2500 Exemplare gedruckt worden. Gegen heimliche zweite Auflagen, welche hinter dem Rücken des Verfassers und zu dessen Nachtheil gedruckt werden — wenn, wie gewöhnlich, für solche neue Honorar-

zahlung ausbedungen ist — schützt jetzt nach Dove's überraschender Belehrung das Stereoskop. Wenn eine zweite Auflage, um diesen interessanten Dienst dieses herrlichen Zauberapparates hier kurz zu bezeichnen, der ersten in jeder Hinsicht vollkommen gleich gesetzt und gedruckt wird, so daß das schärfste Auge eine Seite der zweiten von derselben Seite der ersten Auflage nicht unterscheiden kann — das Stereoskop enthüllt den Betrug, wenn man beide Seiten neben einander in dasselbe legt, weil sich die beiden Bilder derselben nicht decken, sondern das eine etwas über dem andern in der Luft zu schweben scheint. Denselben Dienst leistet das Stereoskop natürlich auch umgekehrt, d. h. wenn eine zweite Auflage keine ist, vielmehr die auf dem Lager gebliebenen Exemplare mit einem neuen Titel versehen, auf welchem zweite oder, exempla sunt odiosa, dritte Auflage steht, noch einmal hinausgeschickt werden. Hier decken sich im Stereoskop die Seiten vollständig, denn sie sind ja Einunddasselbe.

Ist aber das Verhältniß zwischen Buchhändler und Verfasser ein geschäftlich reines — und das ist natürlich die Regel — und erhebt sich der Erstere über die blos geschäftliche Alltäglichkeit in die Sonnenhöhe des geistigen Strebens, dann ist es ein wahrhaft beglückendes, denn es ist das edelste Bündniß zwischen Gewerbe, Handel und Wissenschaft zur Bekämpfung von Unwissenheit, Ungeschmack und Aberglaube.

Immer aber muß der Natur der Sache nach der Buchhandel seine kalte Geschäftsseite behalten und diese nöthigt ihn, die geistige Strömung der Zeit und die Träger derselben, die Schriftsteller, scharf im Auge zu haben, um in der Konkurrenz seinen Vortheil zu erringen. Der Buchhändler hat daher größtentheils eine bessere Kenntniß von dem, was der „Markt“ verlangt; und daher erklären sich die häufigen Bestellungen bestimmt bezeichneter Schriften bei den Schriftstellern.

Trifft nun eine solche Bestellung mit dem Urtheil und der eigenen Neigung des Verfassers, bei dem sie gemacht wurde, zusammen, so müssen sich ja wol Beide leicht einigen. Wie zuletzt ein Tropfen hinreicht, ein Gefäß überlaufen zu machen, so bringt zuweilen ein anregendes Wort einen Beschluß zur Reife, der sonst unterblieben sein würde. Daß ich meinem Freunde und Parlamentsgenossen Vogt den Rang ablief, darüber wird dieser lachen, wenn er es vielleicht an diesem Orte liest. —

Jetzt komme ich zu der anderen, viel wichtigeren und schwerer zu beantwortenden Frage: ob ein Naturforscher ein Volksbuch über ein Thema schreiben dürfe, welches nicht in sein specielles Fach schlägt.

Hier müßte ich eigentlich, um gründlich zu verfahren, die Aufgabe und das Ziel der naturwissenschaftlichen Volksliteratur ausführlich darlegen; ich muß mich aber, da dies hier doch zu weit führen würde, nur auf einige Andeutungen beschränken. Es kommt dabei vor Allem auf eine angemessene Auswahl des Wichtigsten und auf eine klare und gefällige Darstellung desselben an.

Man kann in ersterer Beziehung leicht zu viel oder zu wenig thun, und da ist namentlich der Fachmann leicht in der Gefahr, zu viel zu geben, wie andererseits der bloße Abschreiber und Zustutzer dabei meist kritiklos verfährt und die Grenzen seiner Zusammenstellung nicht nach der Wichtigkeit des Auszuwählenden, sondern nach dem ihm bemessenen Raum abwägt. Von dem Fachgelehrten muß man annehmen, daß er seine Wissenschaft bis in die letzten Einzelnheiten genau kennt, in welchen für ihn gerade der anziehendste Theil ruht, den er also, natürlich eingenommen für sein Fach, leicht auch für ebenso bemerkenswerth und wichtig für jeden Andern hält. Er kommt daher — ich spreche aus Erfahrung — wol

in die Verlegenheit, daß er sich bei Ausarbeitung eines volksthümlichen Buches leicht zu sehr in Einzelnheiten vertieft, so daß er zuletzt nicht mehr weiß, was er aufnehmen, was er weglassen, wo er aufhören soll. Vermag er sich zu beherrschen, vergißt er nie, daß seine Leser nicht beabsichtigen, gründliche Kenner seiner Wissenschaft zu werden, daß sie im Gegentheil nur einen klaren Abriß derselben erwarten, welcher ihnen Interesse dafür einflößen und sie in den Stand setzen soll, auf der gelegten Grundlage in eingehenderen, mehr streng wissenschaftlichen Fachbüchern weiter zu studiren, — dann ist er allerdings, weil er die beste Kritik üben kann, der berufenste Verfasser.

Viel maßgebender als die Auswahl, ist aber die Darstellung des Gebotenen, und hier ist, die allgemeine naturwissenschaftliche Bildung des Verfassers natürlich immer vorausgesetzt, der gründliche Fachmann beinahe unbedingt im Nachtheile gegen den Nichtfachmann.

Es wird nicht gefehlt sein, wenn ich ein naturwissenschaftliches Volksbuch mit einem Führer vergleiche, welcher die Leute in einen großen reichen Garten leitet und soweit mit dessen Gängen und Abtheilungen bekannt macht, daß sie sich alsdann selbst darin zurecht finden und sich selbstständig an seinen Einzelheiten weiter erfreuen können.

Diesem Gleichniß gegenüber verhält sich ein Fachgelehrter wie ein Bewohner des Gartens (ja, er hält sich oft genug für den Besitzer!), der garnicht mehr aus diesem herauskommt und daher der Grenzen und Zugänge, des Wegs zu ihm von der Umgebung her sich keineswegs mehr genau erinnert; welcher auch nicht mehr sicher weiß, was ihm damals, als er in dem Garten heimisch zu werden anfing, zuerst am meisten auffiel und ihn anzog; wie bei diesem Vertrautwerden mit dem Garten von demselben allmählig ein Zug nach dem andern

hinzukam, bis sich zuletzt im eigenen Inneren ein bis in die feinsten Einzelnheiten ausgeführtes Bild von dem Garten gestaltete.

Ein Solcher muß allerdings am meisten dazu befähigt erscheinen, einen Andern ebenso heimisch, als er selbst es ist, in dem Garten zu machen, und — das soll nicht in Abrede gestellt werden — er müßte ebenso am tüchtigsten dafür sein, Anderen in allen Abstufungen und Graden eine Kenntniß desselben zu verschaffen, denn er ist ja im Besitz aller Mittel dazu. Nichtsdestoweniger stelle ich es in Abrede, daß das Letztere ihm eben so sicher gelingen werde, als das Erstere.

Hat aber ein Fachgelehrter, indem wir, unseres Gleichnisses eingedenk bleibend, zu diesem zurückkehren, entweder durch persönlichen Unterricht oder durch sein Lehrbuch einen dafür Empfänglichen und für die damit verbundene Geistesarbeit vollständig Vorbereiteten und Geübten in den Garten seiner Wissenschaft eingeführt, so ist dieser dann entschieden am besten geeignet, Anderen denselben Dienst, den er eben erst selbst empfing, sogleich wieder zu leisten.

Es ist ihm noch in frischester Erinnerung, wie Eins nach dem Anderen folgte, wie er dabei bald hier bald da die innere Befriedigung fühlte, die aus jeder folge- und denkrichtigen Aneinanderreihung für uns hervorgeht; wie bald Dies, bald Jenes ihm ein Markstein und ein Merkzeichen wurde. Der freudige Drang der Mittheilsamkeit — der in seinen beiden sittlichen Polen Klatschsucht und Belehrungslust ist — und zwar der Mittheilsamkeit dessen, was man eben erst selbst empfangen hat, macht ihn zum geschicktesten Geber, weil sein Geben noch von der Freude des Empfangens durchwärmt ist. Der Mittellose, der eben selbst erst eine Summe Geldes empfangen hat, giebt einen Theil davon einem Armen brüderlicher, als ein Reicher denselben Theil. —

Bisher hatte ich von der reichbesetzten Tafel der Erdgeschichts-Wissenschaft blos genascht. Jetzt setzte ich mich daran nieder, um vollständig zu schmausen, von der Suppe bis zum Nachtisch.

Das vortreffliche „Lehrbuch der Geognosie" von Karl Friedrich Naumann war mir diese Tafel, von der ich dann und wann zu meinem Freunde Karl Vogt hinüber ging, wenn mir in dessen „Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde" ein einzelnes Gericht schmackhafter zubereitet erschien, oder wenn in jenem ein solches ganz fehlte.

Vertraut, wie ich mit dem Organismus des naturgeschichtlichen Studirens war, bildete ich mir aus dem Neugelernten mit Leichtigkeit einen geordneten Grundriß, und meine Bekanntschaft mit den Anschauungen und geistigen Neigungen des Volkes befähigte mich um so mehr dazu, aus der Gesammtsumme der geologischen Wissenschaft einen entsprechenden Auszug zu machen, als ich selbst nun erst erfuhr, wie groß diese Summe sei, und wie ich mich damit begnügen müsse, mein Leben lang ein geologischer Dilettant, um mit Liebig zu reden, „ein Spaziergänger an den Grenzen der Erdgeschichte" zu bleiben.

Bei meiner Auffassung der humanen Seite des naturgeschichtlichen Wissens wurde es mir sofort klar, daß eigentlich mit der Erdgeschichte aller naturgeschichtliche Unterricht des Volkes beginnen müsse, nicht allein weil sie den baulichen Grund legt, für die Geschichte der belebten Wesen, welche ohne jenen gar keine Stätte haben, sondern und ganz besonders deshalb, weil die Erdgeschichte eine so gewaltige Wissenschaft ist, worüber ich mich am Anfang meines Buches, welchem ich den Titel „Die Geschichte der Erde, eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen" gab, in folgenden Sätzen aussprach:

„Darin liegt die hohe Bedeutung der Erdgeschichte, daß sie der erste Theil, die Grundlage jener Vaterlandskunde ist, welche allen Menschen, so weit sie im Sonnenlichte der Civilisation stehen, noth thut. Die formen- und wandelreiche Oberfläche unseres Planeten ist der Schauplatz unserer Thätigkeit, der überall für diese die Mittel gewähren muß, der aber auch die Quelle der tausenderlei Hindernisse ist, mit denen unsere erzeugende Thätigkeit zu kämpfen hat.

Bleibt doch der denkende Arbeiter einer großen Fabrik nicht gedankenlos, selbst ein Werkzeug, vor seinem Werkzeuge stehen, sondern er sieht sich zuweilen in den weiten Räumen der Fabrik um, wo Alles zur Vollendung des Ganzen in einander greift, um die Bedeutung seines Arbeitsantheiles und sein Verhältniß zum Ganzen zu begreifen. Und der Mensch sollte nicht darnach fragen, wie der Tummelplatz seines Treibens, der Träger und Erhalter seiner selbst und seiner Mitgeschöpfe, das geworden, was er ist?

Wie sehr leiden die Menschen an der Kleinheit ihrer Gedanken, an der Beschränktheit ihres Gesichtskreises! Die Geologie weckt große Gedanken, lenkt unseren Blick aus dem kleinen Kreise unseres Hauses auf das weite Gebiet der gesammten Erde.

Je weniger unsere staatlichen Einrichtungen es uns in der Regel gestatten, unsern Scharfsinn über die Instandhaltung unseres kleinen Haushaltes zu erheben, um so wichtiger ist es, daß in der Geologie der großartigste Spielraum für Uebung und Bethätigung des Scharfsinnes gegeben ist. Es wirkt zuletzt eben so bildend, wenn wir eine scharfsinnige Deutung eines Anderen erfassen, als wenn sie unser eigenes Werk ist.

Es ist gewiß ein großer Mangel zu nennen, daß im Volke noch so wenig eine klare Anschauung von der Einheit

der Naturwissenschaft waltet. Man kennt meist nur eine Menge Naturwissenschaften: Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie, Physik u. s. w. Den nothwendigen inneren Zusammenhang aller dieser Wissenschaften als Theile der Einen großen allgemeinen Naturwissenschaft, predigt mit überwältigender Ueberzeugungskraft das Studium der Erdgeschichte. Sie eröffnet uns das Verständniß des so sehr mißverstandenen Wortes Naturgeschichte, welches bisher, wenigstens von der darüber selten tiefer nachdenkenden Menge, fast nur im Sinne von Naturbeschreibung aufgefaßt wird, d. h. als Schilderung der in der Natur neben einander vorhandenen leblosen und belebten Körperwelt nach ihren wesentlichen und unterscheidenden Merkmalen. Von Geschichte, also von einer Schilderung und dem ursachlichen Zusammenhang nach und aus einander sich entwickelnder Begebenheiten und Erscheinungen, ist in dieser Naturgeschichte nicht die Rede.

Wenn man, wie es allein folgerichtig ist, naturwissenschaftliche Bildung mit Geologie beginnt, so knüpft sich nach deren Erledigung fast von selbst das Verlangen nach Botanik und Zoologie an, nachdem man bei dem geologischen Studium selbst die Physik und Chemie als unentbehrliche Hülfswissenschaften derselben erkannt hat. Dann ist die Geologie gewissermaßen der Theil der Geschichte der Natur, welcher der sogenannten alten Geschichte (dem ersten Theile der sogenannten Weltgeschichte) entspricht. Wie es keinem Verständigen einfallen wird — es sei denn, daß er einen ausschließenden Beruf daraus mache — bloß die alte Geschichte kennen lernen zu wollen, sondern wie er die mittlere und neueste Geschichte als untrennbare Fortsetzungen daran reihen wird; so kann unmöglich ein in seiner irdischen Menschenheimath und deren Geschichte heimisch werden Wollender nach erlangter Kenntniß über die frühere Entwickelung des Erdkörpers, des Trägers

der belebten Körperwelt, es unterlassen, nun auch weiter nach der Geschichte dieser Körperwelt zu fragen.

Eine so begonnene und so durchgeführte naturwissenschaftliche Bildung, die dann erst den Namen einer naturgeschichtlichen verdient, gewährt das schöne befriedigende Ergebniß eines abgerundeten Wissens, welches auch dann noch von hohem Werth ist, wenn es, wie es bei der Mehrheit immer wird bleiben müssen, nur ein beschränktes, blos übersichtliches ist.

Ein solches Wissen giebt auch mehr die Hoffnung, daß es ein unverlierbarer Schatz sein werde, während zoologische oder botanische Brocken ohne den, in der angedeuteten Weise zu verstehenden, geschichtlichen Kitt eben Brocken bleiben werden, die leicht verloren gehen.

Indem ich ausdrücklich angedeutet habe, daß ich auch zu Frauen spreche, schützt mich dies wol an sich schon vor der Beschuldigung, daß ich mit der folgenden Bemerkung gegen die Gemüthsrichtung an sich zu Felde ziehen wolle. Aber selbst Frauen werden mich nicht mißverstehen, wenn ich auf die gefährliche Seite des Gemüthsvorwaltens hinweise. Die gewaltigen Erscheinungen, welche uns die Geologie vorführt, sind ein erfrischendes Bad für unser Inneres, in welchem die Pflanzenkunde so leicht eine Empfindsamkeit hervorruft, die oft in krankhafte Empfindelei ausartet, welche den Boden für das Aufkeimen großer Gedanken und großer Entschlüsse vergiftet."

Wenn man uns Deutschen, und zwar bekanntlich nicht immer am rechten Orte, Gründlichkeit nachrühmt, so daß „deutsche Gründlichkeit" ein oft verspottendes Stichwort geworden ist, so steht es damit ganz im Einklang, daß unsere wissenschaftlichen Bücher dem Nichtgelehrten meist trocken erscheinen, und daß die Gelehrten, wenn sie für das Volk

schreiben wollen, diese Trockenheit nicht ganz los werden können. Deshalb ist es in naturwissenschaftlichen Volksbüchern des Verständnisses wegen erforderlich, daß man die oft ungewöhnlichen, von dem gemeinen Sprachgebrauch abweichenden Kunstausdrücke entweder vermeidet oder in Beisätzen erläutert. Ein ganz vortreffliches Mittel aber, sich den Lesern verständlich zu machen, ist die Anwendung von Gleichnissen aus dem Bereiche der Erscheinungen des alltäglichen Lebens. Mein akademisches Lehrerthum — bei dessen Schilderung ich es schon ausgesprochen, daß ich es verstand, oder vielmehr gezwungen war, es zu lernen mich dem geistigen Geschmacke und dem Auffassungsvermögen meiner Zuhörer anzubequemen — muß für mich als eine sehr wirksame Schule der faßlichen Darstellung gelten und zeigte sich mir später immer, namentlich bei meiner „Geschichte der Erde“ von großem Nutzen. Die Zuhörer jener Anstalt waren damals viel mehr, als es gegenwärtig der Fall ist, hinsichtlich ihrer Vorbildung höchst ungleich; neben Bauernsöhnen, die einen nicht über ihren Stand hinausgehenden Unterricht genossen hatten, saßen Studenten, die auf Universitäten bereits ihr Triennium gemacht hatten. Da galt es denn nun der nicht leichten Aufgabe, Jenen nicht unverständlich und Diesen nicht langweilig zu werden. Diese Aufgabe konnte nur gelöst werden, durch eine gewisse rednerische Annehmlichkeit des Vortrags, mit welcher die oft in vorerwähnten Gleichnissen dargestellten Lehren gleichsam durchduftet waren. Es gab nicht leicht lichtvollere Vorträge, als die von meinem Kollegen Krutzsch über Physik und Chemie. Ich „mußte“ mir diese Vortragsform ebenfalls aneignen und dieselbe ging denn auch in meine Volksschriften über, die eben dadurch die beifällige Aufnahme bei der Kritik fanden. Ich wußte es wahrscheinlich selbst nicht, daß es in dieser Weise mir zu einer Gewohnheit geworden, bei natur-

wissenschaftlichen Beschreibungen von körperlichen Gegenständen oder von Erscheinungen und Vorgängen mich stets nach einer Vergleichung mit allgemein bekannten Dingen umzusehen, um sicher verstanden zu werden.

Ein gewissenhafter Lehrer hat eine außerordentlich günstige Gelegenheit, den Gesichtsausdruck zu studiren, nicht blos den ständigen, aus dem Lavater vielleicht mehr lesen wollte als darin steht, als auch den nach den Eindrücken wechselnden. Die Mienen der Zuhörer sind der Spiegel des Vortragenden, aus welchem diesem bald das helle Bild, d. h. das klare Verständniß seines Vortrags entgegenleuchtet, bald kaum ein matter Umriß davon oder selbst dieser nicht, wenn der Spiegel getrübt ist, sei es durch geistiges Unvermögen, sei es durch augenblickliche Unaufmerksamkeit des Zuhörers, sei es auch durch seine eigene Unklarheit im Vortrage. Das Spiegelbild ist in den beiden letzten Fällen ziemlich dasselbe und doch lernt der Lehrer sie allmälig unterscheiden. Der Blick des Unaufmerksamen kann natürlich nicht das Abbild des Vorgetragenen widerspiegeln, wol aber ein anderes Bild zeigen, von den Vorgängen in seiner Seele. Aehnlich, aber trostloser für den Vortragenden sieht der glotzende Blick des geistig Schwachen aus, der das Gehörte gern fassen möchte und dies doch nicht zu Stande bringen kann.

In solchen Fällen, die mir nicht selten vorkamen, fühlte ich mich verpflichtet, wenn es mir gerade besonders wichtig war, verstanden zu werden, das Gesagte zu wiederholen. Dadurch war ich gezwungen, wegen eines oder einiger Schwachen den Geistigeren unter meinen Zuhörern eine lästige und langweilige Wiederholung zuzumuthen, und um diese daher einigermaßen zu entschädigen, kleidete ich das noch einmal Gesagte in eine andere Form und dabei hatte ich oft Gelegenheit, durch das beifällige Lächeln Jener zu sehen, daß dieser

zweite von einer anderen Seite ausgeführte Angriff auf die Mauer geistiger Beschränktheit sie erheitere, während, wenigstens in den meisten Fällen, auf den Gesichtern dieser Letzteren die Sonne des Verständnisses endlich doch noch aufging.

Wenn ich jede Kritik eines meiner Werke stets mit Herzklopfen las, und es auch heute noch nicht zu der so Vielen eigenen goldenen Ruhe gegenüber der öffentlichen Beurtheilung gebracht habe, so sah ich mit wahrhaft ängstlicher Spannung einem Urtheil über meine „Geschichte der Erde" entgegen, welches Buch die Veranlassung zu den vorstehenden Bemerkungen gegeben hat.

Ein Exemplar dieses Buches hatte ich einem der berühmtesten Lehrer der Erdgeschichte geschenkt und es waren Monate vergangen, ohne daß dieser bei gelegentlichem Zusammentreffen mit mir ein Wort darüber verlauten ließ. Mein Bewußtsein, daß ich mich redlich bemüht hatte, darin die Wissenschaft nach ernstem Studium derselben in meiner Weise wiederzugeben, vermochte nicht, mich von der Befürchtung zu befreien, daß dieses Schweigen meines Freundes eine Verurtheilung sei. Um so mehr freute ich mich darüber, als ich wahrnahm, daß ich mich geirrt, denn eines Tages sagte er mir, daß er das Buch in den Winterabenden seiner Frau vorgelesen habe, und zwar mit dem Bleistift in der Hand, da er aus der, durch veranschaulichende Vergleichungen sich auszeichnenden Darstellung Manches gelernt habe.

Prüft man meine Volksschriften, so ist es Etwas, was ihnen durchgängig eigen ist, was sie vielleicht vor manchen andern kennzeichnet: die Voraussetzungslosigkeit.

Diese Nothgeburt eines übelklingenden Wortes wollen die Leser mit mir einen Augenblick betrachten, weil sie ein nothwendiger Bestandtheil, ja gewissermaßen die Seele der volksthümlichen Literatur ist.

Man hört es oft, daß populär zu schreiben, eine schwere Kunst genannt, und daß Diejenigen glücklich gepriesen werden, welche diese Darstellung inne haben; ja man begeht dabei oft die Gedankenlosigkeit, zu sagen, diese Fähigkeit könne man sich nicht geben, sie sei eine angeborene Gabe. Angeborene Fertigkeiten — denn eine Gabe ist die in Rede stehende Befähigung nicht — giebt es überhaupt nicht, am allerwenigsten ist die volksthümliche, d. h. gemeinfaßliche Darstellungsweise etwas Angeborenes. Sie beruht, nächst dem Vermögen des klaren folgerichtigen Denkens, und der passenden Worteinkleidung der Gedanken, eben darin, daß der Vortrag keinerlei Vorkenntnisse bei den Zuhörern voraussetzt.

Dies hier einmal, wo es ganz gewiß am Platze ist, zur klaren Anschauung der Leser zu bringen, finde ich mich veranlaßt im Interesse der populären Schriftstellerei, und ich entlehne dabei das Folgende von Ferdinand Lassalle („Ueber Verfassungswesen"; Berlin 1862, bei G. Jansen): „Ich bemerke von vornherein, m. H., daß mein Vortrag ein streng wissenschaftlicher sein wird. Nichtsdestoweniger oder richtiger eben deswegen wird Keiner unter Ihnen sein, der diesem Vortrag nicht von Anfang bis Ende folgen und ihn ganz begreifen können wird.

„Denn wahre Wissenschaftlichkeit, m. H., — es ist gut, immer hieran zu erinnern — besteht eben in garnichts Anderem, als in jener Klarheit des Denkens, welche, ohne irgend eine Voraussetzung zu machen, Schritt für Schritt alles aus sich selbst ableitet, sich aber ebendeshalb auch mit zwingender Gewalt des Verstandes jedes aufmerksamen Zuhörers bemächtigt.

„Diese Klarheit des Denkens bedarf daher bei ihren Zuhörern gar keiner besonderen Voraussetzung. Im Gegentheil, da sie, wie bereits bemerkt, in nichts Anderem

als in jener Voraussetzungslosigkeit des Denkens besteht, welche alles aus sich selbst ableitet, so duldet sie nicht einmal Voraussetzungen. Sie duldet und fordert nichts Anderes, als daß die Zuhörer keine Voraussetzungen irgend einer Art, keine festen Vorurtheile mitbringen, sondern den Gegenstand, wie oft sie auch bereits über ihn gedacht oder gesprochen haben mögen, von neuem untersuchen, so, als wüßten sie noch garnichts Feststehendes von ihm, und sich also mindestens für die Zeit der Untersuchung alles dessen entschlagen, was sie bisher über den Gegenstand anzunehmen gewohnt waren."

So weit für unseren Zweck. Wer nun ein Muster einer solchen folgerichtigen, voraussetzungslosen Darstellung lesen will, dem empfehle ich Lassalle's kleine Schrift.

Ich füge nun noch Einiges von meinem naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, hinzu.

Es ist gewiß ein saures Stück Arbeit, wenn wir eine hohe Thurmtreppe hinaufsteigen, auf der bald hier bald da eine Stufe schief liegt oder wol gar einige Stufen ganz fehlen. Genau derselbe Fall ist es mit einem Vortrag, geschrieben oder gesprochen, in welchem einzelne Gedankenstufen unklar sind oder ganz fehlen. In einem wissenschaftlichen Vortrage oder Buche sind Voraussetzungen solche holperigen oder mangelnden Stufen, über die der vorher mehr oder weniger unterrichtet Gewesene allerdings mit größerer oder geringerer Leichtigkeit hinwegsteigt; der Ununterrichtete aber strauchelt oder kommt wol garnicht mit fort.

Im naturwissenschaftlichen Unterricht, sei er gesprochen oder gedruckt, ist jede Voraussetzung, so weit sie nicht auf vorhandenem, vorausgegangenem Erlernen beruht, vollständig unzulässig, weil in ihm Alles auf sinnlicher Wahrnehmung als auf einer unentbehrlichen Grundlage aufgebaut ist. Wie die Körperwelt selbst aus einem unendlichen Maschenwerk in

innigem und nothwendigem Zusammenhang verbunden besteht, so reiht sich oder vielmehr so knüpft sich in dem Wissen von derselben ein Punkt an den anderen. Weniger als irgendwo — wenn anders es überhaupt möglich sein sollte — ist in der Naturwissenschaft mit dem absoluten Denken etwas zu erreichen. Eine gewisse naturphilosophische Schule hat damit kläglich Schiffbruch gelitten.

Vor Allem aber der naturgeschichtliche Volkslehrer darf in seinen Vorträgen und Schriften durchaus Nichts voraussetzen, weil er weiß, daß seine Zuhörer und Leser nur in einer verschwindend kleinen Minderheit das auch wirklich in sich tragen, was er zur Vermeidung breiter Weitschweifigkeit gar gern als bekannt voraussetzen möchte.

Dadurch wird die Aufgabe des naturgeschichtlichen Volkslehrers allerdings wahrhaft erdrückend erschwert. Die Leser seiner Schriften und namentlich seiner Aufsätze in Zeitschriften haben gewöhnlich keine Ahnung davon, welchen Aufwand von Fleiß und Nachsinnen sie erforderten. Je glatter und angenehmer sie sich lesen, je mehr für den Leser daraus der Gewinn von Belehrung hervorgeht, desto natürlicher und also auch desto zwangloser erschaffen, gewissermaßen wie von selbst geworden, erscheinen sie diesem, während sie das Erzeugniß langsamer, bedächtiger mühevoller Arbeit sind.

Was im sittlichen Umgang als ein Fehler erscheint, „es Allen recht machen zu wollen", ist für den wissenschaftlichen Volksschriftsteller innerhalb der Grenzen seiner Leserwelt eine Pflicht. „Innerhalb der Grenzen seiner Leserwelt" — hier liegt eine weitere Erschwerung der Aufgabe.

Das Lesen ist in unserer Zeit in immer weitere Kreise gedrungen, und innerhalb dieser ist der Bildungsstand natürlich verschiedener abgestuft, als früher. Die unteren Schichten des lesenden Volkes sind nicht in dem Grade in ihrer Vorbildung

zu einem nutzbringenden Lesen vorgeschritten, als die höheren. Dies hat zur Folge, daß die wissenschaftliche Volksliteratur in entsprechende Abstufungen zerfallen ist, von Preis und Ausstattung, bis zu Inhalt und Darstellungsform der Bücher, mit den beiden Endpunkten der „Löschpapier-“ und der „Salontisch-Literatur.“ So giebt es naturgeschichtliche Volksbücher über dieselben Abschnitte der Wissenschaft von sehr großer Verschiedenheit der Darstellung. Wir nennen als Beispiele einerseits die Heftchen von Bernstein und andrerseits Schleidens „Die Pflanze und ihr Leben.“

Ist es denn aber unmöglich, so zu schreiben, daß alle Schichten des Volkes das Buch mit Nutzen und Erfolg lesen können, etwa Diejenigen ausgenommen, deren Vorbildung über ein nothdürftiges Lesenkönnen überhaupt nicht hinausgeht? Ich hielt dies schon damals für möglich und habe wenigstens der Lösung dieser Aufgabe in allen meinen Schriften nachgestrebt, am erfolgreichsten vielleicht in meinem Buche „Der Mensch im Spiegel der Natur“, welches in allen Volksschichten gleicherweise gern gelesen zu werden scheint.

Allerdings kommt es dabei vor, daß man bei dem Schreiben den Bildungsstand seiner Leser bald höher bald tiefer auffaßt. Eine Bedingung ist aber dazu immer erforderlich, die nämlich, daß man sich bei der Arbeit immer von seinen Lesern geistig umgeben fühlen, diese lauschend neben sich stehen sehen, bald auf diesem, bald auf jenem Gesicht eine fragende, eine Verständniß aussprechende, eine zunickende Miene oder auch einen verschlossenen Sinn, der noch tiefer angeregt sein will, schauen und erkennen muß. Nur dann wird der Vortrag lebendig, sieht auch der Leser, wenn er das Buch in der Hand hat, den Verfasser leibhaft neben sich, wird das geschriebene nahezu ein lebendiges Wort des Mundes.

Diese Stimmung des Schreibenden führt mit Noth-

wendigkeit zu zwei Wegen der Aushülfe in der Darstellungs-form, die aber dann aufhören bloße Behelfe zu sein. Der eine ist die Einkleidung der Gedanken in die Form der Frage, denn diese ergreift den Leser tiefer, weil sie ihn zur Antwort aufruft, und er sich also persönlich in der unmittelbaren Nähe des Verfassers fühlt. Der andere Weg ist mir freilich ein-mal von einem der anerkanntesten Volksschriftsteller zum Vor-wurf der Unwahrheit gemacht worden; er besteht in der dann und wann angewendeten Einschaltung: „wie bekannt", „wie wir Alle wissen." Nein, sagte Jener, es ist nicht bekannt. Das wußte ich allerdings eben so gut als Jener; ich durfte es jedoch sagen, weil ich mich eben bemühte, für den Gebil-deten und für den weniger Gebildeten zugleich zu schreiben. Da schien es mir nicht blos zulässig, bei dem Ersteren diese Voraussetzung machen zu dürfen, sondern es dünkte mir auch als eine Pflicht, ihm nicht zuzutrauen, daß er es nicht wisse. Der minder Gebildete, der es nicht wußte, mochte sich dabei immerhin sagen: ich habe es nicht gewußt. Was schadete das? In anderen Fällen wird er aber auch erinnert worden sein, daß er es wisse, ohne dieses sein Wissen gekannt zu haben; denn wir haben oft Gelegenheit, in uns kleine unbewußte Wissenbesitze durch solche äußere Hindeutungen zu entdecken, welche der von uns nicht überwachte oder geleitete Sinnen-verkehr mit der Außenwelt in unserem Hirn niedergelegt hatte.

Im Einklang mit meiner Anschauung von der Natur als „unser Aller mütterlicher Heimat" hatte ich meine Ge-schichte der Erde*) dem häuslichen Heerde unseres Volkes ge-widmet. Diese Widmung erwähne ich hier, weil sie eine Auffassung der Erdgeschichte ausspricht, welche allein richtig

*) Von welcher im Jahre 1863 eine neue Auflage erschienen ist.

erscheint, wenn es sich um eine allverständliche Darstellung derselben handelt:

„Dich häuslicher Heerd, pflegt man zu nennen, wenn man die Blüte menschlichen Seins bezeichnen will: die in Liebe und gemeinsamem Streben verbundene Familie. Du bist der Kreis, in dessen Mittelpunkte die Zaubermacht ruht, welche verwandte Glieder zum einigen Leibe zusammenhält und das vom Leben der Außenwelt Angezogene immer wieder in sich zurückzieht. Du bist also der wahre Mikrokosmus, gegenüber dem Makrokosmus des Erdballs, welcher ebenfalls Nichts entrinnen läßt, was er als sein mit dem Mantel seiner Liebe, der Atmosphäre, umhüllt. Bin ich demnach nicht recht eigentlich verpflichtet, auf Dir mein Buch niederzulegen, welches die Geschichte des großen allgemeinen häuslichen Heerdes malt? Siehe, die Bilder der Familien-Ahnen an Deinen Wänden, die veralteten Formen der sorgsam aufbewahrten Geschirre in Deinen eichenen Schreinen — sind sie nicht die Denkmäler Deiner Geschichte, wie es für die Erdgeschichte die erloschenen Formen der Versteinerungen in den fest verschlossenen Felsenbehältern sind? — Dir also, Du lieber treuer Freund, sei mein Buch geweiht. Rufe die Deinigen zusammen und lege es ihnen in die Hand, auf daß sie daraus im Vergleiche Deiner mit Deinem großen Vorbilde Deinen und ihren Werth und wahre Bedeutung empfinden.“ —

Nicht blos Hüte und Bänder wechseln nach der „Mode,“ sondern auch die Schriftsteller sind der veränderlichen Neigung der Leser unterworfen. Die Ursache dieser leidigen Thatsache beruht großentheils ebenso auf dem Geschmack, als bei jenen, nur daß derselbe dabei etwas bestimmter begründet ist. —

Es ist mit der literarischen Geschmacksrichtung des Volkes eine eigene Sache. Wie bei jeder Befriedigung des Bedürfnisses so ist es auch hier schwer zu entscheiden, wie groß der

Antheil des fordernden Geschmackes bei der Herausforderung der Befriedigung schaffenden Arbeit sei. Nachdem aber einmal der Anstoß gegeben ist, kehrt sich gewöhnlich bald das ursachliche Verhältniß um: das Bedürfniß wächst mit der Befriedigung.

Es wäre schlimm, wenn es in der Schriftstellerei anders wäre, denn dann gäbe sie ihren Lehrberuf auf und würde zur Fröhnerin jeglichen Gelüstes. Freilich giebt es solcher Frohnarbeiter nur zu viele und die Leihbibliotheken sind oft nichts weiter, als geistige Schnapsläden, wo arme Köpfe sich für einen Dreier literarischen Fusel holen.

Der Gedanke lag sehr nahe, „Vereine zur Beschaffung guter Volksbücher“ zu gründen; wenn nur ihre Volksbücher immer gute wären! Diese Vereine verfolgten meist eine Parteirichtung und zwar eine staatlich und kirchlich reaktionäre, und stellten sich dabei auf einen väterlich-schulmeisterlichen Standpunkt, von dem aus sie salbungsvoll ihr Evangelium der „guten Volksbücher“ verkündeten, welches aber deutlich genug lautet: „nun komm her, du unwissendes, zu allerlei Ketzerei hinneigendes Volk, wir wollen uns deiner annehmen, daß du nicht in Anfechtung fallest.“ Das war dabei noch das beste, denn das Volk wurde stutzig, „merkte die Absicht und wurde verstimmt.“ Den Meisten sind die auf Löschpapier gedruckten, in grauem Kittel einhergehenden „guten Volksbücher“ doch „umsonst zu theuer.“

Der Zweck solcher Volksbücher, der aus jeder Seite grell hervorblitzt und klingelt wie die messingenen Zierrathen am Geschirr des schwarzwälder Gaules, ist weniger ein für das Leben belehrender, praktisch nützender, zum selbstständigen Weiterdenken befähigender, als vielmehr ein sich in moralischen und Haus-Recepten bewegender. Aus ihnen liest sich immer heraus: siehe, liebes Volk, das mußt du so und so machen,

sonst bist du zeitlich und ewiglich verloren. Dabei werden den großen Kindern moralische Struwelpeters vorgehalten, für die man Kleinkinderverstand haben muß, wenn man sich nicht darüber ärgern soll. Die Lehre vom abschreckenden Beispiel, eben so wie die vom leuchtenden Vorbild, wird in diesen „guten Volksbüchern" in einer so plumpen Weise gepredigt, daß man daraus deutlich merken kann, wie man das Volk für ein Kind ansieht, denn man behandelt es wie ein Kind und — will wahrscheinlich auch, daß es sein Leben lang ein Staats- und Kirchenkind bleibe.

Der „christlich-germanische Staatsgedanke," ein aus vier herrlichen Begriffen zusammengeflicktes Begriffsmonstrum, durchzieht wie Kellerluft einen ganzen großen für das arme Volk bestimmten Literaturhaufen, geistige Kartoffeln, die wie die wirklichen zwar satt aber nicht froh machen, leider aber zuletzt das Begehren besserer Kost ertödten.

Die zwei Mächte, die sich um den Besitz und die Führung des Volkes streiten, der absolutistische Feudalismus und die demokratische Intelligenz, zeigen ein sehr ungleiches Streben zur Erreichung ihrer Ziele. Jener befolgt die, freilich sehr nahe liegende, Klugheit, Mittel zu wollen, da er den Zweck will; diese will den Zweck ohne Mittel erreichen. Das heißt: jener hat sich der Volksliteratur bemächtigt, diese hat es verabsäumt.

Die dem deutschen Volke sowol von gegnerischer, als auch nicht selten selbst von unserer Seite abgesprochene „Reife" wird es — so weit sie ihm wirklich fehlt — nicht anders erreichen, als durch Unterricht, mündlichen und geschriebenen. Die gegnerische Seite wird sich wol hüten, etwas Rechtes dafür zu thun. Die andere thut nichts dafür — weshalb? Ja, weshalb! Das ist schwer zu sagen, ohne der Volkspartei *)

*) Roßmäßler meinte die damals in vollster Blüte stehende Fortschrittspartei, welcher er mancherlei Vorwürfe zu machen hatte; doch sind

etwas Unangenehmes vorzuwerfen, denn man muß dabei von Gedankenlosigkeit und von Mangel an Eifer sprechen.

Es ist freilich ein kolossales Stück Arbeit, eine Volksliteratur, eine den Charakter und den Geist bildende und stärkende Volksliteratur, zu schaffen und sie auch wirklich in alle Schichten, namentlich in die unteren dringen zu machen. Solche Volksbücher müssen ein geistiges Modebedürfniß werden, und damit sie dies werden können, müssen sie auch dazu geeignet sein.

Darüber brauche ich wohl kein Wort weiter zu verlieren, daß die Volkspartei den Nutzen einer guten Volksliteratur anerkennen müsse und auch wirklich anerkenne.

Wem es um den Fortschritt des Volkes zu dem humanen Ziele zu thun ist, der wird auch nicht vergessen, daß ein Fortschritt nur dann ein Vorwärts ist, wenn der Fuß auf der neu gewonnenen Stelle *feststeht*. Bleibt er aber fest, wenn man durch politisches Agitiren Jemand auf eine etwas weiter vorliegende Parteistellung gebracht hat? Nein, und abermals nein! Wenn die Parteistellung nicht auf klarem Erkennen ihrer Grundsätze beruht, wird der Fuß, weit entfernt fest zu stehen, leicht wieder zurückgehen, aus Lauheit entweder zurückgleiten, oder von der entgegengesetzten Macht zurückgezogen.

An einem andern Orte habe ich das Wesen des deutschen Volkes zu zeichnen versucht. „*Das deutsche Volk ist wie kein zweites ein Volk aus Einem Gusse, und will als solches genommen sein.*

„Das deutsche Volk hat den Kampf kirchlicher Reformation begonnen und durchgefochten und steht noch mitten darin; das deutsche Volk hat auf dem Gebiete der Wissen-

seine Worte ja auch für jede andere unserer liberalen Parteien überhaupt zutreffend. D. H.

schaft das Höchste geleistet; das deutsche Volk hat in den Freiheitskriegen zur Wahrung seiner nationalen Selbstständigkeit die höchste Anstrengung gemacht, die je ein Volk gemacht hat.*)

„Dies deutet klar genug auf die drei Grundzüge unseres Wesens. Das deutsche Volk ist ein Volk von religiösem Bewußtsein, von unbegrenztem Wissensdrang und von opfermuthigem Freiheitsgefühl.“**)

Ist es ein Wunder, daß dieses Volk sich gern belehrt und daher eifrig liest?

Dann muß es auch seinen Freunden, seinen Förderern eine Mahnung sein, dafür zu sorgen, daß ihm etwas Bildendes zu lesen geboten werde.

Mit Ausnahme weniger einseitig politischer Versuche ist diese Aufgabe bisher noch nicht als Pflicht einer ganzen Partei behandelt, sondern den Einzelnen überlassen worden, während unsere Widersacher sich das Erstreben dieses Zieles in ihrem Sinne mit vereinten Kräften sehr angelegen sein lassen, unsere und der Volksbildung Widersacher, welche sich dadurch deutlich genug kennzeichnen, daß sie aus Aufklärung das Schandwort „Aufkläricht“ gemacht haben.

Darum auf! schaffen wir mit vereinten Kräften die Mittel, die furchtbare Kluft auszufüllen, welche zwischen der deutschen Wissenschaft und dem deutschen Volksleben besteht! Kurz, klar und gefällig in der Form, frei und erfrischend,

---

*) Hier dürfen wir wol dem lebhaften Bedauern Ausdruck geben, daß dieser warme Freund des deutschen Volkes nicht die große Zeit des Krieges der Jahre 1870—71 erlebt hat; er würde sein Urtheil über das deutsche Volk glänzend bestätigt gefunden haben. D. H.

**) Vergl. die kleine Schrift: Die Fortschrittspartei und die Volksbildung. (Berlin 1862, bei Otto Janke.)

aufklärend und ausrüstend im Inhalt seien unsere Gaben, auf welche das Volk, dessen können wir gewiß sein, mit Ungeduld wartet.

Wenn ich im Vorstehenden meinem eifrigsten Bestreben Worte zu geben versucht habe, so konnte ich mir selbst nicht verhehlen, daß meiner Geschichte der Erde, um einer solchen Volksliteratur mit Fug und Recht beigezählt zu werden, schon von vornherein der hohe Preis im Wege gestanden haben würde. Ich dachte mir die Herstellung einer Volksliteratur unter solchen Bedingungen, daß ihnen kaum von einem einzelnen Unternehmer zu genügen sein möchte, wenn diesem nicht ein bedeutendes Kapital, großartige Auffassung und vor allen opferbereite Begeisterung dafür zur Seite steht. Die Vereinigung dieser drei Bedingungen gehört auf dem Gebiete des deutschen Buchhandels zu den allergrößten Seltenheiten, und daher vermag dieser wol gute volksthümliche Bücher zu einem leidlich billigen Preise ziemlich gut auszustatten, aber kaum einem Unternehmen zu genügen, wie es mir vorschwebte und wie es nur durch vereinte Volkskraft, geleitet durch Männer des tiefen Erfassens, zu verwirklichen sein wird.

Während ich mit der Bearbeitung meiner „Geschichte der Erde" beschäftigt war, bewegte mich der Gedanke auf das lebhafteste, eine naturgeschichtliche Volksliteratur zu beschaffen und er reifte bald zur Ausführung, welche freilich meinen eigenen Anforderungen doch noch nicht vollständig entsprechen konnte. Im Februar d. J. 1856 erließ ich ein gedrucktes Rundschreiben an solche Männer, denen ich die Eigenschaften eines naturgeschichtlichen Volksschriftstellers zutraute, um sie zur Mitarbeiterschaft an einer Reihe von „Büchern der Natur" einzuladen. Ich fand ein williges Gehör und so erschienen in schneller Aufeinanderfolge die folgenden Schriften unter dem Gesammttitel „Bücher der Natur" bei Ernst Keil in Leipzig:

1. Dr. H. Hirzel, „Grundzüge der Chemie“ (1857); — 2. Berthold Sigismund, „Die Familie als Schule der Natur“ (1857); — 3. Dr. Ludwig Meyn, „Das Salz im Haushalte der Natur und des Menschen“ (1857); — 4. A. Dräger, „Die Natur des Hochgebirges“ (1857); — 5. Dr. Ludwig Heros, „Die deutschen Giftpflanzen“; — 6. Dr. Heinrich Birnbaum, „Das Wasser und seine Quellen“ (1858); — und 7. Dr. H. W. Scharlau, „Die Nahrungsmittel und die Ernährung“ (1858). Obgleich der Preis (12 Ngr.) äußerst niedrig und die Ausstattung sehr gut war — die „Giftpflanzen“ haben bei gleichem Preise 35 Holzschnitte mit Hunderten von Figuren — so ermuthigte doch der Absatz den Verleger nicht zu weiterer Fortsetzung des Unternehmens, an welchem ich selber mich nur als Herausgeber, nicht als Mitarbeiter betheiligt hatte.

Mußte ich auch meinen sehnlichen Wunsch, eine naturgeschichtliche Volksliteratur erstehen zu sehen, an diesem mißlungenen Versuche vorläufig scheitern sehen, so gab ich ihn doch nicht auf, sondern kam später, wenigstens im Gespräch wie im öffentlichen Vortrag und in meinen Schriften immer wieder darauf zurück.

Was mir vor Abfassung meiner „Geschichte der Erde“ nicht vergönnt war: in der lebendigen Natur selbst und nicht blos in Sammlungen und Büchern geologische Studien zu machen, das war mir bei einer andern Arbeit beschieden. Diese wurde mir wieder übertragen und ich hatte also schnell nach einander noch einmal Gelegenheit, die Zulässigkeit dieser bereits vorhin ausführlich erörterten Frage zu prüfen.

„Naturgeschichte des Wassers, vom Tropfen bis zum Meere, seiner Thier- und Pflanzenwelt“ sollte nach §. 1 des am 6. August des Jahres 1856 abgeschlossenen Vertrags das wiederum bestellte Buch heißen und am 17. August schon war ich auf der Reise nach der Schweiz,

wo das Wasser, wenigstens das süße Wasser, in drei seiner herrlichsten Gestalten gebietet: als Alpensee, als Wasserfall und als Gletscher.

Zwischen diesem 6. August d. J. 1856 und dem September d. J. 1857, dem Datum des Vorwortes, liegt für mich ein Jahr des beflissensten Schaffens, gestützt auf mühsames Studium, welches mich zum Theil in ganz neue Gebiete der Wissenschaft führte, und gewürzt und darum täglich neu gekräftigt durch alte und frische Reise-Erinnerungen, welche sich in dem Worte Wasser vereinigten, wie sich die ganze unendliche Sonne in einem klaren Thautropfen abspiegelt.

Wenn dort oben der Hochschnee um die Zinne des unersteiglichen Alpenhorns wirbelt, so steht ihm ein langer Weg, eine vielgliedrige Kette von Wandlungen bevor, ehe er als schiffetragender Fluß im Weltmeere zur Ruhe kommt. Aehnlich dünkte mir der Weg meiner Arbeit, wenn ich jetzt mein Buch aufschlage und bald mit erinnerungsreicher und dankbarer Freude weiß, oft aber mich auch nicht mehr erinnere, von welcher Seite mir dieser oder jener Zufluß kam.

Als ich am 23. September in Friedrichshafen wieder deutschen Boden betrat, war bereits in meinen Arbeitsgedanken, die ich mit heim brachte, von jenem wortreichen Titel nichts weiter übrig geblieben als „Das Wasser"; jeder Beisatz kam mir kindisch, läppisch vor — etwa wie Kuppeln und Strebepfeiler, welche schwache Menschenhand in die gewaltigen Flanken des Finsteraarhorns künsteln möchte. Bereits dämmerte in mir das Schlußwort an die Leser meines Buches: „Wenn ich so glücklich sein sollte, Einem von Euch zum ersten Male den Gedanken aus der Zerstreuung des Lebens ganz und fest auf das Wasser gerichtet zu haben, so durchbebt ihn nun wol das Gefühl, welches in Worten lauten würde: Das ist das

Wasser!" Ich wußte bereits, daß ich das Buch vom Grunde meines nur von dem Gedanken des gewaltigen Elementes erfüllten Innern heraus aufbauen werde, wenn ich gleich bereits eben so gewiß vorher ermessen konnte, daß ich viele Bausteine dazu von außen her werde entlehnen müssen, ohne jedoch bestimmt daran zu denken, wo, wer und was dieses Außen sein werde.

Hier fühle ich mich dazu verpflichtet, einzugestehen, oder da es eines Eingeständnisses des Niemand Unbekannten nicht bedarf, daran zu erinnern, daß es nur äußerst wenige und am wenigsten wissenschaftliche Volksbücher giebt, welche durchaus das geistige Eigenthum ihres Verfassers sind; dies wären allenfalls nur solche, die ich etwa im Gefängniß geschrieben hätte, blos mit Tinte, Feder und Papier eingeschlossen. So kann nur der Dichter schaffen, der allein aus dem Born seiner Phantasie schöpft. Das Wissen ist ein geistiges Arsenal, zu dem jeder rechte Kämpfer Zutritt hat, um sich Waffen zu holen zum Angriff auf die Unwissenheit. Die Kunst der Kriegführung ist es, die der Kämpfer verstehen muß, er hat den Schlachtplan zu machen nnd die rechten Waffen auszuwählen und sie in rechter Weise zu führen. Jene Zusammenstoppler, die in der feiner klingenden Bezeichnung „Kompilatoren" sich wahrlich nicht tüchtiger zeigen, das sind die Falstaffs in der Geistesschlacht. —

Das kleine gewaltige Land der freien Schweizer, dessen heiligen Boden ich in Romanshorn betrat, übte auf mich einen Einfluß aus, von dessen Größe sich selbst meine hingebende Erwartung keine Vorstellung gemacht hatte, und außer dem geistigen Material zu diesem Buche brachte ich noch die klare Empfindung eines Erledigung fordernden Bedürfnisses mit heim: einer geologisch kolorirten Reisekarte von der Schweiz und eines naturwissenschaftlichen Reiseführers. Dem

letzteren Mangel hat seitdem wenigstens in einigem Grade, aber noch lange nicht genügend, Berlepsch abgeholfen („Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz," Hildburghausen im bibliogr. Institut 1862 erste und 1863 zweite Auflage*). Von einem mitgebrachten kleinen Wissenskapital kann der Schweizer-Tourist mit jedem Schritt rechts und links wucherische Zinsen erheben, während die ohne diese Habe Reisenden unter der Wucht der gewaltigen Naturpracht schier erliegen, während sich Jene dieselbe durch Vergeistigung erleichtern und zum hohen Genusse machen können.

Meine Reisefreuden und Genüsse wurden dadurch wesentlich erhöht, daß über diese Gewalt der Alpennatur nicht die Macht eines Einzelherrschers, wenn auch durch eine Scheinbetheiligung des Volkswillens kaum beschränkt, gebietet, sondern daß hier ein freies Volk nur allein über sich selber zu befehlen hat.

Gleich der erste Eindruck, als ich in Romanshorn das Dampfboot verließ, ward mir zu einem beschämenden Uebertritt aus dem Polizeistaat in das Land der Freiheit: geduldig und wohlgeschult stellte ich mich den Grenzbeamten zur Verfügung, und als ich bemerkte, daß diese sich weder um meine Person noch um meinen ansehnlichen Reisesack kümmerten, schlich ich mich beschämt von dannen. Wie der Bodensee den Rhein von aller Unreinigkeit seines langen Weges läutert, so schien er von mir allen Schmutz der angeborenen Verdächtigkeit abgewaschen zu haben. Vier volle Wochen lang ruhte kein Polizeiauge auf mir; erst in Friedrichshafen lächelte mich dasselbe wieder an und blickte, mit stiller Entrüstung, in meinen unberührt gebliebenen Reisepaß.

Der Weg über Winterthur nach Zürich zeigte in der

*) Dasselbe ist seitdem neu bearbeitet in zahlreichen Auflagen erschienen.

dampfschnell durchflogenen Strecke noch keine eigentliche Alpennatur, so daß ich in Zürich am blauen Seespiegel noch ganz empfänglich war, für die Berührung mit alten und neuen Freunden, welche dort größtentheils als Verbannte lebten. Dort fand ich auch meinen Freund Moleschott wieder und in dessen Hause Georg Herwegh und Otto Volger. Wie viel tüchtige Geister leben jenseit deutscher Grenzen, die dem Vaterlande theils als Flüchtlinge sich entzogen, theils in der Schweiz freiere Regung für ihre Kraft suchten.*) Manche meiner Parlamentsgenossen, namentlich Temme und Heinrich Simon waren leider von Zürich abwesend, so daß Letzterer für mich sein Bild, als eines der fünf von mir mit gewählten Reichsregentschaftsmitglieder, mit auf den Grund des Wallensees hinabgenommen hat, denn ich fand später niemals wieder Gelegenheit, mit ihm zusammenzutreffen. Den geistvollen Nauwerk traf ich als Cigarrenhändler, den strengen Denker Gustav Adolf Wislicenus als milden Lenker der Jugend.

Durch einen Ausflug nach dem benachbarten Uetliberg, in Moleschott's und Volger's Begleitung weihete ich mich zum weiteren Vordringen in den Tempel der Alpenwelt. Im Aufsteigen zu der unbedeutenden Höhe (2687 Fuß) war es keine Alpenpflanze, welche aus der Pflanzenwelt auf dem schweizer Boden meine Aufmerksamkeit zuerst fesselte, sondern ein auch in Deutschland vorkommender Schachtelhalm, Equisetum Telmateja, dessen schlanke, mannshohe, fast weiße Schäfte mit ihren Quirlstaffeln von feiner Belaubung sich im Dunkel der Gebüsche aufrecht erhalten mußten. Die weite Umschau, welche oben bis in das Berner Oberland dringt,

---

*) Seitdem sind sie sämmtlich keine Verbannten mehr, denn die Rückkehr nach der deutschen Heimat steht ja Jedem von ihnen frei. D. H.

war leicht umflort, ließ uns jedoch durch den Schleier die Umrisse des gewaltigen Alpenantlitzes erkennen.

Der Blick vom Uetli mahnte zum Vorwärts, denn fast dünkten mir die fünf, für Zürich und meine Freunde verwendeten Tage ein Raub an meiner Aufgabe, und in diesen Tagen hatte ich es Moleschott nicht abschlagen dürfen, in seinem physiologischen Laboratorium einer Vivisektion an einem Kaninchen beizuwohnen, um Zeuge zu sein, vom Eindringen der Pigmentkörperchen der Chorioidea eines Ochsenauges in die Epithelzellen des Darmes. Das grausame Experiment war mir eine Qual und ich brachte meinem Freunde ein großes Opfer damit, daß ich dabei anwesend war; jedoch las ich in der schmerzlichen Miene desselben, zu meiner Freude, menschliches Gefühl neben der Spannung des Forschers.

Des Wassers wegen reiste ich und als ich am Mittage des 23. August mit dem Boot abfuhr, schien mich das Wasser zu begrüßen und das ließ ich mir auf dem Verdeck gern gefallen. Duft, Nebel, Regen wechselten, der Zeit und den Fernen nach, mit Sonnenschein und Himmelsbläue; die großen Regentropfen trieben auf dem blauen Seespiegel ein reizendes Spiel, indem jeder beim Auffallen eine schnell wieder vergehende große Halbkugel bildete. In Richterschwyl begann das Wetter sich aufzuklären. Die Post hatte kaum noch ein Plätzchen für mich auf dem Kutschbocke übrig; doch um so besser genoß ich oben von der Höhe herab die Nebelbilder, die der tief unten liegende See und seine Ufer in wechselvollem Spiel zeigten. In Biberbruck, wo sich der Weg theilt, sah ich links von weitem die stattliche Wohnung der Konkurrentin von la nuestra Señora del Monserrate, welcher Letzteren ich auf ihrem Felsenthrone vor drei Jahren einen Besuch abgestattet hatte, nämlich das Kloster Einsiedeln. Hier hatte der gemüthliche Padre Servero, den ich im

Kloster des Monserrat kennen gelernt, in zwei Jahren der Verbannung das Deutsch gelernt, womit er mich auf dem Monserrat überraschte. Das kurze Stück Poststraße von Biberbruck nach dem Kloster, von wo diese nicht weiter führt, ist ein Abweg für 150,000 Menschenkinder, die auf ihm alljährlich zu dem in Frauengestalt geschnitzten Stück schwarzen Holzes wallfahrten, um von ihm etwas zu erflehen, wovon die Naturwissenschaft nichts weiß — ein Wunder. Und dennoch machte die Beziehung zu Don Luis, wie der weltliche Name des Padre Servero war, mir den Blick auf das Kloster lieb.

Da höre ich hinter mir im Innern des Wagens eine bekannte Frauenstimme. Ich täuschte mich nicht, es war Louise Otto, die thätige Schriftstellerin, mit der ich daheim in denselben Ringmauern wohnte, die in Begleitung einer Freundin, hier am Kloster Einsiedeln vorüber, eine Wallfahrt nach dem Allerheiligsten Europa's machte.

In Schwyz fiel mir das sic vos non vobis ein. Ein oberhalb der Stadt liegendes palastähnliches Gebäude war für die Herren Jesuiten erbauet, aber der Sonderbundskrieg des Jahres 1847 hatte bewirkt, daß anstatt ihrer ein Häuflein munterer Gymnasiasten mit ihren Lehrern einzog. Die schäumende Muotta in ihrem felsenstarrenden Thale wurde überschritten und die nun bald bevorstehende Ankunft am Ufer des Vierwaldstädter See's steigerte sich zur erwartungsvollsten Spannung.

Endlich, nach achtstündiger Fahrt, von Richterschwyl her, war Brunnen erreicht. Ein feiner nebelhafter Regen umdüsterte die Höhen, und mit einigem Bangen vor einer Beeinträchtigung eilte ich mit den beiden Frauen hinaus an das Ufer. Das Städtchen tritt dicht an dasselbe heran und man erblickt den Seespiegel erst, wenn man an seinem Rande steht.

Meine Befürchtung war unbegründet. Wir sahen zwar nicht in voller Deutlichkeit die himmelhohe Umrahmung des See's; diese lag vielmehr hinter den über dem Wasserspiegel wogenden und wallenden Nebelmassen, die nur bald hier bald dort einen flüchtigen Durchblick öffneten. Doch wollten wir heute ja nur den Seespiegel sehen und es war, als habe uns dieser einen festlichen Empfang bereitet. Zwischen Brunnen und der gegenüberliegenden senkrechten Felsenwand, links und rechts in nebelverhüllte Ferne verschwimmend, lag in vollkommenster Ruhe die flüssige Wiesenmatte, denn Grün, das leuchtendste Grün, wie es so rein die sonnenbeschienene Wiese kaum von sich rühmen kann, ist die Farbe des Vierwaldstädter See's, dieses herrlichsten und geschichtlich denkwürdigsten aller Schweizer See'n. Besonders der eben vor unsern trunkenen Blicken ausgebreitete östlichste Theil, Urner See genannt, der den Grund eines ungeheuren Felsenrisses ausfüllt, ist über alle Beschreibung großartig. Vielleicht trägt seine enge Umfriedigung von himmelhohen steilen Felsenwänden dazu bei, die Farbe des Wassers in ihrem vollen Glanze hervortreten zu lassen. Es ist ja wol noch ein Geheimniß, eins der schönsten Geheimnisse der Wasserwelt, welche Ursachen die Farbe der Alpenseen bedingen.

Der mehr aquamarinblaue Züricher See trat vor dieser Pracht des Vierwaldstädter in den Hintergrund und ich feierte am Abend des 23. August eine Weihestunde, wie sie mir meine Reisen erhabener und zugleich freundlicher niemals geboten hatten. Das „Wasser" hatte ich selbst im Meere noch niemals persönlicher gesehen. Hier erschien es mir wie das Weihwasser für meine Arbeit, Auge und Sinn badeten sich in seiner wundervollen Schönheit.

Die Nacht hindurch hatte es sich abgeregnet, und als ich mit meinen beiden Reisegefährtinnen am frühen Morgen

wieder an das Ufer trat, um das von Luzern herkommende Dampfboot zu erwarten, da erschien uns Allen der See noch herrlicher als gestern. Die Morgennebel hatten sich zusammengeballt und schwebten als lockere Haufwolken schon hoch oben um die Flanken der Bergwände; von Flüelen her blitzten die Morgenstrahlen durch die Nebelmassen auf den Spiegel des Sees herab, so daß die beleuchteten Stellen tief hinab grün durchglüht waren und der ganze See einem Smaragd glich, dessen Facetten in verschiedenem Glanze leuchten. Ueber die gegenüberliegende Wand blickte die blendende Spitze des Urirothstocks herab, ganz nahe, als ob jene der Fuß für ihn sei. Zum erstenmale mußte ich mich von meiner Karte belehren lassen, über die Fernentäuschung der klaren Alpenluft, welche das Ferne in täuschende Nähe rückt.

Der Seligste von Allen, die das Boot aufnahm, war ich ohne allen Zweifel. In stummer Morgenandacht beugte ich mich vor der gerade in diesem Winkel des herrlichen See's majestätisch schönen Alpennatur. Das Dampfboot fuhr nach links hin, der Morgensonne entgegen. Bald erschien auf „Tells Platte“ die „Tellskapelle“ aus schattender Belaubung herübergrüßend; das „Rütli“ mußte hier oben auch in der Nähe sein, auch der aus dem See aufragende Felsenkegel des „Mythenstein“, dem die Urkantone im Jahre 1860 Schillers ewiges Gedächtniß einmeiselten. So mußte sich ja zu dem Entzücken über die Pracht des Ortes auch noch der Hauch von Schillers freiheitglühendem Geiste gesellen, denen als Dritter im Bunde der wissenschaftliche Genuß nicht lange fehlen sollte. Gen Flüelen dampfend, kam das Boot an eine schmale, aber doch wol immer noch eine Viertelstunde breite Stelle des See's, beiderseits von hohen senkrechten Felsen, der Kreideformation zuzurechnen, eingeschlossen. Hier machte ich meine Begleiterinnen auf diese Felsen aufmerksam und

glaubte, Großes mit Kleinem vergleichend, mich eines Gleichnisses bedienen zu dürfen. „Zerschneiden Sie ein Stück Bandtorte und schieben Sie die beiden Stücke mit dem Messer auseinander, so sehen Sie etwas Aehnliches wie hier. Wie an jenen Streifen an Streifen paßt, so sehen Sie hier links und rechts an den Felsen gewundene Streifen der Schichten, aus denen sie zusammengesetzt sind. Die Streifen der linken Seite entsprechen genau denen der rechten Seite, und wir können nicht daran zweifeln, daß beide Wände der Felsenufer einstmals Eins waren. Eine furchtbare Gewalt spaltete den Felsenberg, und zwischen die weit auseinander geschobenen Spaltflächen ergoß sich der See. Wir fahren hier zwischen einem der berühmtesten Doppelprofile hindurch, welche die Geologie kennt."

Während ich über dies und Anderes meine beiden Begleiterinnen belehrte, hatte ein Mann im langen, weißen Reitermantel, an einen Radkasten gelehnt, und aufmerksam zuhörend, mich scharf angesehen, so daß es mir fast peinlich geworden, daß mir ein österreichischer Reiteroffizier, der er sein mußte, solche Aufmerksamkeit schenkte. Jetzt trat der Mann auf mich zu und sagte: „nun habe ich endlich heraus, wer Sie sind. Ich konnte mich nicht besinnen, wo ich Sie gesehen habe; jetzt weiß ich es; was Sie eben den Damen erklärten, hat mich darauf gebracht." Er nannte meinen Namen und fügte hinzu, daß er vor fünf Jahren meine geologischen Vorlesungen in Mainz gehört habe.

Es giebt kaum eine traulichere Veranlassung, eine vor langer Zeit angeknüpfte, als gemacht eigentlich kaum zu betrachtende flüchtige Bekanntschaft zu erneuern, als diese war: die Besprechung einer der erhabensten, von der Morgen- und von der Wissenschafts-Sonne beleuchteten Stelle der Alpenwelt. —

Seitdem das Boot in die fast rein mittägige Linie des

Urner See's eingetreten war, baute sich als Schlußstein der felsenumhegten Fernsicht im Vorblick auf Flüelen die firngekrönte Pyramide des 9466 Fuß hohen Bristenstocks empor, der, wie wenige andere Bergkolosse der Schweiz, seine klassisch edle Gestalt zu freier unbeeinträchtigter Geltung bringt. In Flüelen, am südlichen Endpunkte des vielgliedrigen und daher mit vielen Theilungsnamen benannten Vierwaldstädter See's, wartete ich ohne das Boot zu verlassen, auf dessen Umkehr gen Luzern.

Die Leser muß ich bitten, mich im Stillen bis dahin zu begleiten, denn es kann ja nicht meine Absicht sein, hier eine Schweizer-Reise zu beschreiben. Wie es unter dem Deck der schweizerischen See-Dampfboote aussieht, ob noch prächtiger, als auf den rheinischen, oder noch unsauberer, als auf den Rhone-Booten, davon habe ich nichts gesehen. Während der ziemlich 3 Stunden lang währenden Fahrt wich mein Fuß nicht von dem Schiffsschnabel und mein Auge nicht von der Pracht, die unter mir heraufgrünte, vor, hinter mir, rechts, links sich mir darbot. Später erfuhr ich, daß dieser herrliche Sonntag noch eine andere Weihe über mich gebracht hatte: im fernen Amerika war an diesem Tage meine Tochter eines Mägdleins genesen. Ich hatte eine herrliche Großvater-Fahrt gemacht.

Luzern wimmelte von Fremden. Die günstigste Reisezeit hatte soeben begonnen und es war, als ob ein Platzregen von Reisenden sich über die Schweiz ergossen habe, der nun ihre Thäler entlang in Strömen sich verbreitete und in den reizenden Thalkesseln auf kurze Zeit verweilte, um dann weiter zu rinnen.

Jetzt war ich in Luzern, an einer der Pforten des Berner Oberlandes, durch welche hindurch zu schreiten, es mich mit unwiderstehlicher Gewalt drängte. Darum sah ich von Luzern

wenig, nicht einmal den in eine Felsenwand eingemeißelten Löwen, und dadurch habe ich freilich den Genuß eines anerkannten Kunstwerks entbehrt — dafür aber auch eine unrühmliche Verewigung des endlich abgeschafften Söldnerthums der tapferen Schweizer nicht zu schauen brauchen. Wol aber bemerkte und begriff ich eine Bedeutung des Vierwaldstädter See's, welche dieser mit allen schweizer See'n gemein hat, die nämlich, ein Läuterungsbecken zu sein. Die Reuß, von Geburt eine Tessinerin, im kleinen Lago Lucendio auf der 8441 Fuß hohen Fibbia entsprungen, stürzt tobend und schäumend die Gotthardstraße herab, in den Vierwaldstädter See, unweit Flüelen. Sie bringt in ihren schäumenden Wellen trübende Schlammtheile mit herab, die ihr namentlich nach Regengüssen eine unreine Farbe geben. Im Vierwaldstädter See entäußert sich der Fluß aller in ihm allmälig zu Boden sinkenden Verunreinigungen durch den langen, holperigen Weg, löst sich auf, in die ungeheure Wassermasse, und was man unten bei Luzern den Ausfluß der Reuß nennt, zeigt eine Klarheit und Durchsichtigkeit des meergrün schimmernden Wassers, wie sich dessen vielleicht kein zweiter Schweizerfluß rühmen kann. Auf der Brücke stehend konnte ich nicht müde werden, tauchenden Bläßenten zuzusehen, welche sich vielleicht 20—30 Fuß tief hinabließen, um Laichkräuter abzureißen, wobei sie an der tiefsten Stelle fast eben so deutlich sichtbar blieben, als ihre an der Oberfläche schwimmenden Genossinnen. Meinen Beschluß, den folgenden Tag in Luzern zuzubringen, änderte ich plötzlich, als ich an der Mittagstafel einen Freund und ehemaligen Jugendgespielen fand, der heute noch über den Brünig-Paß nach Meyringen hinüber wollte. Ihm schloß ich mich an, denn groß ist die Macht des Dranges, bei dem Genuß der erhabenen Schönheit der Natur eine mitfühlende Seele an seiner Seite zu haben. Das Boot brachte

uns, nachdem sich noch ein junger Mann aus Livland angeschlossen, schnell nach Stansstad an die Ausmündung des Melchthales, dessen malerische Schönheit bei jedem Schritt vorwärts nach dem Querriegel des Brünig zunimmt.

Das Wasser, dessen Spuren ich immer verfolgte, schien dafür Sorge getragen zu haben, daß ich ja nicht vergesse, in meinem Buche seiner furchtbaren Gewalt rühmend zu gedenken. Ich habe es dort in folgenden Worten gethan: „Am 25. August d. J. 1856 fand ich in dem unteren Theile des kleinen Melchthales, im Kanton Unterwalden, eine Fläche von wenigstens 1/8 Quadratmeile Umfang bis zu einer Elle hoch mit Steinschutt von Kopfgröße und darüber bedeckt, welchen einige Tage vorher ein Gebirgsbach, die kleine Melch, nach einem Platzregen herabgeschwemmt hatte. Viele hunderte von Wagenladungen werden kaum das wieder beseitigen können, was das Wasser in wenigen Minuten hier aufgehäuft hatte."

Dazu fühle ich mich gedrungen noch eine Bemerkung hinzuzufügen, welche jeden Anfänger in der Geologie auf Etwas hinweisen soll, das als handgreiflichstes Unterrichtsmittel benutzt werden könnte, in allen Fällen, in denen es vorkommt. Die Fluten des niedergestürzten Regenwassers, welche von den, zum Theil bewaldeten Abhängen heruntergekommen waren, hatten eine Menge Aststücke mitgebracht, wahrscheinlich zum Theil von dürren Aesten herrührend, welche vom Sturm und Regen heruntergebrochen worden. Diese waren natürlich in den furchtbaren Brei des Gesteinschuttes mit hinein gerissen und in kleinere, etwa Fuß lange Stücke zerknickt worden. Jetzt lagen sie, mitten in dem Steinschutt, aller ihrer Ecken und Kanten beraubt, ringsum gerundet und geglättet. In der Zeit von wahrscheinlich nur wenigen Minuten waren aus ihnen auf natürlichem Wege hölzerne Mo-

delle von Rollsteinen oder Geschieben geworden, ähnlich, wie man künstliche Holzmodelle von Krystallen macht.

Der Weg führte, weiter aufwärts steigend, am rechten Ufer zuerst des Sarnersee's und dann des Lungernsee's, welcher letztere, höher gelegen, durch einen Tunnel zum Theil in den ersteren, tiefer gelegenen abgeleitet worden ist, wodurch rings um den nun sehr kleinen Lungern-See eine große Fläche des trefflichsten Ackerlandes gewonnen wurde. Dieser Gewinn ist keineswegs ein blos scheinbarer, indem nun etwa eben so viel Uferland um den Sarnersee mehr überflutet als am Lungernsee trocken gelegt ist. Die Leser werden diesen richtig scheinenden Fehlschluß leicht aufgeben, wenn ich sage, daß das Becken des Lungernsee's sehr flach, das des anderen dagegen sehr ausgehöhlt ist und starke Uferböschungen hat.

Bei einer Wendung des Weges winkte plötzlich das Berner Oberland über den hohen Brünigwall einen Willkommen-Gruß herüber; es war die blendende Firnpyramide des 11,400 Fuß hohen Wetterhorns.

Am Fuß des Brünigpasses verließen wir drei Reisenden den Wagen und kletterten den damals noch sehr unbequemen Felsenpfad empor und mit uns that dies auf hohen Stelzen, der Telegraphendraht. Auf der Paßhöhe angelangt, lagerten sich meine Genossen zwischen den Büschchen der leider hier längst verblühten Alpenrosen, während ich, der älteste von ihnen, Schnecken suchend an den Felsen herumkletterte. Da kamen von Luzern her zwei Männer mit einem Tragsessel und boten den beiden Müden zur Weiterreise ihre Dienste an. Sie lehnten sie ab. Nun entdeckten die Träger, wie man im Berner Oberlande die stets zweifarbigen Ziegen von dem weißen Schnee und den dunklen Felsen unterscheidet, mich den am Felsen Kletternden an meinem weißen Haar und dunklen Rock und riefen mir zu: „Aber der alte Herr dort wird sich wol

tragen lassen". Aber der alte Herr fühlte sich so jung, daß er mit wahrem Ingrimm und doch dazu herzlich über sich lachend den ehrwürdigen Titel sammt dem Tragsessel abwies. Und auch, als es drüben wieder hinunter ging, auf steilen Zickzack-Wegen in das Hasli-Thal, war ich meinen Genossen stets voran.

Ich wußte, daß ich morgen früh in Meyringen mehr in Verlegenheit als Herkules am Scheidewege sein werde, denn dieser hatte ja nur ein Entweder — Oder, während dagegen für mich in Meyringen deren mehrere sich geltend machten. Dieser echt oberländisch aussehende Hauptort des Hasli-Thales ist ein viel begangener Kreuzungspunkt für die Vergnügungsreisenden. Abseits davon, als habe die Gemeinde den ursprünglichen ländlichen Charakter ihrer Architektur nicht stören lassen wollen, liegen neben dem untersten der berühmten Reichenbach-Fälle, mit der vielleicht absichtlich baufälligen und daher äußerst malerischen Mühle, pomphafte Hotels und vor ihnen ganze Schaaren von Wegelagerern in des Wortes buchstäblichster Bedeutung — die braun bejackten Führer. Diese sind geradehin Staatsbeamte zu nennen und zwar solche von Bedeutung. Ohne sie, ohne ihre Landes- und Weg- und Stegkunde und ohne ihre bewährte Zuverlässigkeit könnten die Schweizer ihr großes Ausfuhrgeschäft nimmermehr machen. Ich meine nicht das Geschäft in „Schweizerkäse" und „weißen Schweizerwaaren", sondern das Geschäft in „Reisevergnügen", das sich die von der Schweiz abhängigen Ausländer obendrein persönlich abholen und dadurch die Transportkosten selbst tragen. Das ist fürwahr ein „glattes" Geschäft! Fabrikationskosten der exportirten Waare haben die Schweizer nicht, denn diese bestehen ja nur in Eisenbahn- und Wegebau, den die auswärtigen Kunden reichlich verzinsen helfen.

Glückliches Volk, die Schweizer! Frei, vom niedrigsten Seeufer bis zur Spitze des Finsteraarhorns, wie kein zweites Volk der Welt, Inhaber eines Geschäfts, welches keinen Wechselfällen unterworfen ist, wenn nicht allenfalls einmal Jupiter Pluvius als meteorische Traubenkrankheit ihren Exportartikel verdirbt.

Ich war mir dessen bewußt, daß ich für mein Geld vielleicht vor allen gleichzeitig mit mir anwesenden Geschäftsfreunden der Schweizer ein besonders gutes Geschäft mache; und das ist ja wieder eine besondere Seite dieses von der Schweiz Gebotenen, daß sich jeder Abnehmer für viel oder für wenig Geld so viel davon mitnehmen kann, als er eben will und vermag, und daß diese „Waare" dadurch nie abnimmt oder sich anhäuft. Meine Reisekasse war eben nicht überreich versehen und es war mir daher eine sehr willkommene Unterstützung, daß ich und zwar gerade an einem der reizendsten Punkte des Berner Oberlandes, am „Gießbach" am Brienzer See, bei meinem Freunde und Parlamentsgenossen Rappard gastfreie Herberge fand, von der aus ich nach den verschiedensten Richtungen Ausflüge nach den für meine Wasserstudien ergiebigsten Punkten machen konnte.

Zunächst aber, ehe ich hier mich ansiedelte, galt es uns drei Reisevereinigten, zu denen noch ein Vierter aus Hamburg hinzugekommen, erst einige gemeinsame Partien zu machen. Mit dem starken Tagesmarsch, von Meyringen bis auf die Spitze des Faulhornes, wurde begonnen. Er führte uns in das Herz des Berner Oberlandes mitten hinein oder gewährte uns wenigstens den Einblick in die innersten Falten des eisumpanzerten Adyton.

Von Meyringen an ununterbrochen bergauf steigend, wird der Weg stundenlang mit jedem Schritt reicher an Mannigfaltigkeit der prächtigen Alpenlandschaft, aber mit dieser

Schönheit wächst auch die Unschönheit der Bettel-Industrie: eingesperrte Gemsböcke und Murmelthiere, Zaunthüren öffnende Kinder, Alpensträußchen, nichtsnutzige Mineralien heischen ihren Zoll. Selbst das wilde freie Alpenkind, der Reichenbach, ist hinter einer Breterbude eingesperrt, von der aus man gegen einen Tribut den kühnen Sprung zeigt wie auf den Jahrmärkten die Luftsprünge des Seiltänzers. Das ist ein schäbiger Mißbrauch des den Schweizern anvertrauten Gutes, den der Bundesrath nicht dulden sollte; das gehört mit nichten zu dem vorhin nicht im Scherz, sondern alles Ernstes nachgewiesenen ganz absonderlichen Handel der Schweizer. Es ist geradezu ein Unrecht gegen die Natur, wenn man ihre Reize für Geld sehen lassen will. Neben dem Brausen und Schäumen eines so mächtigen Wasserfalles mag ich selbst das naturwüchsigste Häuschen mit den Lauten der Hausarbeit nicht haben — ein heller Frevel aber ist es, dem andächtigen Besucher, der schon lange von Weitem hörte, was er nun mit jedem Schritt endlich zu sehen hofft, ein „Halt!“ in Form einer Breterwand entgegenzustellen und die hohle Hand entgegen zu strecken.

Wenn ich unten in den finstern Schlund gefallen, hätte ich mich nicht mehr „mit kaltem Wasser übergossen“ gefühlt, als vor diesem „was giebst du mir, wenn ich dich den Reichenbach sehen lasse.“

Diese Bettel-Industrie begegnet Einem in der Schweiz überall, bald in der Weise wie hier, bald in der Gestalt von einem Paar Faullenzern, welche an einem ganz guten Bergpfade ein Bischen mit der Hacke herumkratzen und Lohn für die Wegebesserung fordern. Der Reisende sieht aber in der Regel nicht, daß dies nur Wegelagerer sind, die aus ihrer behaglichen Unthätigkeit nur aufspringen, so oft sie in der Ferne Fußtritte hören, und so in einem Tage sich hun-

dertmal den Anschein des dienstfertigen Fleißes zu geben wissen.

Das alte, in tausend Fällen sich bestätigende Sprichwort „man merkt die Absicht und wird verstimmt", ist nie wahrer als in solchen in der Schweiz sich tagtäglich wiederholenden Begegnissen. Es ist aber eine Sünde gegen den heiligen Geist der Naturfreude, mitten in diese hinein Verstimmung zu bringen.

Der Ausflug von Meyringen nach dem Faulhorn war für mich der erste Eintritt in die, allerwärts naturwissenschaftliche Besonderheiten zeigende Landschaftspracht der eigentlichen Alpenwelt, und daher ließ ich mich von den Erbärmlichkeiten der Wegelagerei wenig anfechten. Ich gab meine 5-, 10-, 20-Rappenstücke geduldig her und schritt fürbas, bald vor, meist aber hinter meinen Reisegefährten zurückbleibend, selten mit ihnen gehend. Natürlich hatte ich viel mehr zu sehen als sie, obgleich ich, was mir erst einige Tage später auffiel, heute für eine Alpenerscheinung noch kein Auge hatte. Diese erschloß mir erst der Weg nach der Grimsel, nämlich das Verständniß der früheren Gletscherarbeit, wie sie sich an den Felsenwänden hundertfältig ausprägt. Wahrscheinlich würde es allen Naturforschern an meiner Stelle ganz ebenso ergangen sein, nämlich allen denen, die wie ich nicht blos einseitig als Botaniker oder als Zoologen oder als Geologen reisen, sondern in allen drei Beziehungen Verständniß genug haben, um von Allem, da so ziemlich Alles für einen Naturforscher aus dem Norden Deutschlands im Berner Oberlande neu ist, angezogen zu werden.

Gefesselt an die Fersen meiner Genossen, die ich durchaus nicht verlassen wollte, konnte ich aber mit ihnen niemals lange gleichen Schritt halten. Zwar hatte ich mir fest vorgenommen, nicht „sammeln" zu wollen, wie der den Unein-

geweihten befremdliche Ausdruck für Suchen und Mitnehmen lautet, und ich hatte daher in den Taschen nicht die sonst unvermeidlichen Schachteln und Fläschchen, nicht die Botanisir-büchse an der Seite, noch weniger an der andern den Hammer und Meisel; aber bereits auf dem Wege nach dem Rosenlaui-gletscher fing ich beinahe an, meinen Mangel an Ausrüstung zu bereuen, denn bald zog es mich rechts vom Wege ab, bald links hinüber an eine bemooste Felswand, bald hielt mich am Wege die so ganz eigenthümliche Pflanzenbevölkerung der Alpenregion fest, die ich bisher nur in gepreßten Herbarien-exemplaren gesehen hatte. Befindet sich nun ein solcher Naturforscher in Gesellschaft mehrerer, einem gewissen Ziel-punkte rüstig zuschreitender Gefährten, die seine Neigung nicht theilen, so muß er wol einem Dritten den tragikomischen An-blick eines Gefangenen gewähren, welcher an einem unsicht-baren, elastischen Faden nachgeschleift wird, der aber bald hier bald da zurückzubleiben trachtet, dann aber wieder fortgerissen und durch die Zugkraft des Fadens wieder herangeschnellt wird, an den sich vorwärts bewegenden Haufen. Der Arme ist der Spielball der um ihn sich streitenden Centripetal- und Centrifugalkraft, und macht dabei den Weg der Anderen reich-lich wenigstens anderthalbmal und zwar in allen nur möglichen Schnelligkeits-Abstufungen. Schon zu Anfange des Tage-marsches, unweit der Reichenbachfälle, brachte mein erwachter Sammeleifer mich in eine wahrhaft komische Lage meiner Be-gleitung gegenüber, welche bei den Fällen durch andere Reisende auf acht Personen angewachsen war. Der Weg ging lange Zeit als schmaler Pfad an einem Bergabhange hin, wo durch-aus nur ein Gänsemarsch möglich war. Von Anfang an war ich zufällig an der Spitze des Zuges, gleich hinter den Führern gewesen. Da sehe ich mit einmal am Felsen eine Helix villosa kriechen, eine seltne von mir noch niemals gefundene

Schnecke. Wo eine war, mußten wol ihrer mehrere sein. Mein Suchen hätte aber die ganze Touristenkette ins Stocken gebracht. Was war zu thun? Ich sprang vor die beiden Führer und lief, so schnell ich konnte vorauf, bis ich einen kleinen Vorsprung gewonnen hatte. Bis die Andern nachkamen, hatte ich etwa eine Minute Zeit zum Suchen. Dies mehrmals wiederholte Verfahren, welches den Andern weidlich zu lachen gab, erfüllte seinen Zweck; die letzte Gasthausrechnung wurde zu einer Düte gedreht, welche bald von der seltnen Schnecke, zu der noch die mir nicht minder neue Clausilia gracilis kam, voll wurde.

Was wol Andere von solchem wunderlichen Treiben eines Naturforschers denken mögen! Mögen sie sagen und denken, was sie wollen, uns kümmert es jedenfalls nicht.

So war der Zug in die Höhe von Rosenlaui-Bad gekommen, wo ich die außerordentliche Ueppigkeit des Wald- und Kräuterwuchses, obschon in einer Seehöhe von über 4000 Fuß, zu bewundern hatte. In Rosenlaui-Bad hat sich den Sommer über, neben der Badeanstalt, ein künstlerischer und ein wissenschaftlicher Alpenindustriezweig niedergelassen: der Wirth, Herr Brunner, verkauft sehr gut getrocknete und richtig bestimmte Alpenherbarien, und Herr Zurflüh bietet seine selbstgefertigten trefflichen Holzschnitzereien, namentlich Gemsen und Steinböcke feil.

Zwischen den hohen Fichtenwipfeln tauchten allmälig die Häupter der nicht mehr fernen Oberlandsriesen empor, die Engelhörner, das Wetterhorn, das Wellhorn, und jeder weitere Schritt führte näher zu dem reinsten der Gletscher, der nun jeden Augenblick mit seinem blauen Auge den Willkommengruß durch das grüne Gezweig herübernicken konnte. In tiefer, schmaler Felsenschlucht rauschte unsichtbar sein Schmelzwasser, sein „Gletscherbach", um den Weg, der sich über den

mit niederen Büschchen dicht bestandenen Waldboden hinzog. In Deutschland wären diese Büschchen Haide- und Heidelbeerkraut gewesen, hier waren es Alpenrosen, nur leider längst verblüht. Da lag er vor meinem staunenden Blicke, der vielberühmte Rosenlaui-Gletscher; denn liegen ist hier nicht blos das zunächst sich darbietende Wort, sondern die allein richtige Bezeichnung. Wer, namentlich von Meyringen her, den Rosenlauigletscher besucht und vorher noch keinen andern gesehen hat, dessen erster Gedanke ist an einen vor ihm liegenden Trümmerhaufen eines zerfallenen Krystallberges. Der liegt fest und regungslos für alle Zeit! Dieses fast hülflos, verlassen und bedauernswerth zu nennende Daliegen machte auf mich einige Augenblicke lang einen fast peinlichen Eindruck. Es ging mir, wie es wol den Meisten beim Anblick des ersten Gletschers ergehen mag — wol zu merken: wenn man den Anblick unten, von der Sohle seines Endes („Gletscherfußes") hat — man fühlt seine Erwartung enttäuscht, wenigstens berichtigt. Rechts und links starren die Riesenformen der Felsenberge empor, welche die Gasse für den Gletscher und einen erdrückenden, alles Andere klein erscheinen lassenden Maßstab bilden. Die Klarheit der Alpenluft hebt die Luftperspektive beinahe ganz auf und zeigt uns Alles fast in gleicher Nähe. Dies muß einen verkleinernden Einfluß ausüben, denn die Größe und Weite einer Landschaft wird von dem Auge wesentlich durch die duftige Bläue bemessen, welche je ferner desto mehr die Gegenstände einhüllt.

Im Anschauen des krystallnen Trümmerhaufens versunken, aus dessen Klüften das reinste Azurblau hervorstrahlte, konnte ich Anfangs den Gedanken des Verfalles und den daran sich knüpfenden Gedanken des Wiederaufbaues nicht los werden.

Es dauerte aber kaum einige Minuten lang, und ich hatte mich im Anblick und in der richtigen Würdigung des

Gletschers zurecht gefunden. Die auf Augenblicke mir abhanden gekommene Kenntniß von der geheimnißvollen Gletscherthätigkeit war zurückgekehrt und ich sah nun in dem wenigen Uebersehbaren das Ganze, ja als ich in die blauen Eiskulissen eintrat, konnte ich mich wundern, daß ich nicht in ihnen zerquetscht wurde, denn ich kannte ja den „Gletschermarsch".

Wirklich noch mehr, als bei den Reichenbachfällen, widerte mich hier die Bettelindustrie an. Ein paar Männer gaben sich das Ansehen, als seien sie eben jetzt damit fertig geworden, zur Bequemlichkeit der Angekommenen einige Stufen in das Eis zu hauen. Wo vorsichtige Behütung der Wohlfahrt der Reisenden erforderlich ist, wird man sie dankbar anerkennen; und dazu ist die Eidgenossenschaft doch zweifellos verpflichtet. Will sie sich noch einen besondern Zoll dafür zahlen lassen, so mag sie dies thun; nur nicht in so täppischer Weise; denn täppisch nenne ich jeden plumpen Eingriff, und ein plumper Eingriff in die gehobene weihevolle Stimmung des Reisenden, der vor dem Rosenlauigletscher steht, ist es, wenn man ihn mit einer Lüge anbettelt. Eine handgreifliche Unwahrheit ist es aber, wenn man ihn glauben machen will, persönlich für ihn sei eben diese oder jene sorgliche Vorkehrung getroffen worden. Könnte man nicht, falls eine Entschädigung für Sicherheits- und Verschönerungs-Arbeiten durchaus nothwendig sein soll, die Gastwirthe innerhalb des besuchtesten Alpenbereichs beauftragen, von den Uebernachtenden bei der Bezahlung der Rechnungen eine kleine Steuer zu erheben?

Gerade der Besuch des Gletschers muß ungestört sein, von jeder menschlichen Kleinlichkeit. Man muß ihm nahen dürfen, gleichsam wie einem Geisterschloß, wo alle menschlichen Dinge weit abseits liegen. Andere als Naturlaute dürfen die über dem Gletscher liegende Ruhe nicht unterbrechen. Aber die leidige Bequemlichkeitssucht, und noch mehr ist die dieser unter-

thänige Dienstbeflissenheit anzuklagen, verhunzt selbst solche wunderherrliche Naturheiligthümer, die man in ihrer ganzen natürlichen Unverdorbenheit und Ursprünglichkeit zu genießen verlangt. Nachdem man sich zuletzt an die Störungen derartiger Versündigungen wider die Hoheit, Größe und Schönheit der Natur, wie gegen das Gastrecht eines freien Landes gewöhnt hat, empfindet man ihre ganze üble Einwirkung erst dort vollständig, wo sie einmal nicht störend entgegentreten, wo man nicht ein Hüttchen oder Häuschen oder gar ein großprahlerisches Hotel dazu gesetzt hat. Diese Lehre erhielt ich einige Tage später am Unteraargletscher, dessen erhabene Ruhe in weiter Felseneinöde einen um so überwältigenderen Eindruck macht, daß man bei seinem Besuche glauben kann, man sei der einzige aus gewaltigem geologischen Umsturz übrig gebliebene Mensch.

Der Rosenlauigletscher macht einen entgegengesetzten Eindruck. Wir möchten sagen, er ist wie der Obelisk von Luxor, den man zu größerer Bequemlichkeit der Beschauer nach Paris gebracht hat. Wenn man dem Gletscher den Rücken kehrt und dabei den Alpenrosenbüschchen keine besondere Aufmerksamkeit zollt, kann man glauben, man sei in einer der reizenden Thalschluchten, an denen unsere deutschen Waldgebirge, namentlich der Schwarzwald, so reich sind. Ja, der Rosenlauigletscher ist schön, er prangt wie wenige andere in dem reinsten Farbenglanz, er zeigt das juwelenähnliche Gefüge des Eises in strahlender Lauterkeit, aber es fehlt ihm eben jener großartige, überwältigende Charakter, welcher in der Gletscherwelt eine noch nicht abgeschlossene Episode der Erdgeschichte erkennen läßt, welcher auch den Unkundigen, der nur in der Gegenwart lebt, daran mahnt, daß die Erdgeschichte auch heute noch nicht still steht. Wenn man, was viele thun, den Rücken des Rosenlauigletschers besteigt, mag zu dem Schönen

wol auch das Erhabene hinzukommen, aber immer wird der Blick auf die dicht vor seinem Fuße liegenden stattlichen Bäume es nicht bis zum Vergessen des frischen, warmen Lebens kommen lassen. Dazu fehlt ihm auch noch eine Eigenschaft, welche viel dazu beiträgt, die Gletschererscheinung in ihrer ganzen Räthselhaftigkeit fühlbar zu machen: er hat keine Moränen, jene riesigen Blöcke, welche, zu langen Wällen zusammengefroren, der Gletscher auf seinem starken Rücken zum Thal hinabführt.

Rechts ab ging es nun weiter, der großen Scheidegg zu, wo gerastet wurde. Dabei bot sich die gewöhnliche Gelegenheit, nationale Studien zu machen, denen ich mich leider nur mit etwas zu wenig Beobachtungsruhe hingeben konnte; denn ich habe leider die Schwäche, mich über anmaßliche Ichsucht immer ärgern zu müssen. Diese macht sich aber an keinem Menschen unerquicklicher bemerkbar, als an einem hungrigen Reise-Engländer. Am Mittagstisch treten die nationalen Eigenthümlichkeiten der drei wichtigsten Kulturvölker Europas mit ganz besonderen Merkmalen auf. Der Engländer muß dabei Comfort haben, der Franzose Unterhaltung, der Deutsche braucht blos Hunger. —

Von der Scheidegg ging es dann auf dem kahlen, kurz beras'ten Kamme nach dem Faulhorn hinauf und dies erforderte einen immer bergauf gehenden Marsch bis Abends um 8 Uhr. Die Alpennatur trat mir, dem immer Beobachtenden und Vergleichenden, hier in einer mir neuen Gestalt entgegen. Auf diesem Gange befand ich mich meist in der Region der Alpenmatten, des Weidelandes, auf welchem die ausgedehnte Viehwirthschaft der Schweizer beruht. Niedriges, dicht bestandenes, wol selbst im hohen Sommer nicht über handhohes Gras giebt ein kurzes würziges Heu, denn es besteht weniger aus Gräsern als aus Kräutern; und unter

diesen in vielen der schönsten „Alpenpflanzen". Nicht wenig war ich erfreut, über die im sattesten Kornblumenblau prangenden Gentianen, die ich hier zum erstenmale fand, z. B. die reizende Gentiana nivalis, während von den stattlichen, viel früher erblühenden, 3 bis 4 Fuß hohen „Enzianen", Gentiana lutea L. und G. purpurea L., nur noch die braunen Mumien einzeln umherstanden. Fast aber noch mehr als von diesen mir neuen Pflanzen wurde ich von einer heimathlichen überrascht, welche ich, bis unter die Spitze des Faulhorns, hier mitten unter echten Alpenpflanzen fast als die vorherrschende fand. Dies war die schöne Parnassie, Parnassia palustris L., welche hier aber den gedrungenen Bau der echten Alpenpflanzen angenommen hatte.

Wer kennt diese bezeichnende Gestaltung nicht wenigstens aus den jetzt so verbreiteten, mit elegantem Albumkleide angethanen Sammlungen getrockneter Alpenpflanzen. Auch derjenige, welcher niemals vergleichende Blicke auf die Pflanzenwelt warf, wird aufmerksam, wenn er um sich lauter Zwerggestalten mit doch meistens ebenso großen und schönfarbigen Blüten sieht, als an den höhergewachsenen Pflanzen der Ebene, welche durch den Gegensatz, welchen sie bilden, eigentlich noch viel mehr auffallen müßten. Wir meinen die eben erwähnten großen Enzianen, zu denen noch der blaue Sturmhut, Aconitum Napellus L., und der Germer, Veratrum album L., kommen. Der Standort ist es also nicht allein, welcher dort oben die Pflanzen zu Zwerggestalten herabdrückt. Dies anzunehmen, hat man einiges Recht nur bei den Arten, welche auch in der Ebene vorkommen und daselbst viel größer werden, als auf den Alpen, und bei jenen, welche in der Ebene große Gattungsverwandte haben, wie z. B. die Gattungen Ranunculus, Epilobium, Gypsophila, Silene, Lychnis und andere. Was ist es aber, wodurch den Pflanzen die Maße ihrer

Körpergröße vorgeschrieben werden? Die zierliche, bereifte Primel, Primula farinosa L., steigt von den hohen Alpen hernieder auf die Isarwiesen Münchens, und behält hier ihre echte Alpengestaltung bei. Viele Alpenpflanzen bleiben sich in unseren botanischen Gärten vollkommen treu, während andere sich hier fast bis zur Unkenntlichkeit vergrößern. Daß in der Größe des Keimes im Samenkorn die Größe, die der Pflanze zukommt, nicht bedingt ist, lehrt die riesige Pappel, mit dem nur sandkorngroßen Samenkörnchen und die schwächliche, windende Bohne, mit dem Tausende von Pappelsamen aufwiegenden Samenriesen.

Dadurch, daß die echten Alpenpflanzen, das sind die Bewohnerinnen der oberen Alpengegend und der unteren Schneegegend, etwa von 5000 bis 9000 Fuß Seehöhe, ihre ganz besondere zwerghafte Gestaltung haben, erscheint es uns, als wenn sie das Bergrelief nicht sowol bekleiden, als vielmehr — der Vergleich liegt sehr nahe — es mit einem grünen Pflanzen-Trikot überziehen, es mehr färben als verhüllen. Diese zarte Pflanzen-Umhüllung läßt jede Schwellung der gewaltigen Bergleiber deutlich hervortreten, indem jede geringste Verschiedenheit im Auftreten der Beleuchtung sich geltend machen kann.

Hierin ist einer der höchsten Reize der Alpenlandschaft, gegenüber einer Waldgebirgslandschaft, bedingt. Jene zeigt uns schöne nackte Leiber, diese mit reichen Gewändern verkleidete Gestalten, die darunter auch unschön sein können.

Auf dem Rücken eines solchen fast unverhüllten Alpenkörpers gelangte ich mit meiner kleinen Schaar am Fuße des zuletzt ziemlich steil abfallenden Faulhorns an. Den Jüngsten von Allen überkam zuerst oder vielmehr allein die Erschöpfung und er wurde als Nachtrab mit einem der beiden Führer zurückgelassen, während ich, der Aelteste, zuerst oben ankam.

Die Sonne war ohne Alpenglühen längst hinter den Bergspitzen verschwunden und zuletzt begrüßte die fremden Gäste, für uns eine Rarität um diese Zeit, ein herzhaftes Schneegestöber. Im Faulhornhaus, auf und aus schwarzem klüftigen Thonschiefergestein errichtet, bereitete die Hausfrau des Peter Bohren die „höchste" Tafelfreude, die ich je genossen — denn sie war ja 8261 Fuß erhaben. Das lodernde Ofenfeuer und nachher das warme Bett thaten wohl. Aber noch ehe ich den Genossen dahin folgte, begann ich eine Schilderung des an Naturgenuß so reichen Tages niederzuschreiben.

Es war inzwischen sehr kalt geworden und in der dünnen ruhigen Alpenluft machte sich die Kälte in eigenthümlicher Weise dem Gehör bemerkbar, als ich in das eiskalte Schlafgemach eintrat, deren eine ganze Reihe kajütenartig, blos durch Bretterwände geschieden, neben einander lagen. Das gut zusammengefügte Holzwerk des blos in den Umfassungsmauern aus Stein aufgeführten ansehnlichen Hauses war durch die Kälte zusammengezogen, und in straffer Spannung bildeten die Scheidewände der Gemächer förmliche Resonanzböden, so daß man ganz leise sprechen mußte, um nicht überall gehört zu werden.

Als ich am Morgen, bei dem reichlichen schweizerischen Frühstück, meine vorher noch vollends beendete Schilderung den Reisegenossen vorgelesen hatte und dann die gemeinsame Zeche gemacht wurde, schob der Wirth, der zugehört und seines Hauses nach Verdienst ehrend darin gedacht gefunden hatte, von meinem Antheil einige Franken zurück. Doch lehnte ich dies natürlich dankend ab.

Von der Spitze des Faulhorns aus, welche nur wenige Fuß über die Firste des Hauses emporragt, sah das trunkene Auge die ganze Pracht des berner Oberlandes vor sich aus-

gebreitet, welches das blendende Juwel in einem von der Morgensonne vergoldeten Reif bildete, in dessen Mittelpunkte die kleine Gesellschaft stand. In dieser Gegensätzlichkeit liegt der Reiz gerade der Faulhornrundsicht vor vielen andern Höhenpunkten der Schweiz.

Das Faulhorn würde noch mehr zu seiner vollen Geltung kommen, wenn man ernstlich daran ginge, von der Nordseite her, etwa vom Giesbach am Brienzer See aus, einen bequemen Weg anzulegen. Dann würde man, von dieser Seite die Spitze des Faulhorns ersteigend, auf ihr mit einem Male die volle Pracht der schnee- und eisbedeckten Riesen des Oberlandes vor sich haben, während bei dem südlichen Aufsteigen sich der Reisende unwillkürlich um den Vollgenuß bringt, da er sich nur umzudrehen braucht, um den Blick auf das mit jedem Schritt höher heraufwachsende Alpenbild zu haben. So kommt man oben fast ohne einen Gewinn an, denn die nördliche Hälfte der Rundschau, welche dann die einzige Erweiterung bildet, kommt neben der südlichen wenig in Betracht.

Jetzt folgten nun für mich, nach der Trennung von meinen Gefährten in Interlaken, Tage des höchsten Naturgenusses, zu welchem sich auch freundschaftliche Beziehungen gesellten, denn ich traf an verschiedenen Orten mit vier Parlamentsgenossen und anderen Freunden zusammen, die zum Theil als Flüchtlinge in dem gastlichen Lande verweilten.

Das Wasser, welches mich ja nach der Schweiz gelockt hatte, trat mir nun ebenso in seinen gewaltigsten Formen, wie in seinen reizendsten Wandelungen entgegen. Auf dem „gelehrten" Gletscher, wie man nach den berühmten Forschungen von Hugi, Agassiz, Vogt, Desor, Martins und Dollfus den Unteraargletscher wol nennen darf, und auf dem Wege von ihm nach der Grimsel und von dieser herunter bis Meyringen hatte ich die erwünschteste Gelegenheit, die

alte und neue Gletscherthätigkeit kennen zu lernen. Auf dem Unteraargletscher traf ich mit dem alten Dollfus aus Mühlhausen im Elsaß zusammen, der schon seit 14 Jahren alljährlich mindestens einige Wochen lang hier seine Forschungen anstellt und zu dem Ende am linken Gletscherufer auf dem schmalen Plateau einer etwa 300 Fuß hohen Felsenstufe ein kleines Hüttchen aus Felsblöcken hat errichten lassen, auf welchem zum Zeichen der Anwesenheit des Hausherrn die Trikolore flatterte. Ich folgte der Einladung, hier oben mitten in der schweigsamen Gletschereinöde zu übernachten, und Alles vereinigte sich, um diese Nacht zu einer unvergeßlichen zu machen, von der durchdringenden Kälte der erstorbenen Luft an, gegen die ich mich auf dem Heulager kaum nothdürftig schützen konnte, bis zu der geisterhaften Todesstille, welche über der matt erhellten Gletscherlandschaft wie ein drückendes Geheimniß ausgebreitet lag. Gegen Mitternacht trat ich hinaus, um mich ganz allein noch einmal dem gewaltigen Eindruck hinzugeben. Als ich aber am frühen Morgen die Hütte verließ, fand ich das Landschaftsbild völlig verändert, denn dichter, ruhig gefallener Schnee hatte Alles eingehüllt, auch die reizenden Gentianen, die ich vor wenigen Stunden dicht bei der Hütte blühen sah und die nun durch die warm auftreffenden Sonnenstrahlen von dem schneeigen Nachtbett schnell wieder befreit wurden, ohne daß dieser jähe Wechsel ihrer Frische geschadet hätte.

Gegen meinen ursprünglichen Plan dehnte ich meine Reise bis an das westlichste Ende der Schweiz aus, indem ich der Einladung von Karl Vogt, den ich in Bern im elterlichen Hause antraf, mit ihm nach Genf zu kommen, gern Folge leistete. So lernte ich noch drei Schweizer See'n kennen, den Bieler, Neuenburger und Genfer See. In Neuchatel wurde bei Freund Desor, dem berühmten Gletscherforscher

auf europäischem und nordamerikanischem Gebiete, Nachtherberge genommen, und in einem ausgewählten kleinen Kreise schweizerischer und deutscher Naturforscher und Politiker dem herrlichen la Côte zugesprochen.

In Genf verlebte ich genußreiche, aber leider nur zu wenige Tage im Hause meines Freundes Karl Vogt, und selbst auf die Gefahr hin, daß er diese Erwähnung lesen werde, kann ich es nicht verhehlen, daß ich in wohlthuendster Weise davon überrascht ward, den „frivolen“, den „rücksichtslosen“, den „frechen“ Vogt — mit einem Worte den von der „Rechten“ und dem „Sumpfe“ gleich gehaßten und gefürchteten Wütherich der Paulskirche, als den liebevoll-sorgenden Mittelpunkt eines trauten Familienkreises zu finden.

In Genf bekam ich ganz gelegentlich noch ein Stückchen Paris in den Kauf, und die dem Genfer See entströmende Rhone knüpfte, über drei Jahre hinweg, an den Tag an, an welchem ich bei Lyon auf dem Dampfboote aus der Saone in die Rhone übertrat.

Ich konnte nicht umhin, Goethe's Schmeichelwort für Leipzig an Genf abzutreten. Daß es ein „Klein-Paris“ sei, tönte mir beim Verlassen des Dampfbootes aus dem Hafengewimmel entgegen, strahlte aus den Schaufenstern der prachtvoll ausgestatteten Uhrenläden heraus, und daß es „feine Leute bilde“, daran erinnerte mich das Standbild Rousseau's und die genfer Namen Saussure, de Candolle, Pictet, Necker, Casaubon. Wie sollte auch auf der Schwelle zwischen der mannhaft festen Schweiz und dem beweglichen Frankreich, am unübersehlichen grünen Spiegel des herrlichen See's, in welchem der Montblanc sein Doppelbild badet, in unmittelbarer Nähe aller Herrlichkeiten der Alpennatur und des stillen Jura — wie sollte hier nicht ein bildsamer Geist zu schöpferischer Thätigkeit angehaucht werden! Knüpfen sich

nicht an Genf und seinen See die Namen eines Matthisson, Salis, Byron, Sir Humphrey Davy?

Der gespaltene Mont Saleve schien mich daran zu mahnen, daß sein Spalt ja ein Thor sei, um hindurchzuschreiten nach den Heiligthümern des Montblanc. Leider mußte ich mich der Mahnung verschließen; ich kehrte in Genf um — und setzte mich am 6. Oktober wieder an den Arbeitstisch zu dem Versuche, dem Wasser ein Gedenkbuch zu schreiben.

Im September des folgenden Jahres (1857) schloß ich die Vorrede mit den Worten: „So möge denn meine Arbeit ihren Weg antreten und freundliche Beurtheilung finden." Eine Arbeit, eine treue, hingebende Arbeit ist dies Buch „Das Wasser", eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen (Leipzig, Fr. Brandstetter) geworden und zustimmende Beurtheilungen und ehrende Anerkennungen sind ihm nicht versagt geblieben. Das Wasser-Volk der Holländer ließ es sich sofort nach seinem Erscheinen übersetzen; bald nachher auch die Russen.*)

Aus der Fülle meines Erinnerungsschatzes, den ich von der Schweizer-Reise mit heimgebracht, und als höchsten Wiederschein meiner ein volles Jahr dauernden Arbeitsfreude wollen die Leser und Leserinnen die, auf der letzten Seite dieses Buches befindlichen und schon vorhin mitgetheilten Schlußworte betrachten; denn durch die eingehenden Vorstudien zu diesem Werke, war mir selber die ganze unermeßliche Bedeutung des mächtigen Elementes zum erstenmale klar geworden.

Gleichsam eine Einführung zu meiner großen Wasserarbeit war es für mich, daß ich einige Monate vor Ueber-

*) „Das Wasser" erscheint demnächst in einer neuen Auflage, herausgegeben und bearbeitet von Dr. Otto Dammer, in demselben Verlage.

nahme derselben mich des von England aus angeregten „Aquariums“ annahm als eines Mittels, naturwissenschaftlichen Sinn im Volke zu pflegen. In London hatte man um jene Zeit die ersten Seewasser-Aquarien hergestellt und ich bemächtigte mich sofort dieses Gedankens, indem ich ihn für das deutsche Binnenland auf das süße Wasser anwendete. Dies that ich zuerst in einem Aufsatz für die Leser der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1856, S. 19). Schon damals war diese Zeitschrift eine wirksame Stelle, um zu den Deutschen im ganzen Vaterlande und weit darüber hinaus zu sprechen, und so kam es, daß das schnell wach gerufene Verlangen eine ausführlichere Anleitung zur Einrichtung und Unterhaltung von Süßwasser-Aquarien nothwendig erscheinen ließ. Daher verfaßte ich als Nebenarbeit bei der Ausarbeitung meines „Wassers“ das (bei Hermann Mendelssohn) i. J. 1857 erschienene, reich illustrirte Büchlein „Das Süßwasser-Aquarium“. Nach dem Absatz desselben zu schließen, muß es viel dazu beigetragen haben, diese ebenso unterhaltende als belehrende und schmückende neue Form des Naturumganges zu verallgemeinern. —

Mitten in diese meine vielseitige Beschäftigung mit der volksthümlichen Darstellung naturgeschichtlicher Aufgaben tönte dann und wann, fast wie eine mahnende Anklage, ein konchyliologischer Laut hinein, sei es daß ich einmal einen Blick in meine verwaiste Sammlung that, oder daß ein Brief oder eine Sendung eines meiner wenigen von mir nicht abgefallenen Freunde mir zuging. Nicht selten kamen auch recht nachdrückliche Aufforderungen, meine „Ikonographie“ nicht liegen zu lassen. Man darf es mir nicht übel auslegen, wenn mich solche Mahnungen etwas eitel auf diese meine strengwissenschaftliche Arbeit machten und viel dazu beitrugen, meine nur ganz leise schlummernde Leidenschaft für diesen Theil der

Zoologie aufzuwecken. Dies konnte nicht anders, als auf Kosten meiner Volksschriftstellerei geschehen, und dennoch war es zuletzt gerade die Rücksicht für diese, welche mich dazu bestimmte, die „Ikonographie“ dennoch fortzusetzen. Ich wollte mich dadurch wieder einmal auf dem Gebiete der strengen Wissenschaft zeigen, um meine Berechtigung auch als Gelehrter nicht zu verlieren und von den Fachmännern in das Nichts der „Popularistrer“ geschleudert zu werden. Konnte natürlich auch das Lob, welches meine „Ikonographie“ in allen ihren Lieferungen gefunden hatte, meinen populären Arbeiten nicht unmittelbar zu Gute kommen, so war dies doch mittelbar der Fall. Es ist fast komisch, daß manche günstige Beurtheilung der letzteren damit anfängt: „Der Verfasser, welcher der gelehrten Welt durch seine „Ikonographie der Mollusken“ längst vortheilhaft bekannt ist, hat in populärer Darstellung jetzt das und das Buch geschrieben 2c. 2c.“ Das klingt bald wie eine Selbstentschuldigung des gelehrten Herrn Beurtheilers, daß er sich zur Besprechung eines volksthümlichen Buches herbeiläßt. — Lichtenberg vergleicht einmal irgendwo eine Vorrede mit einem Fliegenwedel. Es liegt viel Wahres in dieser Vergleichung. Die „Ikonographie“ sollte mir jetzt ähnliche Dienste leisten.

Im Sommer des Jahres 1856 setzte ich mich, noch ehe mir der Gedanke an das Wasser nahe getreten, wieder an den Lithographirtisch, obwol dies, nebenbei gesagt, nicht etwas so ganz Unverfängliches ist, wie etwa ein Schriftsteller von der soeben beendeten Arbeit zu einer anderen übergeht. Indem Einer, der nicht berufsmäßiger Lithograph, sondern dieser blos zeitweilig und namentlich nach langen Unterbrechungen ist, an das Lithographiren geht, muß er sich leiblich gewissermaßen erst dazu einrichten. Der wilde Drang des krakelfüßigen Schnellschreibens muß heraus aus der Hand und muß

dem festen, sicheren und doch feenschrittartig leichten Führen der wachsähnlich weichen Kreide Platz machen. Zartere Zeichnungen können auf dem Stein kaum korrigirt werden; was einmal steht, muß stehen bleiben. Der Schriftsteller streicht aus und schreibt neu, so oft er es für nöthig hält, zweimal, zehnmal und damit ist's gut.

Sennefelder's herrliche Erfindung, von deren unschätzbarem Nutzen für die Naturwissenschaft ich schon mehrmals gesprochen, verlangt in allen ihren aufeinanderfolgenden Vorgängen abwägende Sicherheit und Sauberkeit, und daneben verschwistert sich in ihrer Uebung die Wissenschaft mit der Kunst mehr als in manchen anderen Zweigen oder Formen der Kunst. Von Anfang an hatte ich mich ganz allein auf die Kreidemanier beschränkt, welche vor der Gravirmanier mancherlei Vorzüge und auch den voraus hat, daß sie künstlerisch werthvollere Leistungen gestattet.

Das Verfahren der Lithographie und des lithographischen Druckes ist, wie die Leser wissen, erst wenig bekannt, und gar oft habe ich das freudige Erstaunen Derer, die ich damit bekannt gemacht, gesehen, um nicht ein Gleiches von allen Denen zu erwarten, für welche die Lithographie obendrein als Dienerin der Naturwissenschaft besonders werth erscheinen muß. Es sind manche Vorgänge dabei, welche geradehin etwas Räthselhaftes haben, wenn man sie zum erstenmale sieht; ja eine Erscheinung darin erschreckt den Neuling sogar geradezu. Darum möge die folgende kurze Schilderung hier ein Plätzchen finden.

Die Leser wissen schon, daß der in sehr regelmäßigen Platten brechende Kalkschiefer der Formation des weißen Jura ausschließend die lithographischen Steine liefert, und im fränkischen Jura, besonders bei Solenhofen, Pappenheim und Eichstädt, in mächtigen Bänken gefunden wird. Die in allen Dicken, bis zur Dachschieferdünne, vorkommenden Platten

zeichnen sich durch ein vollkommenes Ebenmaß ihrer Flächen aus, wodurch sie fast keiner weiteren Bearbeitung bedürfen, als daß sie in das gewünschte Format gebrochen und auf einer Seite glattgeschliffen werden. Dieses Vorkommen des Plattenkalks trägt sehr wesentlich zur Unterstützung seiner Anwendung zur Lithographie bei; denn die lithographischen Steine würden vielleicht das Zehnfache kosten, wenn sie aus formlosen Blöcken gehauen oder gesägt werden müßten. Der Stein ist sehr feinkörnig, dicht und von ganz gleichmäßigem Korn, und saugt Wasser und fette Stoffe sehr begierig ein — alles Eigenschaften, welche ihn vorzüglich zu seiner Verwendung geeignet machen. Von Farbe ist der Stein entweder bläulich-aschgrau oder hell grau-gelblich. Die grauen Steine sind zur Lithographie geschätzter und daher auch etwas theurer.

Da die Steine bei dem Drucken einem sehr starken Druck unterliegen, so müssen sie, je größer das Format ist, desto dicker sein, doch nicht leicht über 3 Zoll und, bei kleinem Format, nicht unter 1 Zoll dick.

Das Erste, was mit den auf der einen Seite eben geschliffenen, in den Handel kommenden Steinen geschieht, ist, daß sie gekörnt werden, sofern sie zu einer Kreidezeichnung verwendet werden sollen. Gröberer oder feinerer (je nachdem das Korn werden soll) und ganz gleichmäßiger scharfer Quarzsand wird auf den mit Wasser übergossenen Stein gestreut und mit einem etwas kleineren Stein so lange darauf herumgerieben, bis die zu bezeichnende Oberfläche eine gleichmäßige Rauhigkeit (das Korn) angenommen hat. Ist dann die Oberfläche sorgfältig von allem Schliff abgewaschen und der Stein wieder ganz trocken, so ist er für den Zeichner fertig. Zu Papier und Pergament, zu dem Malertuch und Stahl- und Kupferplatte ist nun auch der Stein, und zwar der nächste Verwandte des göttlichen Statuenmarmors, gekommen, um

der Kunst in der volksthümlichsten, gemeinnützigsten Form zu dienen.

Für den Laien giebt es keinen saubereren Anblick, als den schönen Stein, mit seiner warmen, grauen Farbe, auf dessen feinkörniger Oberfläche der Künstler eine Zeichnung angefangen hat. Das Lithographiren ist, was Viele noch gar nicht wissen, nichts weiter als einfaches Zeichnen, so daß man sagen kann, wer mit Bleistift oder Kreide auf Papier zu zeichnen versteht, der kann auch lithographiren, außer etwa daß er sich an die Behandlung der lithographischen Kreide gewöhnen muß, was jedoch in kürzester Zeit geschieht. Wenn die Zeichnung auf dem Steine gut ausgeführt ist und nachher der Drucker seine Arbeit gut versteht, so müssen Tausende von Abdrücken davon gemacht werden können, welche der Zeichnung Punkt für Punkt gleichen.

Hier fragen meine Leser und Leserinnen, welche das Wesen der Lithographie noch nicht kennen: wie kann man denn von einer Zeichnung Tausende von Abdrücken machen?

Das ist eben das Herrliche der Erfindung. Man höre weiter.

Mit Bleistift oder einem andern bekannten Zeichenstifte kann man dies freilich nicht erzielen. Dazu bedarf es einer besonders zusammengesetzten Kreide, die diesen Namen übrigens sehr mit Unrecht führt, denn in ihr ist Nichts vorhanden, was kreideartig, ja was überhaupt aus dem Mineralreich stammte.

Die lithographische Kreide besteht aus verschiedenen Fetten und Harzen, hauptsächlich Seife, Hammeltalg, Wachs, Mastix und etwas Schellack, mit einem schwärzenden Zusatz von Lampenruß. Diese Stoffe werden über Feuer zusammengeschmolzen und aus der erkaltenden Masse Stifte geformt. Je nachdem man die Kreide härter oder weicher haben will,

setzt man mehr oder weniger Schellack hinzu. Diese Kreide schneidet sich, je nach der Härte, wie feste Seife oder wie Wachs, und ist, wenn man sie recht lang zuspitzt, selbst etwas biegsam.

Damit zeichnet man nun einfach, wie mit spanischer Kreide oder mit Bleistift auf Papier, auf die gekörnte Oberfläche des Steines, und da diese eben aus lauter kleinen gleichmäßigen Hügelchen besteht, so kann man mit der Kreide auch nie eigentliche zusammenhängende Striche oder gleichmäßige Tonflächen zeichnen, sondern alles Gezeichnete ist aus kleinen Pünktchen zusammengesetzt, weil der über die Fläche leicht hingleitende Stift — denn bei noch so gelindem Aufdrücken bricht die Spitze ab — nur auf den Spitzchen der Rauhigkeiten des Steines etwas zurückläßt und über die zwischenliegenden kleinen Vertiefungen hinweggleitet. Das Hervorbringen sehr tiefer, dunkler Töne erfordert ein sehr oftmaliges Ueberfahren mit der Kreide, weil ein schnelles Erzielen der Tiefe durch Aufdrücken mit dem dazu stumpf sein müssenden Stift ein Verschmieren des Kornes und einen fleckigen ungleichen Ton verursachen würde. „Gutes Korn" zu zeichnen, so daß der Abdruck weiche, reine punktirte Töne zeigt, erfordert daher eine große Sauberkeit und sorgsame Geduld.

Ist die Zeichnung vollendet und hat sie nur sehr kurze Zeit fertig gestanden, so können die Vorbereitungen zum Druck beginnen. Um dessen Verfahren zu begreifen, müssen wir aber wissen, wie sich die Zeichnung zu dem Steine verhält. Wir könnten nach dem Gesagten glauben, daß sie nur aus den kleinen Kreidetheilchen bestehe, welche auf den Hügelchen des Kornes sitzen geblieben sind, und daß man sie daher mit einem leichten Schaben vollständig wieder beseitigen könne. Dem ist aber nicht so; die Zeichnung ist vielmehr, vermöge der bereits erwähnten Aneignungsfähigkeit des Steines für

Fette und für Wasser, etwas in denselben eingedrungen, und nur der Lampenruß ist, des größten Theils der Fette u. dgl., aus denen diese Kreide besteht, beraubt, auf der Oberfläche zurückgeblieben.

Nun folgt das Aetzen des Steins. Hierdurch wird nicht sowol eine bemerkenswerthe Vertiefung aller nicht bezeichneten Stellen des Steines — obschon eine solche in geringem Grade stattfindet — beabsichtigt, sondern mehr ein Reinigen und ein Schützen derselben vor Annahme der Druckerschwärze. Zum Aetzen bedient man sich einer sehr schwachen Säure, welche man aufgießt oder sehr schnell gleichmäßig aufpinselt. Die Säure bewirkt ein gelindes Aufbrausen und nach etwa längstens einer Viertelstunde wird der Stein mit Wasser vollkommen rein gewaschen.

Jetzt sieht man noch keine Veränderung an der Zeichnung; nun aber folgt ein gewaltsamer Eingriff, der Denjenigen geradezu erschreckt, der ihn zum erstenmale ausführen sieht; es wird nämlich mit einem schmutzigen Leinwandlappen mit Terpentinöl die ganze Zeichnung abgewaschen, wobei sich diese in eine schwarze Schmiere auf- und ablöst. Ist diese beseitigt, so erscheint bei flüchtigem Ansehen der Stein wieder wie ein unbezeichneter, als sei die Zeichnung fast spurlos verschwunden. Wenn man aber genauer hinsieht, so erkennt man die Zeichnung doch, freilich nur als ganz schwachen Schatten, wie einen Hauch. Es sind die von der Kreide in den Stein eingedrungenen fetten Stoffe, die allein noch übrig sind.

Nun kann in dringenden Fällen sogleich ein Probedruck gemacht werden. Das Drucken des Steins beruht lediglich auf dem Abscheu, den fette Stoffe und Wasser vor einander haben. Der Stein liegt auf der Druckerpresse und neben dieser ruht auf einem handfesten Tischchen der Farbstein,

eine große lithographische Steinplatte mit Druckerschwärze bedeckt, und die Walze. Diese letztere ist ganz einfach eine mit dickem, weichem aber dichtem Leder überzogene Nudelwalze, wie sie in den Küchen dient. Durch Ueberwalzen des Farbsteines wird der Lederüberzug ganz gleichmäßig, aber nicht zu dick mit Schwärze beladen. Jetzt benetzt der Drucker den zu druckenden Stein mit einem großen weichen Schwamme mit Wasser und walzt dann mit der Farbenwalze unter starkem oder schwachem Aufdrücken über den Stein so lange hin und her, bis die Zeichnung allmälig wieder erscheint. Das Wasser schützt alle benetzten Theile der Oberfläche des Steines vor der Schwärze, so daß diese auf ihnen nicht haften kann; die in der Oberfläche des Steines sitzenden fetten Theile der Kreide, in summa die Zeichnung, nehmen ihrerseits kein Wasser an, wol aber die fette Druckschwärze. So beladet sich jedes Pünktchen der Zeichnung mit einem Pünktchen Schwärze. Nun wird das Blatt Papier auf die Zeichnung gelegt, ein dicker Lederdeckel darüber geklappt und so der Stein unter einem keilförmig zugeschärften Buchenholz, dem Reiber, welches einen starken Druck ausübt, mit einer Kurbel durchgezogen und der Abdruck ist fertig. Zu jedem weiteren Abdruck ist natürlich neues Benetzen und „Einwalzen" (mit Schwärze) des Steines erforderlich.

Dies ist in wenigen Worten beschrieben der Vorgang der Lithographie, welcher in der Feder- und der Gravirmanier nur nebensächliche Abänderungen erleidet. Hier wird diese kurze Schilderung genügen, denn es ist nur meine Absicht, den Lesern und Leserinnen von dem Verfahren einer Kunstform einen Begriff zu verschaffen, welche der Naturwissenschaft so außerordentlichen Vorschub geleistet hat.

In neuerer Zeit ist neben der Lithographie eine uralte Kunstform mit verjüngter Kraft als Mitbewerberin aufgetreten,

die Holzschneidekunst, oder, um auch ihr einen überflüssigen griechischen Namen zu geben, die Xylographie. Beide aber sind einander kaum Nebenbuhlerinnen, denn jede für sich hat vor der andern Vorzüge, welche ihr diese nicht streitig machen kann. In einem Vorzug vor der Kupferstechkunst treffen aber beide zusammen und in diesem liegt eben beider unschätzbarer Nutzen für die Naturwissenschaft. Es ist der, daß sowol im Holzschnitt, als auch in der Lithographie der des Zeichnens kundige Naturforscher sich unmittelbar an das Auge seiner Leser wendet, während dies bei dem Kupferstich durch Vermittlung eines Dritten geschehen muß, da die Kupferstecherkunst von dem einfachen Zeichnen — welches für Lithographie und Holzschnitt ausreicht — sehr weit verschieden ist. Wenn auch der Forscher eine selbstgefertigte Zeichnung dem Stecher vorlegt, so unterliegt sie doch auf dem Wege der Uebertragung auf die Platte wenigstens feinen und nebensächlichen Abschwächungen oder Ueberschreitungen, mit Einem Worte Abänderungen, welche bei einem Mißverständniß von Seiten des Stechers zuweilen Anlaß zu Verunstaltungen und großen wissenschaftlichen Irrungen werden können.

Es liegt außerordentlich viel daran, daß die einem Buche beigegebenen Abbildungen Das klar und unzweideutig zum Verständniß des Lesers bringen, was nach der Meinung des Verfassers durch bloße Worte vielleicht nicht ganz deutlich ihm vorzuführen sein würde.

Ist der Schriftsteller — ich meine hier immer nur die naturwissenschaftlichen — nicht mindestens in einem gewissen Grade selber Künstler, und ist alsdann sein Stecher nicht auch zugleich der Zeichner — was er in den seltensten Fällen sein wird — so muß sich der Schriftsteller erst auf den Zeichner und dann noch einmal auf den Stecher verlassen, und Beide genügen der gestellten Aufgabe leider nicht selten in

so unvollkommener Weise, daß dadurch Irrthümer in die Wissenschaft eingeschwärzt werden. Ermangelt nun der Schriftsteller vollends gar allen Kunstverständnisses so sehr, daß er eine von ihm verlangte, nach einem von ihm vorgelegten Präparat gefertigte Zeichnung nicht einmal zu beurtheilen und auf ihre Richtigkeit zu prüfen versteht, dann ist es noch schlimmer bestellt. Und auch hierzu kommt noch Eins. Es kann sehr leicht der Fall eintreten, daß eine nach einer natürlichen Vorlage gemachte Zeichnung so umfänglich und verwickelt ist, daß der eine oder andere Theil dem prüfenden Auge des bestellenden Naturforschers entgeht. Alle diese Uebelstände und Gefahren einer befriedigenden Darstellung in Wort und Bild zugleich sind aber nur dann zu vermeiden, wenn der Schriftsteller die Zeichnung selbst herstellen kann.

Darum halten wir es für eine unerläßliche Pflicht des Naturforschers, daß er dahin strebe, selber ein tüchtiger Zeichner zu sein.

Diese Nothwendigkeit steigert sich in neuerer Zeit ganz bedeutsam, durch die allgemein verbreiteten Holzschnitt-Illustrationen. Dabei will ich wahrlich nicht Unbilliges verlangen. Wo es sich um Zeichnungen handelt, welche künstlerische Durchbildung erfordern, bringt diese Pflicht einen seltnen schönen Vorzug, wenn sie als Ausnahme einer künstlerischen Ausbildung vorhanden ist, z. B. bei der lebensvollen Darstellung von Säugethieren. Da jedoch nur wenige Schriftsteller zu solchen Leistungen fähig sind, so haben sich für alle Fächer, welche hier in Betracht kommen, naturwissenschaftliche Zeichner ausgebildet und viele von denselben haben auf ihrem Gebiete hohen Ruf erlangt.

Es sei mir gestattet, noch einmal mit kurzen Worten auf den Holzschnitt zurück zu kommen, zumal wol noch viele meiner Leser über denselben in Unkenntniß sein werden, und indem

ich das Folgende nur für diese mittheile, schreibe ich diesmal ganz besonders voraussetzungslos.

Der Kattundrucker ist, nicht minder wie der Naturforscher, auf die Leistungen des Holzschnitts angewiesen, nur daß Beide verschieden große Ansprüche machen und sich dabei verschiedenen Materials bedienen.

Wie Franken in seinen Kalkplatten des weißen Jura allein das Steinbedürfniß der Lithographie zu befriedigen vermag, so liefert Kleinasien in den Stämmen seiner Buchsbäume allein den Holzbedarf für den Holzschnitt, denn noch hat kein anderer Baum mit seinem Holze das Gleiche zu leisten vermocht.

Die Eigenschaften des Buchsholzes, durch welche dieses so vorzüglich für die Holzschneidekunst geeignet ist, beruhen in seiner Feinjährigkeit und Dichtigkeit, in der Gleichmäßigkeit und Festigkeit seines Gefüges.

Der Stamm des Buchsbaumes, der selten den Durchmesser von 1 Fuß erreicht und dabei gegen 350 Jahre alt sein kann*), wird in Scheiben zerschnitten, welche die „Schrifthöhe", d. h. die Höhe der Lettern erhalten, oft aber auch noch etwas weniger, in welchem Falle sie mit anderem Holze bis zu dieser Höhe „gefüttert", oder mit Gevierten „unterlegt" werden.

Eine solche Scheibe, von der gestaltlichen Zurichtung an bis zur Vollendung des Schnittes „Stock" genannt, wird auf der einen Seite vollkommen eben und glatt gemacht, daß sie sich wie eine Glastafel anfühlt. Wenn wir die umfangreichen Holzschnitte unserer großen illustrirten Zeitungen ansehen, so

---

*) Mir liegt eine Scheibe vor, welche auf einem Halbmesser von $4^1/_2$ Zoll gerade 333 Jahrringe zeigt, die freilich zum Theil nur mit der Lupe zu zählen sind.

können wir uns leicht von selbst denken, daß zu diesen die Stöcke vielfältig zusammengestückt werden müssen, was allerdings eine sehr sorgfältige und solide Arbeit von Seiten des Tischlers erheischt.

Die glatte Seite wird dann „grundirt", d. h. ganz dünn mit feinem gummirten Bleiweiß überstrichen, um ihr eine gleichmäßige papierähnliche Farbe zu geben und die störenden Jahrringe zu verdecken. Auf die grundirte Fläche wird dann das Bild, natürlich das rechte links und das linke rechts, mit einem guten, feinen, mittelharten Bleistift gezeichnet. Wie die Zeichnung, so wird der Schnitt ausgeführt, welcher einfach darin besteht, daß alle Lücken zwischen den Strichen und überhaupt alle unbezeichneten Stellen vertieft ausgeschnitten werden, so daß die Zeichnung allein erhaben stehen bleibt. Nur selten wird der umgekehrte Schnitt angewendet, so daß die Zeichnung vertieft geschnitten wird, in welchem Falle im Druck das Bild weiß auf schwarzem Grunde erscheint. Natürlich ist dieser Schnitt viel leichter und geht viel schneller.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß beim ersteren Verfahren das Herauszuschneidende sehr tief oder was dasselbe ist, daß das, was drucken soll, sehr erhaben sein muß. Bei dichten Schraffirungen sind die Linien kaum über Kartenblattsdicke erhaben, und dennoch, Dank der Einrichtung der Buchdruckerpresse, bleiben die Zwischenräume weiß.

Manche meiner Leser und Leserinnen werden von Abklatschen, Cliché's genannt, gehört haben, ohne zu wissen, was dieselben sind. Nicht selten findet man in wohlfeilen deutschen illustrirten Zeit- und anderen Volksschriften prachtvolle Illustrationen, welche für den billigen Preis der Zeitschrift uns viel zu kostspielig erscheinen. Dieselben sind meistens durch Cliché's hervorgebracht, welche von den Holzstöcken

in der Weise genommen werden, daß von dem Holzstock erst ein Gypsabdruck hergestellt und über diesem ein Abguß von Schriftmetall gemacht wird. Dieser letztere wird dann auf eine Holztafel aufgenagelt und kommt wie der Stock selbst in den Satz. Wir sehen, daß es dasselbe wie die Stereotypie ist. In neuerer Zeit werden, besonders bei großen Auflagen, von den Stöcken galvanoplastische Kupferablagerungen genommen und mit diesen wird gedruckt. Durch beide Mittel vermeidet man das Stocken des Druckens, welches bei sehr großen Holzschnitten zuweilen durch das Zerspringen des Holzstockes herbeigeführt wird.

Wenngleich vielleicht gesagt werden darf, daß mit der Anwendung des Holzschnittes zur Illustration belehrender Bücher manchmal ein unnöthiger Luxus getrieben wird, da in vielen Fällen die Lithographie dasselbe viel billiger und zuweilen selbst vollständiger leistet, so bleibt den Holzschnitten doch unleugbar der Vorzug, daß sie allein in und mit dem Texte zugleich gedruckt werden können, daß man also für das, was das Wort zu wünschen übrig läßt, das veranschaulichende Bild in unmittelbarer Nachbarschaft hat.

Die neueren Leistungen der Holzschneidekunst haben eine staunenswerthe Vollkommenheit erreicht, die meine Leser und Leserinnen, denen ihr Verfahren erst jetzt bekannt worden ist, nun um so höher anschlagen werden, als es dabei darauf ankommt, selbst alle kleinen Schattirungen der Striche der Holzzeichnung im Schnitte wiederzugeben. Der Holzschneider muß geradezu in anderer Weise sehen lernen, denn ein des Holzschnitts Unkundiger ist nicht im Stande, den Werth eines Holzschnittes an dem Stocke selbst zu beurtheilen, da die Kreuz- und Querschnitte zwischen der Zeichnung den Eindruck des Bildes dieser außerordentlich stören. Wer Gelegenheit dazu hat, der versäume es nicht, einen fertigen Holzschnitt sich

einmal zeigen zu lassen, namentlich ein Porträt, an dem z. B. das Auge erhaben aus den vertieft weggeschnittenen Lichtstellen der Wangen hervorglotzt.

Wenn auch das Zeichnen zum Schnitt von dem gewöhnlichen Bleistiftzeichnen in Nichts abweicht, so nimmt ein geschickter Holzzeichner doch oft auf die Arbeit des Holzschneiders Rücksicht, und wo es z. B. die künstlerische Vollendung nicht erfordert, vermeidet er die Kreuzschraffirungen, welche den Holzschneider nöthigen, lauter kleine Vierecke zwischen den sich kreuzenden Strichen herauszuschneiden und dabei den Zusammenhang der Striche nicht zu beeinträchtigen.

Einst sagte mir ein berühmter Holzschneider: „was gezeichnet werden kann, ist auch zu schneiden möglich.“ Dies ist allerdings wahr, aber es artet doch fast in Kunststückmacherei aus, eine wild und skizzenhaft schraffirte Zeichnung zu schneiden, die, wie z. B. die Darstellungen von Adolf Menzel, absichtlich so gezeichnet sind, daß sie beim Abdruck den Eindruck einer Radirung machen sollen. Diese Absicht wird oft in täuschender Weise erreicht. Aber warum dann nicht lieber gleich Radirung?

Hier würde ich mich einer Vernachlässigung schuldig machen, wenn ich nicht auch der Verdienste des Buchdruckers noch gedenken wollte. Es ist keine Kleinigkeit, einen Stock „zuzurichten“, d. h. ihn in der Presse so zu legen, daß er tadellose Abdrücke liefert, daß das Zarte zart, das Klare klar, das Tiefe tief kommt. Indem bei dem Abdruck das Papier auf den eingeschwärzten Stock mit der Kraft vieler Centner aufgepreßt wird, so ist es genau abzuwägen, daß diese Kraft auf die einzelnen Stellen des Stocks vertheilt wird. Wer es nicht gesehen hat, der lächelt vielleicht jetzt, wenn ich sage, daß oft ein Seidenblatt unter den Stock oder unter eine Ecke des Stockes gelegt, von Einfluß auf die Ausführung des

Druckes sein kann. Der Maschinenmeister, welcher in der Schnellpresse den Stock einfügt, ist eine gar wichtige Person in der Druckerei.

Doch bitte ich diesen kleinen künstlerischen Abschweif zu entschuldigen. Freilich war es eigentlich keiner — denn was wäre die Volksliteratur, was wäre namentlich die naturwissenschaftliche, ohne Lithographie und Holzschneidekunst!

Ich muß übrigens noch einen rückwirkenden Einfluß der Zeichenfertigkeit eines Naturforschers hervorheben, welcher darin besteht, daß dieselbe auch die beschreibende Fertigkeit unterstützt. Was man zeichnet, muß man ganz genau ansehen und in allen gegenseitigen Verhältnissen seiner Theile und zu andern vergleichbar nahestehenden Gegenständen — hier Naturkörpern — abwägen, um ein treues Bild wiederzugeben. Man muß schärfer und kritischer sehen, als man es zu der Beschreibung für nöthig hält. Also kommt die Uebung des Auges zum Behuf der Zeichnung alsdann auch der Beschreibung zu Gute.

In der Schilderung meines „Naturforscherlebens“ brach ich bei dem Beschluß ab, mein großes konchyliologisches Werk wieder aufzunehmen. Dies that ich im Sommer d. J. 1856 noch vor meiner „Wasserreise“ nach der Schweiz und zwei Jahre später im Oktober d. J. 1858 ließ ich das 17. und 18. Heft folgen und beschloß damit den III. Band des Werkes und mit diesem vorläufig dieses selbst, nicht wissend und es selbst kaum für wahrscheinlich haltend, ob ich noch jemals darauf werde zurückkommen können. Denn abgeschlossen oder wenigstens auf das Laufende gestellt, d. h. bis auf die Entdeckungen des jeweiligen Augenblickes fortgeführt, ist es noch lange nicht. Seit d. J. 1858 ist auf dem Gebiete der europäischen Weichthierkunde sehr vieles Neue entdeckt, und auch damals war, wie ich eben sagte, das Werk mit vielem bereits

Bekannten, welches bisher niemals abgebildet war, noch im Rückstand. Obwol ich mich seit jetzt bereits fünf Jahren von diesem Gebiete zurückgezogen, so hat dies gleichwol keinen Anderen veranlaßt, das Werk in meiner Auffassung fortzusetzen, während es doch leicht gewesen sein würde, sich mit mir dieserhalb zu einigen. Wol aber ergingen bis in die neueste Zeit wie damals i. J. 1856 an mich von mehreren Seiten Mahnungen, meine Arbeit wieder aufzunehmen. Weshalb ich denselben aber nicht Folge geben konnte, werden meine Leser bald erfahren.

Im Jahre 1852 hatte ich mit Dr. Otto Ule und Dr. Karl Müller in Halle die bekannte naturwissenschaftliche Zeitschrift „Die Natur" begründet und als Mitherausgeber und thätiger Mitarbeiter drei Jahre lang daran Theil genommen, mich aber dann davon zurückgezogen. Ich hatte mir nämlich die Führung und Haltung einer solchen Volkszeitung etwas anders gedacht. Seit dieser Zeit war ich durch meine naturwissenschaftlichen Volksbücher in immer größerer Ausdehnung dem Volke nahe getreten, und es hatte sich so in mir das Verlangen allmälig geltend gemacht, mich in einem besondern Organ und in meiner Weise mit dem Volke in fortdauernden Verkehr zu setzen.

Ich gab mich der schönen Täuschung hin, es könne und werde mir in kurzer Zeit ein großer Leserkreis nicht fehlen. Meine naturwissenschaftlichen Volksschriften, deren acht zum Theil sehr umfängliche vorlagen, waren von der Kritik mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen worden. Daher durfte ich mich dazu wol für berufen halten, nicht meinen Freunden Konkurrenz zu machen, sondern neben der „Natur" in wesentlich anderer Haltung ein für weitere Schichten des nach Bildung strebenden Volkes berechnetes Blatt zu gründen.

(Roßmäßler hatte diese Selbstschilderung bekanntlich zuerst

in seinem naturwissenschaftlichen Volksblatte „Aus der Heimath“ veröffentlicht und zwar in der dritten Person erzählend, indem er von „Adolf“ sprach. Hier berührt er sodann diese Zeitschrift zuerst und enthüllt seinen Lesern jetzt, wer dieser Adolf denn eigentlich ist. Obwol die Leser dieser selbständigen Ausgabe ihm in einem andern Verhältniß gegenüberstehen und daher weitere Erklärungen überflüssig erscheinen, so glauben wir doch die Darlegung der Beweggründe keineswegs fortlassen zu dürfen, „welche ihm den Muth dazu gegeben, die naturforscherliche Seite seines Lebensganges zu schildern“. Nachdem er gesagt, daß der damals soeben erschienene erste Theil der eigenen Lebensschilderung seiner Freundin Frau Fanny Lehwald-Stahr ihm die erste Anregung dazu gegeben, auch seinen Bildungsgang, namentlich die naturforscherliche Seite desselben zu veröffentlichen, fährt er in der nachfolgenden Erklärung fort. D. H.)

Viele Leute halten sich blos deshalb von dem naturgeschichtlichen Studium und selbst von aller Beschäftigung mit der Natur fern, weil sie glauben, dazu gehöre viel Zeit und Mühe und ein großes Vertiefen in ein uns für gewöhnlich ganz fern liegendes Gebiet. Naturgeschichte müsse man studiren, meinen sie.

Wenn das wahr wäre, so würde ich, wie aus den ersten Abschnitten meiner Schilderung hervorgeht, nie ein Naturforscher geworden sein. Fünf gesunde Sinne, ein nüchternes Urtheil, Liebe zu der uns umgebenden Natur — wer sie nicht hat, sei aus der Liste der Menschen hiermit ausgestrichen — und Maß, Zahl und Gewicht, das ist in der That Alles was man braucht, um für sich oder selbst für die Wissenschaft ein Naturforscher zu werden. Das habe ich den Leuten schon hundertmal gesagt, aber sie glaubten es mir immer nicht. Da wollte ich es ihnen nun einmal beweisen, und zwar an mir selber.

Und diesen Beweis, glaube ich, habe ich geführt. Es zu versuchen, war auch der nächste Beweggrund zu der Veröffentlichung meines „Naturforscherlebens“.

Ob ich aber nicht anmaßend bin, indem ich mich einen Naturforscher nenne?

Wie man's nimmt; ja und nein. Gäbe es das Wort Naturhandlanger oder Naturgehülfe, so würde ich mich gern so nennen. Aber wir haben leider nur das eine Wort Naturforscher und darum müssen wir dasselbe vielen Männern trotz des verschiedensten Werthes ihrer Leistungen gleicherweise zuerkennen. Herr von Liebig würde mich, und mit tausendmal mehr Recht, als er es gegen Moleschott gethan hat, einen „Dilettanten“ nennen. Ich nähme diese Bezeichnung um so bereitwilliger entgegen, als sie zu deutsch Liebhaber heißt, und Liebe zur Natur und Liebe zu meinem Volke, das ich in jene einführen möchte, der Grundton meines schriftstellerischen Arbeitens ist. In diesem Sinne, aber nur in diesem, durfte Jener freilich auch Moleschott einen Dilettanten nennen.

Um nicht in den Verdacht der spottlächerlichen widerlegungssüchtigen Bescheidenheit zu kommen, muß ich sagen, was ich unter Naturforscher in der hohen Bedeutung des Wortes verstehe. Dies ist nicht schwer, wenn man sich an die Bedeutung von Forschen erinnert. Danach ist ein Naturforscher der, welcher in der Natur nach Neuem und nach Unbekanntem für die Wissenschaft sucht. Dieses Suchen ist dann von dem höchsten Werthe, hat die höchste wissenschaftliche Geltung, wenn es mit dem Experiment vorgeht. Daher ist die Physiologie, die Erforschung der Gesetze und Erscheinungen des Lebens, die höchste Stufe der Naturforschung. Von ihr aus dehnt sich abwärts eine lange Stufenfolge bis zu dem, der einige Schneckenarten entdeckt, als neu (d. h. bis jetzt

unbekannt gewesen) erkannt und durch Nachweis ihrer unterscheidenden Merkmale von allen bisher bekannt gewesenen abgesondert hat — wie ich.

Hier, meine lieben Leser und Leserinnen, liegt mein Bischen Anrecht auf den Namen eines Naturforschers. Scheint Euch für mich „Naturkundiger" besser, so würdet Ihr vielleicht das Richtige treffen, denn einige Kunde von der Natur muß Unsereiner wol besitzen.

In allem Uebrigen bin ich nur Dilettant und ich bilde mir auf diesen Titel etwas Großes ein.

Erlaube man mir also ein Gleichniß, welches die Sache am besten klar machen wird, von der ich jetzt spreche. Ich will jetzt einmal Fachnaturforscher und naturwissenschaftliche Volksschriftsteller einander gegenüberstellen. Sie verhalten sich zu einander wie der Fabrikant zu dem Kaufmann.

Wenn Jemand einen neuen Rock und ein neues Beinkleid braucht, so geht er nicht zum Tuchfabrikanten, denn der schneidet ihm die paar Ellen die er braucht nicht ab; der verkauft blos im Ganzen. Er geht vielmehr zum Tuchhändler, da hat er eine große Auswahl und bekommt so viel oder so wenig als er braucht.

Aehnlich ist's mit dem Forscher. Er liefert gleichsam die Wissenschaft nur im Großen und hat es mit der Verwerthung derselben für das Klein- oder Einzelbedürfniß des Lebens nicht zu thun. Das Leben muß zu den Volksschriftstellern gehen, das sind die „Ausschnitter", die „Detaillisten" der Wissenschaft.

Wer wollte es nun wol versuchen, zwischen Beiden abzuwägen, wem die größere Ehre gebühre! Das lassen wir vernünftiger Weise bleiben, denn wir wissen, daß Beide ihre Ehre haben und damit Punktum. Und ich wiederhole, daß ich mir nicht wenig darauf einbilde, die Stelle zwischen dem

Volke und dem „Fabrikanten" der Naturforschung als Vermittler, als „Zwischenhändler" einzunehmen.

Gleichwol beuge ich mich in Bescheidenheit vor den großen Förderern der Wissenschaft, aus deren Händen ich das Geförderte nehme, um davon das, was als allgemeines Wissen nützen und erfreuen kann, dem Volke in einer ihm angemessenen Form zu bieten.

Aber noch Eins muß in unserm Gleichnisse aufgesucht werden. Will sich der Kaufmann eine feste, ihm treu bleibende Kundschaft erwerben, so muß er für ein reelles Waarenlager sorgen, *er muß Waarenkenntniß besitzen.* Genau dasselbe ist der Fall mit den verallgemeinernden Zwischenträgern der Naturwissenschaft. Sie müssen nicht kritiklos und kenntnißlos ihre Wissenswaare auf den Markt bringen. *Sie müssen für die Echtheit derselben mit Sachkenntniß einstehen können.*

Mir ziemt es nicht, die zweifelnde Frage aufzuwerfen, ob dies bei allen naturgeschichtlichen Volksschriftstellern zutreffe. —

Hiermit sei es genug über die Frage, wer darf sich einen Naturforscher nennen, und über meine eigene Stellung zu derselben. Dagegen sei es mir noch gestattet auf eine andere Frage und zwar: was mir denn eigentlich den Muth zu meiner Selbstschilderung gegeben, einzugehen.

Der Lebensspruch: „ich mußte" — der sich durch mein ganzes Bildungsleben bewahrheitet — weist deutlich darauf hin, wie gerade die Wahl des naturforscherlichen Berufs mehr als jede andere durch äußere Anregungen nahe gelegt werden kann und daß wol jedem unverdorbenen, der Natur offenen Sinne eine solche Saite entgegen klingt. Daher ist denn auch die Zahl der mir gleichstehenden Naturforscher, d. h. etwa mit meinem Wissensmaße, eine nicht geringe.

Schon früher*) habe ich zu zeigen versucht, weshalb „Dilettanten" meist besser als gelehrte Fachmänner dazu befähigt sind, naturgeschichtliche Volksschriften zu verfassen, und wenn die Kritik den meinigen vor manchen anderen einen Vorzug eingeräumt hat, so glaubte ich nicht wirksamer für die Erweckung des naturgeschichtlichen Strebens im Volke wirken zu können, als indem ich meine Wissenspersönlichkeit ungeschminkt hinstellte, wie ich dies im Vorstehenden gethan habe. Zu meiner großen Beschämung werde ich von Vielen wol gleichsam für ein Monstrum von vielseitiger Gelehrsamkeit gehalten, während doch von manchen meiner Arbeiten nicht viel mehr als die Darstellungsform mein Eigenthum ist. Ich fürchte nicht, durch dieses Eingeständniß in den Augen meiner Leser zu verlieren; ich hoffe vielmehr dadurch zu gewinnen, — und zwar die trauliche Nähe, in die ich mich dadurch zu ihnen stelle. Wer bis hierher mit Achtsamkeit und — das setze ich freilich immer voraus — erwärmt von Liebe zur Natur gelesen, der hat gesehen, nachdem er Geschmack an meinen Arbeiten und dadurch auch Belehrung gefunden, daß es, um mich eines recht kräftigen Ausdrucks zu bedienen, „keine Hexerei" ist, auch selber ein solcher Naturforscher zu werden. In der ungeschminkten Schilderung meines Bildungsganges erscheint nirgends eine eigentliche Studirzeit, welche alle andere Thätigkeit ausgeschlossen hätte.

Nach diesen Abschweifungen kehre ich zu dem Beschluß, mein Blatt „Aus der Heimath" zu gründen, zurück. Es stand nach kurzem Bedenken in mir fest und in der Leipziger Buchhändlermesse im Juni d. J. 1858 hatte ich in Herrn K. Flemming in Glogau auch einen Verleger gefunden. „Ich gab mich", wie ich wenige Seiten früher sagte, „der schönen

---

*) Siehe S. (300.) 231 f.

Täuschung hin, es könne und werde mir in kurzer Zeit ein großer Leserkreis nicht fehlen". Es wurde rüstig vorgearbeitet, um das Blatt mit dem Jahr 1859 ins Leben treten zu lassen.

An den ersten Beginn seines Daseins knüpft sich eine kleine Begebenheit, die ich zur Ergötzlichkeit meiner Leser und Leserinnen erzähle, die aber freilich nur insofern hier am Platze ist, als sie eben dies Blatt betrifft. Die Abergläubischen werden darin vielleicht eine Vorbedeutung erblicken — wenn ich Eine oder Einen solchen unter ihnen haben sollte.

Eines Tages — ich weiß nicht mehr wann, sondern nur, daß es der Tag nach dem Diebstahl der Kassette der Königin von Preußen auf einem Leipziger Bahnhof war — traten zwei Herren in mein Arbeitszimmer, in deren einem ich noch zeitig genug, um ihn nicht nach seinem Namen fragen zu müssen, den Theaterdirektor Wallner aus Berlin erkannte, mit dem ich vor längerer Zeit einmal flüchtig bekannt geworden. Er stellte mir den Andern vor, „der sich die Ehre meine Bekanntschaft zu machen verschaffen wolle" — den Polizeirath Stieber aus Berlin! Die mir in der That äußerst unerwartete Ehre dieses Besuchs würde mich wahrscheinlich sichtlich überrascht haben, hätte ich nicht eine Stunde vorher des allbekannten Polizeimannes Anwesenheit in der Fremdenliste des Tageblattes gelesen. Von dem Kassettendiebstahl hatte ich auch bereits gehört, ich kam Herrn Stieber also gleich mit den Worten entgegen, er sei ohne Zweifel in Leipzig, um wegen desselben Nachforschungen anzustellen. Nun war zwischen uns der Standpunkt klar. Das hatte ich beabsichtigt.

Auf der Ecke meines Arbeitstisches, neben welcher die beiden Herren Platz nahmen, lag ein soeben angekommener Stoß von Prospekten zu „Aus der Heimath". Herr Stieber nahm einen solchen und überlas ihn flüchtig. Der Schluß desselben lautet: „Was aber verbannt bleiben soll aus unserem

Blatte, das ist ein geflissentliches Eingehen auf den häßlichen Krieg zwischen Kirche und Naturwissenschaft."

Mit Beziehung hierauf sagte Herr Stieber lachend: „Das wird Ihnen nicht gelingen, die — (Censurlücke*) werden mit Ihnen anbinden, Sie mögen wollen oder nicht." Gleich darauf fuhr er fort: „Wenn mir die — (zweite Censurlücke) nur meine Spitzbuben nicht verderben wollten!"

Natürlich waren Wallner und ich nicht wenig begierig darauf, den Sinn dieser Worte zu hören. Er erzählte folgendes Geschichtchen:

Vor Kurzem hatte Herr Stieber einmal in seinem Wartezimmer einen Mann gefunden, der, ein neues Gesangbuch unter dem Arme, in schwarzer Kleidung, mit gescheiteltem Haar und ganz in der salbungsvollen Haltung der Frömmler erschien. Der Gute war ein aus dem Zuchthaus entlassener Dieb, der zur Stellung unter polizeiliche Aufsicht Herrn Stieber vorgeführt wurde. Mit gen Himmel gerichteten Augen hatte er gesagt, er danke seinem lieben himmlischen Vater, daß er ihn habe einen Verbrecher werden lassen, denn dadurch sei er unter die Obhut gottseliger Männer gekommen, die ihn zum rechten Glauben erweckt haben.

Drei Tage darauf ward der fromme Mann aber bereits wieder bei einem Einbruche erwischt — und diesen Fall schrieb Herr Stieber eben mit Recht jenem Einflusse zu, der ihm selbst „seine Spitzbuben verderben" könne.

Nach dieser Erzählung wanderte das erste Exemplar meines Prospekts in eine — Polizeitasche.

---

*) Wie glücklich würde Roßmäßler sich fühlen, hätte er unsere Tage erlebt, in denen er weder der polizeilichen Censur, noch der öffentlichen Meinung wegen hier das Wort Pfaffen oder Schwarzröcke fortzulassen brauchte. D. H.

Dies war freilich eine eigenthümliche Einführung meines Volksblattes in die Welt. — Seitdem sind fünf Jahre verstrichen, die ich meinen Lesern gegenüber „Heimathsjahre" nennen darf, die für mich selbst aber leider wahre Frohnjahre gewesen. Hatte ich auch den Beschluß der Herausgabe der „Heimath" nicht unbedacht gefaßt, so konnte ich mir doch natürlich im Voraus nicht vollkommen Rechenschaft geben über den vollen Einfluß, den die damit verbundene Arbeit auf mein übriges Schaffen, ja auf mein ganzes Sein und Leben ausüben werde. Schon früher habe ich wiederholt gesagt, daß ich mit dem festesten Vertrauen auf einen guten Erfolg an die Herausgabe des Blattes ging. Dieses Vertrauen wurzelte auf drei Stützen und da ein Ding auf drei Füßen am sichersten steht, so erschien das Vertrauen als gerechtfertigt. Diese drei Stützen waren: erstens das unläugbar vorliegende Verlangen des Volkes nach naturgeschichtlicher Belehrung; zweitens das Gewinnende dieser selbst, und drittens —. Doch ehe ich dies Dritte nenne, will ich ehrlich bekennen, daß hinter ihm einiges Selbstvertrauen steckte, denn ich rechnete gleich von Anfang an nicht auf zahlreiche Mitarbeiterschaft, wenn auch freilich auf etwas mehrere, als ich gefunden habe. Wem es mit seiner Arbeit im Dienste des Volkes Ernst ist, der hat ganz besonders auch darauf zu achten, was das sachkundige öffentliche Urtheil über dieselbe sagt, um danach sein Fortarbeiten einzurichten. Er muß sich ehrlich bemühen, sich als eine fremde Person beurtheilen zu lernen, um dies ganz unparteiisch zu können. Das wird freilich stets eine schwere Aufgabe bleiben, die man aber deshalb doch nicht von der Hand weisen darf.

Ich habe es schon einmal gesagt und wiederhole es nun, daß ich bis auf den heutigen Tag jede neue Besprechung einer meiner Arbeiten nicht ohne Herzklopfen lesen kann, daß ich

nach dreißigjähriger schriftstellerischer Thätigkeit es — und ich bin dessen froh — noch nicht zu jener Selbstzufriedenheit gebracht habe, welche so manchen Schriftsteller über den Tadel der Kritik ohne jede Blutwallung hinweghebt.

Da ich nach und nach ganze Packete von Recensionen, und zwar ohne eigenliebige Auswahl, gesammelt habe, so kann ich den Beweis der Wahrheit führen, daß die Kritik, ich darf sagen beinahe ausnahmslos, sich mit meiner Art der Volksschriftstellerei, denn nur von dieser rede ich, einverstanden erklärt hat.

Dies war die dritte Stütze meines Vertrauens auf Erfolg meiner seit Neujahr 1859 ins Leben getretenen Zeitschrift. Ich glaubte mir wol die Befähigung dafür zutrauen zu dürfen, daß ich in einen Zeitschriftverkehr mit dem Volke treten könne und da es für die Bildungsgeschichte wichtig erscheinen dürfte, mich darüber auszusprechen, so will ich das nicht unterlassen.

Vornean muß natürlich das *sachliche Wissen* stehen. Daß dieses für die Führung einer Zeitschrift wie die vorliegende eine Art naturgeschichtlicher Vielwisserei sein müsse, ergiebt sich selbstverständlich. Dabei muß aber einem ziemlich häufigen Irrthum, der solche Schriftsteller überschätzt, begegnet werden. Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß man den Volksschriftstellern zutraut, sie kramten Alles, was sie in ihren Schriften erzählen, aus ihrem eigenen Wissensschatz, etwa wie man das Geld aus dem Beutel nimmt. Ich kann mich bei der Widerlegung dieser irrigen Voraussetzung um so kürzer fassen, als ich mich schon vorhin darüber gelegentlich ausgesprochen habe. Selbst ein Humboldt aber würde eine solche Zeitschrift wie die meinige nicht in solcher Weise haben schreiben können, wie ich dort gesagt, „wie im Gefängniß, blos mit Feder und Tinte und Papier eingeschlossen“.

Seitdem ich diese Worte schrieb, haben dieselben sich an mir bereits zum dritten Male bewahrheitet. War ich vom 19. Sept. bis 10. Okt. d. J. 1863 auch nicht blos mit Tinte, Feder und Papier, sondern auch mit einigen Büchern eingeschlossen, so würde ich doch über manches Thema nicht haben schreiben können, weil mir dann und wann eine Notiz, vielleicht nur von einer Zeile, dazu gefehlt hätte, die ich in meinem Wissensvorrath nicht auffand.

Nein, Du liebes lernbegieriges Volk, Deine Lehrer thronen nicht als Götter, nicht einmal als Halbgötter hoch über Dir in dem Himmel der Gelehrsamkeit. Wer von ihnen so einfältig ist, Dich dies glauben machen zu wollen, der wüthet gegen sein eigenes Werk, welches nur gedeihen kann, indem er die Kluft zwischen Dir und sich so klein als möglich und überschreitbar für Dich darstellt. Andernfalls könnte er ja nicht verlangen und erwarten, daß Du Lust und Muth in Dir fühlest, Dich seinem Standpunkte durch Lernen zu nähern.

Immerhin glaubte ich mich Denen zugesellen zu dürfen, welchen jenes Maß allgemeinen naturgeschichtlichen Wissens innewohnt, das zur Herausgabe und Abfassung eines naturwissenschaftlichen Volksblattes nöthig ist. Es ist mir wenigstens bisher noch von keiner Seite aberkannt worden. Aus den Aufzeichnungen über meinen naturforscherlichen Bildungsgang dürfte dagegen wol unwiderlegbar hervorgehen, daß ich wenigstens die Gelegenheit und äußere Veranlassung gehabt, gerade ein solches, vielseitig sich verbreitendes Wissen mir zu verschaffen.

Ich gehe zum zweiten Erforderniß für die Führung eines solchen Volksblattes über. Die Kunst der Auswahl und der Darstellung des Stoffes nämlich. Dies ist nun freilich eine Seite, über die ich mir wol das Ergebniß

eines „Erkenne dich selber“ anmaßen, jedoch nicht selbst aussprechen darf. Ich kann höchstens darlegen, welche leitenden Regeln ich dabei als maßgebend ansehe; aber nicht, wie sehr oder wie wenig es mir gelungen sei, diese Regeln mit Erfolg anzuwenden. Das ist die Aufgabe Anderer.

Dennoch muß ich gerade bei diesem Erforderniß etwas länger verweilen, und knüpfe das, was ich darüber zu sagen habe, an den Satz: ich mochte in meinem Blatte keine Zugeständnisse an den verderbten und durch eine große Anzahl von Zeitschriften genährten verdorbenen Geschmack der Lesewelt machen.

Im ersten Jahrgange meiner Zeitschrift hatte ich in zwei Aufsätzen über „Naturwunderglauben“ und „Glaube an Wunderkuren“ gesprochen und ließ diesen einen über „verderbten Geschmack“ folgen, den ich hier einschalte:

Was ich jetzt noch besprechen muß, ist — so wenig man es auf den ersten Blick dafür halten mag — die zäheste, am tiefsten eingedrungene Herzwurzel der Wundergläubigkeit des Volkes: es ist der verderbte Geschmack für geistige Kost. Wir Alle wollen und müssen essen, und greifen im Nothfall auch nach der ungesundesten Speise; — das Volk will lesen und greift, nicht aus Noth, sondern weil sein geistiger Magen von Haus aus verdorben wird, gar oft nach schädlicher Kost. Zu dieser gehört gar Vieles, was den Titel Volksbuch trägt und deshalb nicht immer auf Löschpapier gedruckt ist. Diese schädliche Kost hat im Volke einen krankhaften, immer nur nach Reizmitteln verlangenden Heißhunger hervorgebracht, der sich am liebsten an gedruckten und ungedruckten Wundergeschichten und grausenvollen Begebenheiten sättigt.

Neben diesen Giftpilzen in dem Gebiete der Volksliteratur giebt es noch eine große Anzahl Bücher und Zeitschriften, welche man zwar nicht Gift, aber magenverder-

bendes Zuckerbrot nennen kann. Wenn man sich durch Gift oder Leckereien den leiblichen Magen verdorben hat, so erzwingt das Krankheitsgefühl, nach glücklich herbeigeführter Genesung, die Rückkehr zur gesunden Kost. Aber leider ist das mit dem geistigen Magen nicht der Fall. Leider nur zu Viele fühlen sich, trotz tiefen geistigen Siechthums, keineswegs krank und suchen also auch weder Heilmittel noch eine gesunde nährende Kost auf.

Hier liegt mitten in dem hochwogenden Bildungsstreben unseres „aufgeklärten Jahrhunderts“ ein tiefes Uebel begründet. Die wenigsten Leser aus fast allen, besonders aber den unteren Ständen denken auch nur daran, sich zu fragen, ob sie sich des ihnen erreichbaren Maßes von Wissen und Bildung erfreuen; nur seltene Ausnahmen bilden diejenigen aber, welche im Verneinungsfalle mit Ernst und Ausdauer dahin streben, das Fehlende sich anzueignen; die größte Summe aller Leserwelt und namentlich die leidenschaftlichen Leser, welche den Unterhaltungsstoff förmlich verschlingen, scheuen jede geringste Anstrengung, um wirkliches Wissen und wahre Bildung zu erringen.

Dieses Uebel wurzelt aber so tief und ist so allgemein und tausendfältig begründet in unsern gesellschaftlichen Zuständen, daß eine zähe Ausdauer dazu gehört, um in der Bekämpfung desselben selbst nur an einen verschwindend kleinen Erfolg seine ganze Lebenszeit zu setzen.

Es wäre eine arge Thorheit, auch nur einen Augenblick die Schwierigkeiten zu verkennen, welche in der Sache selbst liegen.

Vor allem trage ich keinen Augenblick Bedenken — denn das Aussprechen des für wahr Erkannten darf uns nie zögernd finden — darauf hinzuweisen, daß die Volksschule äußerst wenig für Geschmacksbildung thut; wenn nicht hier, wo wir Ausnahmen nicht im Auge haben können, „wenig“

noch zu viel gesagt ist. Halb unbewußt thut etwas die Realschule, mehr in bewußter Absicht die Gewerbeschule. Es ist schon eine hohe Stufe, welche diejenige Schule einnimmt, welche sich nicht darauf beschränkt, klassische Dichtungen zum Gegenstand des Auswendiglernens oder Vorlesens zu machen, sondern sie in ihrer Schönheit zum Verständniß des Schülers zu bringen sich bemüht. Der Zeichenunterricht, wenn er anders mehr, als ein herkömmliches Glied des Schulplanes, ist meist nichts weniger als geschmackbildend.

So wird es denn wol nicht zu viel behauptet sein, wenn man sagt, daß die wenigsten Schulen auch nur daran denken, daß Geschmacksbildung ein Gegenstand ihrer Aufgabe sei; obgleich sie doch durch die gangbare Erklärung des Begriffs Vernunft, als des Vermögens, das Wahre, Gute und Schöne zu erkennen, ganz von selber hätten darauf geführt werden sollen.

Es ist also wahrhaftig kein Wunder, wenn das Volk in der Wahl seines Lesestoffes nach geschmacklosen und geschmackverderbenden Dingen greift, oder wenigstens fast ausschließlich nach solchen, welche wenig oder nichts dazu beitragen können, das Wissen des Lesers dauernd mit einem nützlichen Gewinn zu bereichern, sondern nur müßige Stunden angenehm auszufüllen.

Unterhaltung und Belehrung ist die nur zu oft unwahre Firma, welche Bücher und Zeitschriften an der Stirn tragen und dadurch wenigstens eingestehen, daß die Unterhaltung allein nicht genug sein würde.

Wenn solche Bücher und Zeitschriften, wie es leider auf Seiten der Verfasser wie der Verleger sehr oft der Fall ist, lediglich auf dem kaufmännischen Standpunkte stehen, so handeln sie ganz richtig darin, daß sie die Unterhaltung den Wald sein lassen, in welchem dann und wann auch eine Vogelstimme

der Belehrung leis sich hören lassen darf, aber selbstverständlich nur in dem Tone der Unterhaltung; sie handeln richtig, denn die Lesewelt will unterhalten, unterhalten und noch einmal unterhalten sein.

Man wird mir den Unverstand nicht zutrauen, als wolle ich dem Bedürfniß nach Unterhaltungs-Lesestoff sein Recht absprechen. Das bürgerliche Leben ist oft so sehr einförmig oder ermüdend und für viele Menschen langweilig, daß man Zerstreuung, Erheiterung, Anregung im Buche oder in der Zeitung suchen muß. Immerhin aber ist es ein untergeordneter Dienst, welchen der Unterhaltungsschriftsteller übt. Er füllt eine Leere aus, in welcher derjenige, der sie in sich fühlt, irgend Etwas haben will, sei es was es wolle, und der Schriftsteller fühlt sich belohnt mit dem kurzen geistigen Behagen, welches sein Leser meist nur so lange empfindet, bis in die bald wieder entstandene Leere irgend ein neues Anderes gefüllt worden ist.

So lange freilich der Leselustige nichts weiter fühlt, als eben nur die Leere, während er nicht auch zugleich ein Urtheil für das hat, was dieselbe ausfüllen soll, so lange darf man den Unterhaltungsschriften ein Recht auf ihre Herrschaft, oder wenigstens das des Besitzes gewiß nicht absprechen. Die hochwichtige Aufgabe des Volkslehrers, Volksschriftstellers ist es aber, dem Leselustigen das Bedürfniß nach belehrendem Stoff zu erwecken, wenn immer auch in angenehmer, den Geist nicht zu sehr anspannender — mit einem Worte in unterhaltender Form.

Wer der Meinung ist, daß es ein Verdienst um die geistige Entwickelung der Menschheit sei, in dem Volke das Bedürfniß nach belehrendem Lesestoff wachzurufen, der wird auch das nicht vergessen müssen, daß es vor allen Dingen nothwendig ist, die dem entgegenstehenden Hindernisse hinwegzuräumen.

Eins der wesentlichsten Hindernisse ist die geistige Vereinzelung. Beim Glase Bier möchte man allerdings an diese nicht glauben; denn da fühlt sich oft nur der vereinzelt, der in die wüste Kannegießerei nicht mit einstimmt; da kann man im Gegentheil an einen ununterbrochenen polnischen Reichstag glauben. Gleichwol ist selbst hier, ja gerade hier eine günstige Gelegenheit für den Menschenfreund, der Beruf in sich fühlt, wohlthätig zu wirken. Denn die unverwüstliche gute Geistesnatur des Menschen schafft immer in kurzer Zeit aus kleinlichen Neuigkeitsklätschern aufmerksame Zuhörer, wenn ein Befähigter mit eingehender Gewandtheit das Gespräch auf einen belehrenden Gegenstand bringt und fortführt.

Jeder Naturkundige wird sich erinnern, daß er schon manchmal, ohne es zu beabsichtigen, zum Stegreif-Vortragenden wurde, wenn er an einer Tafelrunde mit seinem Nachbar irgend einen naturgeschichtlichen Gegenstand verhandelte, während die Uebrigen von allerhand anderen Dingen mit einander plauderten. Allmälig wurden die Nächstsitzenden aufmerksam, ließen ihr Gespräch fallen und hörten zu; dann noch Einer und noch Einer, bis zuletzt Alle Zuhörer des von der Natur Erzählenden waren. Dasselbe zeigt sich bei jedem andern gehaltreichen Unterhaltungsstoff, sei es ein geschichtlicher, geographischer oder was sonst für einer, obgleich mit keinem in solcher Weise, als mit einem naturgeschichtlichen. Diese Thatsache, die unbestreitbar ist, beweist doch zur Genüge, daß das Volk gewissermaßen nur auf die Erlösung wartet, auf die nämlich von dem leeren Geschwätz über Nachbar und Gevatter, über Krieg und Frieden u. s. w.

Doch auch dieses Geschwätz hat sein Recht; freilich hat es dasselbe nur im Lichte eines verständigen und Verständigung suchenden Urtheils. Nichts aber läutert und klärt das Urtheilen

besser als Bekanntschaft mit den Erscheinungen der Natur und der gesetzmäßigen Begründung derselben.

Diese Bekanntschaft zu gewähren ist daher sicher als das beste Mittel anzusehen, um den Geschmack des Volkes zu veredeln. Aber dieselbe durch Lesen von Büchern und Zeitschriften zu gewinnen, das erscheint für Viele als ein wenig einladender Weg, weil er einsam ist. Zudem ist es eine Unmöglichkeit, so zu schreiben, daß das Geschriebene — ich meine belehrende Stoffe — jeder Stufe des Fassungsvermögens und zugleich jedem Bildungs- und Geschmacks-Bedürfniß gleicherweise angemessen sei.

Verwöhnt durch den alltäglich in den Zeitungen wiederkehrenden Reiz der Neuheit, des Ueberraschenden, Staunenerregenden, die Parteileidenschaft Aufregenden u. s. w. treten Viele auch an belehrende Blätter mit diesem Reizverlangen heran und kosten oft blos, wo sie genießen sollten; und wenn das blos Versuchte nicht sogleich mundet, läßt man es ohne Weiteres bei Seite liegen.

Viele würden keine Zeitungen lesen, wenn ihnen die Gelegenheit abgeschnitten würde, darüber zu sprechen. Der an geistige Arbeit nicht Gewöhnte will das Aufgenommene gern verarbeiten, Anderen mittheilen und daran sein Urtheil knüpfen. Aehnliches mag auch gegenüber belehrenden Zeitschriften stattfinden, da diese noch lange nicht so tief ins Volk eingedrungen sind, daß es zur Tagesordnung gehörte, bei geselligen Zusammenkünften über das in der letzten Nummer Gelesene sich zu unterhalten. Es gehört schon ein Entschluß dazu, daß ein Bürgersmann sich ein solches Blatt anschaffe, vorausgesetzt, daß ihn nicht schon die Ausgabe des Abonnementspreises davon abhält.

Aus diesen, die Sachlage noch lange nicht erschöpfenden Andeutungen scheint hervorzugehen, daß es im Interesse der

Wissensvermehrung und Geschmacksbildung des Volkes erforderlich ist, das Hemmende der Vereinzelung zu beseitigen und Gemeinsamkeit des geistigen Vorwärtsstrebens hervorzurufen.

Es ist hier nicht der Ort, die dem entgegenstehenden Hindernisse zu besprechen; nur andeuten will ich noch, daß eine große Leserzahl die sehr falsche Scham hegt, durch Betheiligung das Bekenntniß ihrer Wissensdürftigkeit abzulegen. Die hohle, wirkliche oder auch nur zur Schau getragene und dann freilich desto erbärmlichere Abgestumpftheit (Blasirtheit) mancher Menschen braucht wol kaum erwähnt zu werden.

Erwägungen solcher Art waren es, welche in mir den Plan der „Humboldt-Vereine" zum Beschluß reiften und mich dazu drängten, sie öffentlich mit Ernst und Eifer anzuregen. In ihrer Hand, davon war ich fest überzeugt, mußte unendlich Vieles liegen. Was sie leisten können, das beweist seit den wenigen Monaten seines Bestehens der Berliner Handwerker-Verein, denn dem Geiste und Streben nach ist auch er ein Humboldt-Verein *). Der Name ändert nichts; er sollte

*) Jetzt, nach einer Reihe von Jahren, steht der Berliner Handwerker-Verein als eine der großartigsten und erhabensten Bildungsanstalten der Welt da. Viele Tausende von jungen Männern danken ihm die Anregung zum Bildungsstreben und dann nicht minder auch die Befriedigung desselben — und sie haben dann wiederum neue Anregung, Bildung und Wissen weiter getragen und verbreitet, bis in die fernsten Weltgegenden. So erhielt ich kürzlich einen Brief aus dem fernsten Westen Amerika's, von einem wohlhabenden und einflußreichen Manne, der den ersten Grund seiner Bildung als Tischlergeselle im Berliner Handwerker-Verein gelegt. Wie würde es unsern Volksfreund Roßmäßler aber beglücken, wenn er solche Entwicklung dieses „Humboldt-Vereins" schauen und bemerken könnte, daß die hervorragendsten Gelehrten, die tüchtigsten Schriftsteller und die hochgeschätztesten Volksmänner gleichermaßen es sich zur Ehre schätzen, Mitglieder der Lehrerschaft dieses Handwerker-Vereins zu sein. D. H.

nur in allem Volke das Andenken dieses großen Mannes wachrufen, dem es mehr verdankt, als es ahnt. Solche Vereine sind namentlich dazu berufen, die Vermittler zwischen der populären belehrenden Tagesliteratur und der Lesewelt zu machen, und dadurch jene zu einer Bedeutung zu heben, die sie ohne diese Unterstützung nicht leicht, vielleicht niemals erlangen wird. Es würde ohne Zweifel einen großen Nutzen stiften, wenn in solchen Vereinen von jeder erschienenen Nummer der geeigneten Blätter sofort ein kurzer, aber eingehender und beurtheilender Bericht erstattet, und, wenn es nöthig ist, erläuternde Vorbemerkungen dazu gemacht würden. Dadurch würde das nachfolgende eigene Lesen der Vereinsmitglieder außerordentlich gewinnen, sowol an Ausdehnung als an Verständniß. Weder den Leitern solcher Vereine noch den Lesern volksthümlicher Zeitblätter gegenüber bedarf es der Bemerkung, daß oft eine kurze einführende Erklärung dazu hinreicht, um den letzteren das Verständniß und die Bedeutung einzelner Artikel im Voraus aufzuschließen, welche ohne diese vielleicht nicht gelesen würden.

Vielleicht hat man bei der Gründung solcher Volks-Bildungsvereine wenig oder garnicht daran gedacht, welch' bedeutenden Nutzen sie durch Geschmacksbildung stiften können. Auch in dieser Rücksicht ermangelt die Naturwissenschaft nicht, sich in wirksamster Weise geltend zu machen, denn das Auge, welches sich gewöhnt hat, eindringend auf ihre reiche Formenwelt zu blicken, lernt unwillkürlich in dieser die Schönheit und Manchfaltigkeit auffinden und bewundern und findet am Natürlichen und dem Zwecke Entsprechenden Wohlgefallen — es gewinnt einen in edelster Weise geläuterten Geschmack. Und ebenso, wie mit dem Auge, ist es mit dem Urtheil, als Vermittler jenes.

Schlechter Geschmack gründet sich immer auf Entfrem-

dung von der Natur oder auf Mißdeutung derselben, hervorgegangen aus einer einseitigen, oberflächlichen Betrachtung ihrer Erscheinungen und ihrer Gesetze.

Hiernach habe ich noch einige Worte über die Zugeständnisse, die ich fest entschlossen war in meinem Blatte eben nicht machen zu wollen, hinzuzufügen. In der vorstehenden Darlegung (aus dem ersten Jahrgange meiner Zeitschrift entnommen) ist zwar schon deutlich genug darüber gesprochen, aber ich sage es jetzt nochmals gerade heraus: ich war entschlossen, mich nur an solche Leser und Leserinnen zu wenden, welche etwas lernen wollten. Ich hatte gemeint, derer müßte es doch in Deutschland eine sehr große Anzahl geben.

Jetzt, nachdem der sechste Jahrgang von „Aus der Heimath" seinem Ende nahe ist, darf man eigentlich wol annehmen, daß das Blatt seinen ihm überhaupt erreichbaren Höhepunkt der Verbreitung erreicht habe*). Dieser ist aber sehr tief unter meinen Erwartungen zurückgeblieben.

Wie die Schuld davon zu vertheilen sein mag, auf die Schultern des Herausgebers und der Mitarbeiter, der Künstler und des Verlegers, oder ob selbst ein Theil davon auf die Schultern des herrschenden Lesegeschmacks fällt — darüber kann hier füglich nicht die Rede sein.

Leider erhält der Verfasser eines Buches und der Herausgeber einer Zeitschrift über den Anklang, den er damit findet, nur sehr unzureichende Kunde. Denn selbst die Höhe des Absatzes ist kein ganz sicherer Maßstab, da der Verfasser

*) Zum Bedauern aller Verehrer unseres treuen Volksfreundes und aller Freunde des Blattes wie der Sache der naturwissenschaftlichen Volksaufklärung überhaupt, hatte er in dieser Klage nur zu wahr gesprochen — denn „Aus der Heimath" ging ja in der Hälfte des siebenten Jahrganges leider ein. D. H.

nicht weiß, ob seine Leser gerade solche sind, wie er sie bei Abfassung seines Buches im Auge gehabt hat.

Diese letzterwähnte, gewiß zu beklagende Thatsache bringt mich folgerichtig auf einen Gedanken, den ich hier auszusprechen mich dringend veranlaßt fühle.

Schon zu wiederholten Malen habe ich die Statistik erwähnt und darauf hingewiesen, daß ich in ihr einen der bedeutendsten Zweige menschlicher Wissenschaft erkenne, der, wenn auch erst in neuerer Zeit, aufgehört hat, ein dürrer Ast zu sein und begonnen, sich mit lebendigen Blättern und Blüten zu bedecken. Aber eine Knospe an ihm ist beinahe noch nicht erschlossen, wenigstens ist sie noch lange nicht zu voller Entfaltung gediehen. Ich meine die geistige Statistik. Es ist mir unbekannt, ob man schon über den Nachweis der Büchererzeugung und des Bücherverbrauchs in den verschiedenen Ländern hinausgegangen ist, ob man angefangen hat zu untersuchen, wie die einzelne Vertheilung der verbreiteten Bücher nach den Ständen und Berufsklassen sich verhalte. Zu wissen, welche Stände, welche Berufsklassen lesen am meisten oder am wenigsten, welche Bücher lesen sie am meisten oder am wenigsten — würde einen tiefen Blick in den geistigen Zustand der Völker öffnen. Ich verhehle mir nicht, daß die Lösung dieser Aufgabe, die nur von den Buchhändlern übernommen werden könnte, ihre sehr großen Schwierigkeiten haben würde, zu denen außer anderen auch die zu zählen sein würden, daß die Vermöglichkeit der Käufer und das procentige Verhältniß ihres Standes zu der Gesammtbevölkerung hinzukommen. Es versteht sich von selbst, daß die Leihbibliotheken hierbei eine große Rolle spielen würden. So wäre es mir auch im hohen Grade wichtig, eine Statistik des Leserkreises meines Blattes zu haben; und schwierig zu beschaffen wäre sie eigentlich nur hinsichtlich des durch die Post bezogenen Theils der

Auflage. Ganz in Unkenntniß bin ich übrigens darüber doch nicht geblieben, denn ich habe durch einen sehr ausgedehnten Briefverkehr mit meinen Lesern und Leserinnen wenigstens einen kleinen Theil derselben kennen gelernt und dieser hat mich frisch und ausdauernd erhalten. Ich habe nämlich dadurch erfahren, daß eine sehr ansehnliche Zahl der Exemplare meines Blattes in Hände kommt, denen man sie von einer gewissen Seite sicher gern vorenthalten möchte — in die von Volksschullehrern. Gar mancher von diesen, welche sich mit mir in persönlichen Briefverkehr setzten, hat mich freilich dringend gebeten, — seine Mitleserschaft ja nicht kund werden zu lassen.

Dies öffnet einen traurigen Blick in das Verhältniß der Volksschule, wie es in solcher Weise vielleicht noch häufiger zu finden ist, als man glaubt. Während Herr Stieber von gewissen Leuten „seine Spitzbuben nicht verderben lassen" wollte, so wollen diese gewissen Leute von der Naturforschung ihre Schullehrer nicht „verderben lassen" *). Dies Beides nebeneinandergestellt giebt viel zu denken!

Es bliebe mir nun noch das dritte Erforderniß zur Herausgabe dieser Zeitschrift zur Besprechung übrig, nachdem wir als das erste und zweite sachliches Wissen und die Kunst der Auswahl und der Darstellung des Stoffes kennen gelernt haben. Dieses Dritte nun ist Kenntniß des und Liebe für das Volk. Ich habe schon früher Einiges hierüber vorgebracht und darf mich deshalb auf wenige nachträgliche Bemerkungen beschränken.

*) Das ist jetzt glücklicherweise ja ein überwundener Standpunkt. Die Verdrängung des Kultusministers v. Mühler durch Dr. Falk und dessen Bestimmungen über die Volksschule haben Roßmäßler's betrübte Klage — wenigstens zum weitaus größten Theile — erledigt. D. H.

Kenntniß des Volkes gewinnt man nur im persönlichen Verkehr mit dem Volke, während man im äußersten Gegentheil durch persönliches Fernbleiben aus den Kreisen des Volkes zu jenem schiefen Urtheile über Das was im Volke lebt, kommt; und dies letztere hat sich bekanntlich schon so oft den Männern auf dem Throne unheilbringend gezeigt.

Die Leser werden in der Schilderung meines Lebensganges an vielen Stellen gefunden haben, daß ich äußeren Anlaß genug erhielt, mich unter das Volk zu mischen und so dessen Lebens- und Weltanschauung kennen zu lernen. Ein solcher Umgang sagt dem Naturforscher mehr zu, als jedem andern Menschen, weil das Maß des natürlichen Wissens und Urtheilens immer eine wesentliche Grundlage für die geistige Persönlichkeit eines Menschen ist. Dieser Ausspruch mag vielleicht gewagt, ja wol gar als eine Ueberhebung naturforscherlicher Berufseitelkeit erscheinen. Daß eine solche Annahme aber nicht richtig ist, dafür liegt eben ein Beweis in der Verfolgung der naturwissenschaftlichen Aufklärung von Seiten der Orthodoxie und deßhalb fühle ich mich hier der weiteren Ausführung des obigen Ausspruches auch von vornherein überhoben.

Ich konnte mein ganzes Leben hindurch den niedrigen Stand des naturgeschichtlichen Volkswissens ermessen; ich sah, daß man nicht viel mehr als Nichts vorfinde, um darauf weitere Belehrung aufbauen zu können; ich lernte damit die geistige Persönlichkeit des Volkes kennen und beurtheilen. Daß ich es trotzdem nicht zu gering schätzte, sondern eher zu hoch, das ist mir von meinen Freunden oft genug als Unrecht gegen mich selber vorgehalten worden.

Soll ich nun auch noch aussprechen und mich dessen rühmen, daß ich das Volk liebe? Man sagt es wol in der Jugend seinem Mädchen und dann seinen Kindern und deren

Mutter, daß man sie liebt, aber meinem Volke es zu sagen, hält mich eine ehrfurchtsvolle Scheu ab. Das Volk steht mir zu hoch, daß ich wagen könnte, ihm meine Liebe kundzuthun, denn ich habe ja gar kein Recht dazu, ihm meine volle Zuneigung und Hingebung vorzuenthalten. Die Versicherung dagegen darf ich wol aussprechen: daß ich keine höhere Freude kenne, als für das Volk zu arbeiten. Freilich soll ein jeder Schriftsteller, dem Herz und Kopf auf dem rechten Flecke stehen, an seiner Arbeit stets Freude haben; aber es ist doch sicher etwas Anderes, eine verschiedene Art von Freude, ein so recht aus dem Herzen hervorquellendes Volksbuch, als ein gelehrtes Buch — etwa über die Dreieinigkeitslehre zu schreiben. Eigentlich darf nur der Volksschriftsteller von sich behaupten, was ich in dem Vorworte zur zweiten Auflage des dritten Theiles meines Buchs „Der Mensch im Spiegel der Natur" sagte: daß man im Volke die Menschheit sieht und sein Thun und Streben der Menschheit verpflichtet weiß.

Ich nannte vorhin, um nun wieder in den Gang meiner Geschichte zurückzukehren, die Frist vom Jahre 1859 bis heute eine „Frohnzeit". Ich bitte, dies nur so zu verstehen, daß ich seitdem die Verfügung über meine Zeit und meine Arbeitsbeschlüsse verloren habe, wie es eben dem Fröhner ergeht, der seines Herrn Feld bestellen muß. In meinem Falle ist das zu bestellende Feld freilich eben so sehr mein eigenes wie das Derjenigen, in deren Dienst ich arbeite. Aber immerhin hatte ich mir den zwingenden Einfluß auf mein ganzes Sein und Thun doch nicht so weitreichend und eingreifend gedacht, als ich ihn fand, und sehr bald noch mehr gefunden haben würde, wenn mir nicht eine so tüchtige Kraft in der Person des Zeichners, Herrn Thieme, zur Seite gestanden hätte, auf dessen gewissenhafte und sachverständige Ausführung der ihm übertragenen Arbeiten ich mich sicher verlassen konnte. Wenn

man die Abbildungen der Zeitschrift von Anfang an mit anderen vergleicht, so wird man eingestehen müssen, daß sie in streng wissenschaftlichen Werken oft weniger treu angetroffen werden. Herr Thieme ist eben eins von den seltenen Zeichengenies, denen nichts entgeht, und wie sie allein der Naturforscher, der nicht selbst zeichnet, brauchen kann.

Die fühlbarste Folge, welche die Gründung meines Blattes für mich gehabt, ist die, daß es mir seitdem zur Unmöglichkeit wurde, länger als auf höchstens 1 oder 2 Wochen meinen Arbeitstisch zu verlassen. Was dem Naturforscher das Reisen ist, das habe ich erst seit dieser Zeit ganz zu würdigen gelernt. Ich möchte jedem Naturforscher, der sich die Frische und Freiheit seines Schaffens erhalten will, dringend anrathen, es sehr reiflich zu überlegen, ehe er beschließt, unter die vielgeplagten Zeitungsherausgeber zu gehen, es sei denn, daß sich dabei seine Arbeit auf die Redaktion im engern Sinne und nur dann und wann einmal einen selbst geschriebenen Artikel beschränkt. —

Ich komme jetzt zur Mittheilung eines Beschlusses und dessen vielleicht etwas zu vertrauensvoller Ausführung, den ich schon oben berührte: die Gründung der Humboldt-Vereine.

Am 14. September des Jahres 1859 hätte Alexander von Humboldt sein 90. Lebensjahr vollendet. Er war wenige Monate vorher, am 6. Mai, geschieden und auf diesen ersten Geburtstag des Todten wollte ich seine Wiederauferstehung im Volke gründen.

Kurze Zeit vor seinem Tode, am 9. Febr. d. J. 1859, erhielt ich den letzten Brief von Alexander von Humboldt. Es war eine abschlägige aber überaus wohlwollende Erwiederung auf meine Bitte um ein Originalporträt von sich, um es am 14. Sept. 1859, an welchem Tage ich eine Festnummer zu

seinem 90. Geburtstage erscheinen lassen wollte, meiner Zeitschrift in Holzschnitt beizugeben. Der Tod verfügte anders und ich folgte nur einem selbstverständlichen Drange, als ich am frühen Morgen des 10. Mai nach Berlin eilte, um unter Denen zu sein, welche dem großen Manne das letzte Geleit gaben. Wo waren an jenem Tage die deutschen Naturforscher? Hatte nicht jeder am 6. Mai das Haupt seiner Wissenschaft verloren?

In den nächsten Wochen nach Humboldt's Tode, noch bevor die Berliner „Humboldt-Stiftung" ins Leben trat, reifte in mir ein Plan, den ich in meiner Zeitschrift (Jahrgang 1859 Nr. 27) durch folgenden Aufruf meinen Lesern ans Herz legte.

Humboldt-Vereine.

Das vereinte Streben zum Nützlichen und Guten gedeiht besser, wenn es sich unter den Schutz eines großen Namens stellt. Es ist die würdigste Form der Anerkennung der Autorität neben so manchen unwürdigen Aeußerungen der Autoritätsgläubigkeit.

Wenn wir Alle, die Leser und die Verfasser dieses Blattes, überhaupt den Muth haben, mitten in den täglich mehr sich verwickelnden Fragen, welche die Zukunft an uns stellt, uns Auge und Sinn für die Betrachtung der Natur offen erhalten zu wollen, so fürchte ich nicht gegen die Zeit zu fehlen und den Eifer meiner Leser zu überschätzen, wenn ich es wage, mitten in diese unruhvolle Zeit hinein den Gedanken einer friedlichen Schöpfung zu rufen. Ist ja doch gerade die Gegenwart in der Richtung des gleich näher zu bezeichnenden Aufrufes ein warnendes Beispiel, indem sie uns da Zerrissenheit und Unklarheit des Wollens zeigt, wo festes Zusammenhalten zu einem klar erkannten Ziele Noth thut.

Als ich mit dem „Gebirgsdörfchen“ *) unsern geistigen Verkehr eröffnete, konnte ich noch nicht wissen, daß eine Veranlassung zur Verwirklichung des darin entwickelten Gedankens so bald eintreten und gleichzeitig in eine so ungünstige Zeit fallen werde. Der Gedanke, welcher jener kleinen Erzählung zum Grunde liegt, hat zu meiner Freude Verständniß und, was dann von selbst folgen mußte, Anklang gefunden, der Gedanke, Liebe zur Natur durch Kenntniß der Natur in allen Schichten des Volkes zu verbreiten und dadurch fördernd auf Gesittung und Bildung zu wirken.

Einer aus Eurer Mitte, liebe Leser, der kein Naturforscher von Beruf ist, schreibt mir in seinem letzten Briefe, indem er mich zu einem Besuche einladet: „Sie würden in mir und einigen Freunden ein annäherndes Bild aus Ihrem Gebirgsdörfchen wiederfinden.“ Das wußte ich voraus, es lebt in unserem lieben deutschen Vaterlande an vielen Orten ein Kleeblatt Faber-Gerold-Krauß, ohne von seiner Umgebung gekannt zu sein, ja ohne sich selbst noch zu kennen.

Auf denn, Ihr Freunde! versucht es, — wenn man da von Versuchen sprechen darf, wo man des Erfolges gewiß sein kann — schaut in Euch und schaut um Euch! Was Ihr dort finden werdet, es wird Euch Muth und Freudigkeit geben, es jenen Dreien gleich zu thun. Es bedarf weiter nichts, als Eurer Erklärung, daß Ihr bereitwillig seid, Jedem, den danach verlangt, Führer und Begleiter in die Natur zu sein. Der Name Humboldt sei das Band, welches die Gleichstrebenden zusammenknüpft.

Die „naturforschenden Gesellschaften“, mit denen Deutsch-

*) Für die Leser, welche „Aus der Heimath“ nicht kennen sollten, müssen wir bemerken, daß dies eine naturwissenschaftliche Erzählung oder richtiger gesagt eine Erklärung naturwissenschaftlicher Thatsachen und Vorgänge in dem Gewande einer harmlosen kleinen Erzählung ist. D. H.

land, wie die übrigen Staaten Europas und der ganzen gebildeten Welt, gesegnet ist, kümmern sich leider wenig oder nicht um das Volk; ja selbst die große von Oken im Jahre 1822 gestiftete Wandergesellschaft der jährlichen „Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte“ ist für das Volk ziemlich bedeutungslos geblieben. Das soll ihnen kein Vorwurf sein, denn es liegt nicht in ihrem Ziele, anders als höchstens anregend, ein Beispiel gebend auf das Volk zu wirken. Mir selbst stände es auch am wenigsten zu, einen Vorwurf auszusprechen, da gerade ich die Gelegenheit gehabt habe, mich davon zu überzeugen, wie hoch die Theilnehmer an diesen Versammlungen die Berechtigung des ganzen Volkes am Mitbesitz der Naturwissenschaft anerkennen. Im Jahre 1852 wagte ich es, der in Wiesbaden stattfindenden 29. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in der dritten (letzten) öffentlichen Sitzung zuzurufen, wie sehr sie verpflichtet seien, dem Volke durch Bildung von Vereinen und Gründung von vaterländischen Naturaliensammlungen die Naturwissenschaft zugänglich zu machen. Daß ich damit kein Wagniß begangen hatte, zeigte mir der lebhafte Beifall, der damals meinen Worten folgte.

Wie sollte ich jetzt ein Wagniß begehen, indem ich mich an das Volk selbst und an seine mitten in ihm und also ihm nahe stehenden Freunde wende?

Wenn das Ziel des Strebens solcher naturwissenschaftlichen Volksvereine an sich klar ist und fest steht, so muß auch das Ziel der Zeit fest stehen, wenn meine Worte nicht verhallen sollen.

Dieses Ziel ist der 14. September dieses Jahres, der Tag, welchem wir Alle mit freudiger Hoffnung entgegensahen, denn an ihm sollte Humboldt das neunzigste Lebensjahr voll-

enden. Er ist jetzt todt und der Tag wird uns nun ein Tag der Trauer sein.

Es steht aber in unserer Macht, ihn in einen Tag der Weihe, in einen Tag der Freude zu verwandeln.

Es bleiben Euch, gleichstrebende Freunde, noch zwei Monate. Nutzet sie!

Der 14. September 1859 sei der Tag, an welchem überall in Deutschland, wohin die Stimme von „Aus der Heimath" dringt, **Humboldt-Vereine** als Gedächtnißfeier unseres großen Landsmannes ihren Stiftungstag feiern. Wir ehren sein Gedächtniß, indem wir an uns selbst sein Streben fortsetzen. In seinem Kosmos hat Humboldt nicht für das Volk selbst, sondern als Leitfaden für die Freunde des Volks, das Weltall als schmuckvolle Einheit — denn Kosmos bedeutet ebenso Schmuck wie Welt — hingestellt, und dabei war sein unverrücktes Ziel „Anregung", von der er selbst sagt: „in solchen Anregungen ruht eine geheimnißvolle Kraft; sie sind erheiternd und lindernd, stärken und erfrischen den ermüdeten Geist, besänftigen das Gemüth, wenn es schmerzlich in seinen Tiefen erschüttert oder vom wilden Drange der Leidenschaften bewegt ist."

Mit froher Zuversicht sehe ich dem 14. September entgegen. Bis dahin ist unser Blatt Fragen und Vorschlägen über Einrichtung der Humboldt-Vereine geöffnet, ebenso wie nachher die hoffentlich recht reichlich eingehenden Berichte über die Feier des Tages demselben zur Zierde gereichen werden.

Dieser Aufruf hatte zunächst in Schlesien gezündet und am ersten Geburtstage des verstorbenen Humboldt fand auf der Gröditzburg zwischen Bunzlau und Löwenberg das erste allgemeine Deutsche Humboldtfest statt und die Gründung des ersten Humboldt-Vereins für Schlesien. Wenn

die Stiftung des Deutschen Humboldt-Vereins jetzt, nach Ablauf von fünf Jahren als gesichert und lebensfähig zu betrachten ist, so gebührt der Dank dafür namentlich den damals auf der Gröditzburg versammelt gewesenen Festgenossen und unter diesen ganz besonders Herrn Rudolph Sachße in Löwenberg und Herrn Theodor Oelsner in Breslau, welcher letztere gleich von Anfang an der Geschichtschreiber des Deutschen Humboldt-Vereins geworden und geblieben ist.

In der dritten Zusammenkunft in Löbau in der sächsischen Oberlausitz wurde der deutsche Humboldt-Verein endgültig begründet und nahm die nachfolgenden Satzungen an:

Satzungen des deutschen Humboldt-Vereins.

1.

Der Zweck des Vereins ist: die Pflege der Naturwissenschaft in Humboldt's Geiste mittelbar und unmittelbar zu fördern, dieselbe immer mehr zu einem Gemeingut des Volkes machen zu helfen und dadurch das fruchtbringende Gedächtniß Humboldt's im deutschen Volke wach zu erhalten.

2.

Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind öffentliche Vorträge und Besprechungen, sowie Vorzeigung und Ausstellung naturwissenschaftlicher Gegenstände und Unterrichtsmittel.

3.

Mitglied des Vereins zu werden steht ohne Unterschied des Standes und Berufes Jedem frei, der den bezeichneten Zweck fördern helfen will.

4.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch persönliche

Betheiligung an den Jahresversammlungen (7.) und durch Einzeichnung in die Mitglieder-Liste.

5.

Eine Mitglieds-Karte berechtigt zur Theilnahme an den Sitzungen, Wahlen, Abstimmungen und sonstigen für die Vereinsmitglieder vorbereiteten Veranstaltungen und Festlichkeiten.

6.

Die für die Mitglieds-Karten eingehenden Gelder sind ausschließlich zur Deckung der nöthigen Auslagen für die Jahresversammlung bestimmt. Die Höhe des Preises für diese Karten ist für jeden Versammlungsort besonders und zwar so niedrig als möglich festzustellen.

7.

Alljährlich findet am 14. September und nach Befinden am nächstfolgenden Tage eine allgemeine Versammlung statt. Dieselbe ist nur durch die Innehaltung der Satzungen und an die Ausführung vorausgegangener Beschlüsse gebunden, im Uebrigen aber unabhängig von früheren Versammlungen. Eine geschlossene Mitgliedschaft besteht daher nicht.

8.

Der Versammlungsort wechselt alljährlich in der Weise, daß jede Jahresversammlung am Schlusse der Verhandlungen den nächstjährigen Ort und zwei an diesem oder in dessen unmittelbarer Nähe wohnhafte Geschäftsführer ernennt.

9.

Die Geschäftsführer haben für Bildung eines mit ihnen gemeinschaftlich wirkenden Lokal-Komité's, für die Veranstaltung der erforderlichen Vorbereitungen der nächsten

Jahresversammlung, für Herbeiziehung eines Schriftführers, für Aufbewahrung des Vereins-Archivs, für parlamentarische Leitung der Verhandlungen bei der Jahresversammlung und endlich für Abfassung eines Berichtes über die von ihnen geleitete Versammlung Sorge zu tragen.

10.

Die Geschäftsführer, welche für sich und im Wegzugs- oder Todesfalle für einander Ergänzungsrecht haben, sind verpflichtet und berechtigt, einen anderweiten Versammlungsort und andere Geschäftsführer zu ernennen, wenn der gewählte Versammlungsort unmöglich werden sollte.

11.

Mit erfolgter Annahme der Wahl des nächsten Versammlungsortes gehen die Geschäfte des Vereins, soweit sie die nächste Jahresversammlung betreffen, an die neuen Geschäftsführer über. Dabei haben die letzten Geschäftsführer diesen ihren Amtsnachfolgern das Vereins-Archiv auszuhändigen.

12.

Außer dem Archive besitzt der Verein kein Eigenthum. Etwa bei den Sitzungen und Vorträgen vorgelegte Gegenstände an Naturalien u. s. w. werden, dafern sie der Vorlegende nicht zurücknimmt, den öffentlichen Lehranstalten oder Sammlungen des Versammlungsortes überwiesen.

13.

Der Verein bestimmt eine Zeitschrift, in welcher der Jahresbericht zum Abdruck gelangt und die gegen die Verpflichtung, alle die Vereinsangelegenheiten betreffenden Veröffentlichungen, soweit dazu keine besondern Beilagen erforderlich sind, unentgeltlich aufzunehmen, bis auf weitern Be-

schluß zum Organ des deutschen Humboldt-Vereins ernannt wird.

14.

In den ersten drei Jahren darf an diesen Satzungen Etwas nicht geändert werden.

Löbau, den 14. September 1861.

In den Jahren 1862 und 1863 fanden die Jahresversammlungen in Halle und in Reichenbach i. V. statt. Für 1864 ist Jena erwählt, jedoch scheinen, und zwar nicht lediglich durch die Zeitlage bedingt, sich Hindernisse entgegenzustellen.*)

Bezeichnete ich kurz vorher die Stiftung des Humboldt-Vereins auch als gesichert und lebensfähig, so darf ich mir dennoch nicht verhehlen, daß es in den fünf Jahren seines Bestehens damit nicht so fördersam vorwärts gegangen ist, als man wol erwarten konnte und wie ich es sehnlichst gehofft hatte. Wenn man aber nach dem Grunde dieser Erscheinung fragt, so wird sie begreiflich, wenn auch deshalb nicht minder bedauerlich erscheinen.

Der Plan, womöglich in jeder Stadt, ja sogar in großen

*) Es ist in der That geschehen und bleibt zu bedauern, daß die großen Hoffnungen, welche Roßmäßler auf die Humboldt-Vereine gesetzt, durchaus getäuscht wurden. Anstatt zu Herden für die naturwissenschaftliche Volksbildung und Volksaufklärung überhaupt sich zu entwickeln, wie es der Volksfreund Roßmäßler so glühend ersehnte, anstatt zu einem Centralpunkt sich zu vereinigen, dessen Geistesflammen der ganzen Menschheit eine Fülle des Lichts und der Wahrheit spendeten, sind die Humboldt-Vereine nach kurzer Frist des Emporflackerns in kleinen Kreisen, fast sämmtlich still erloschen. Nur in Schlesien bestehen noch einige dieser Vereinigungen, die in demselben Geiste — aber in beschränktem Rahmen dasselbe Ziel verfolgen. D. H.

Dorfgemeinden Humboldt-Vereine ins Leben zu rufen, der auf der Heimreise von Humboldt's Leichenbegängniß am 10. Mai d. J. 1859 in mir aufkeimte, hatte bereits in dem allerersten Aufsatz, den ich für mein Blatt schrieb, geschlummert, denn das „Gebirgsdörfchen" sollte an einem, wenn auch nur erdichteten Beispiele zeigen, wie es drei thatkräftigen jungen Männern gelungen sei, in einer Dorfgemeinde naturwissenschaftlichen Sinn zu erwecken. Diese ganze kleine Erzählung ist — ich war mir dessen damals garnicht einmal bewußt — gewissermaßen der in erzählende Form gekleidete Plan des Blattes, an dessen Spitze ich sie stellte. Daß sie dieses aber sein sollte, drückte ich unwillkürlich durch den Beisatz zur Ueberschrift aus „Eine Perspektive in die Naturgeschichte des Volkes". Freilich ist dieser Blick eine lange, lange Pappelallee hinab, die gar nicht auszusehen ist. Trotz alledem müssen es sich die Jünger der Humanität nicht verdrießen lassen diese Fernsicht zu durchmessen.

Wie bei jedem seines Zieles sich bewußten und beharrlichen Streben die einzelnen Schritte nach demselben hin folgerichtig ganz von selbst kommen, so daß der Strebende dabei kaum wählt, sondern einfach folgt, also „muß", so erging es auch mir gegen das Ende des ersten Jahrganges von „Aus der Heimath". Die in der Sache selbst liegende Nothwendigkeit erzeugte ohne mein Zuthun in mir den Gedanken, daß mein Vorschlag zur Gründung der Humboldt-Vereine deshalb so langsam gedeihe, weil der Unterbau dazu fehle. Erst jetzt, nach vollen vier Jahren, kommt es mir zum Bewußtsein, daß ein im Spätjahr 1859 geschriebenes kleines Buch ein unerläßlicher Schritt auf meinem eingeschlagenen Wege gewesen ist, während ich damals glaubte, der Gedanke dazu sei mir, wie man so zu sagen pflegt, von selber gekommen. Mein Sinnspruch „ich mußte" ist bis heute noch immer voll-

kommen wahr geblieben. Wenn man sich nur ganz und recht einem leitenden Gedanken hingegeben hat, so kommen die weiteren ganz von selbst und man thut wohl daran, zu „müssen", d. h. mit Bewußtsein der folgerichtigen Nothwendigkeit zu gehorchen.

Dies Büchelchen ist „Der naturgeschichtliche Unterricht. Gedanken und Vorschläge zu einer Umgestaltung desselben" (Leipzig, Brandstetter). Ich widmete es dem deutschen Lehrerstande und schloß die kurze Widmung mit dem Satze:

„Ich übergebe Euch das kleine Buch ohne weitere Vorrede. Ist es ja selbst nichts weiter als die Vorrede zu dem großen Werke, an dem Ihr alle Mitarbeiter sein sollt. Denn ich halte es für ein großes Werk, die Natur in den Augen ihrer denkenden Angehörigen in ihr volles Recht einzusetzen."

Große Erwartungen und Befürchtungen hatte ich an dies kleine Buch geknüpft. Vor Allem nahm ich an, daß die Orthodoxie über mich herfallen werde; von Seiten der Lehrer glaubte ich eine Hinweisung auf die in dieser Hinsicht unzureichende Seminarbildung zu erhalten, während ich freilich auch die Lehrerträgheit einigermaßen fürchtete. Von den edeln Vorkämpfern für die Hebung der Volksschule erhoffte ich lebhafte Zustimmung. So ist es auch geschehen; nur die Lehrerträgheit hat sich zu meiner Freude fast gar nicht gezeigt. Im Ganzen aber habe ich zu beklagen, daß ich doch nur einen kleinen Theil der Kritiken zu Gesicht bekommen, und wie es scheint fast nur die beistimmenden. Es würde nicht hierher gehören, für meine Leser und Leserinnen, die mein kleines Buch selbst nicht kennen, eine Zusammenstellung seiner Kritiken einzuschalten. Nur das will ich erwähnen, daß selbst einem unserer tüchtigsten und unabhängigsten Denker über die

Schulreform mein Betonen „des freudigen Bewußtseins der irdischen Heimathsangehörigkeit“ starke Bedenken erweckte, weil es „einer schlimmen Mißdeutung fähig sei.“ Ein besonderes Gewicht lege ich auf eine energisch zustimmende Kritik aus Oesterreich in der „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien“, welche diese Befürchtung nicht kennt.

Wenn immerhin auch an eines meiner eigenen Bücher anknüpfend, trage ich dennoch kein Bedenken, hier einer Klage und Mahnung Worte zu geben, und daß ich dies eben bei Gelegenheit dieses Schriftchens thue, dazu ermuthigt mich das Schlußwort einer eingehenden Besprechung unseres alten tapferen Diesterweg: „Der Verfasser überläßt den praktischen Lehrern Vieles; keiner aber wird es bereuen, die Ansichten und Winke des naturkundigen 2c. Mannes kennen gelernt zu haben und — zu bedenken.“

Alle Beurtheilungen — die verurtheilenden thaten es wenigstens widerwillig — stimmten darin überein, daß mein kleines Buch eine reformatorische Bedeutung habe, die ja auch offen auf dem Titel in Anspruch genommen ist. Nun bin ich ja weit entfernt davon, hier mit einer ganz neuen Reformidee als meinem geistigen Eigenthum hervorzutreten, sondern ich weiß, daß ich nur als Sprecher für eine große Reformpartei auftrat, und jeder Angehörige dieser Partei erkennt das in dem Buche Gesagte als auch in seinem Namen dargelegt an, wenigstens in der Grundanschauung und in den Hauptzügen.

Was ist aber eine Partei? Lernt es durch Versetzung des e und des i! Es ist das thätige Gegentheil der duldenden Partie. Wenn eine Partei nicht handelt, ist sie blos eine Partie. Erinnern wir uns jetzt an das solonische Gesetz, welches in Zeiten der Gefahr es Jedem zur Pflicht macht, Partei zu ergreifen. Daß unsere Zeit eine solonische

sei, wird wol Niemand leugnen wollen, schon deshalb nicht, weil unsere Zeit in zehnerlei Krisen liegt und jede Krisis ihre Gefahr oder wenigstens die Verpflichtung der höchsten Achtsamkeit mit sich bringt.

Sollte ich hier inne halten müssen, um erst dem oder jenem meiner Leser Rede und Antwort zu stehen, welche jetzt an dem Worte Partei Anstoß nehmen? Wol möglich, und darum thue ich es.

Wenngleich ich erwarten darf, daß aus der ganzen vorstehenden Schilderung meines Entwicklungsganges, obschon derselbe blos die berufliche Seite meines Thuns im Auge hat, hervorgehe, daß ich ein Parteimann bin, so „muß“ ich dies ausdrücklich erklären. Ich kann unmöglich diese Aufzeichnungen ohne diese Erklärung schließen, und sollte ich dadurch manches ängstliche Gemüth von mir stoßen.

Welcher Partei gehöre ich an? Vielleicht wird jetzt selbst diese Frage laut, obgleich meine Antwort darauf sagen muß, daß die Frage von wenig Nachdenken zeugt. Ich gehöre natürlich einer von zwei Parteien an. Denn mehr als zwei giebt es nicht, wenn wir uns an das vorhin Gesagte erinnern, daß eine Partei handeln muß. Wenn also Tausende, die sich weder zu der einen noch zu der andern stellen, sich einbilden, sie wären auch Anhänger der Parteien, so irren sie sich gewaltig. Der schwäbische Parlamentarismus (in Deutschland der älteste und ausgebildetste) nennt sie ganz richtig Mittelpartien. Sie sind das Grau zwischen dem Schwarz und dem Weiß.

Diejenigen, derer wegen ich überhaupt nur diese Einschaltung mache — deren aber unter meinen Lesern und Leserinnen hoffentlich nicht viele sein werden — wenden mir ein, daß ich jetzt von politischer Parteiung spreche, die nicht hierher gehöre.

Die Politik, die Kirche, die Schule, die Wissenschaft, die Gemeinde, Handel und Gewerbe — sind Alles menschliche Angelegenheiten, welche in ihrer untrennbaren Verknüpfung das den Menschen von dem Thier Unterscheidende ausmachen, die einzelnen Menschen zur Menschheit verbinden. Indem die Menschheit ihrem Ideale zuschreitet, muß der Fortschritt auf allen diesen Gebieten gleichmäßig stattfinden. Es giebt also wol einen auf verschiedene Gebiete sich vertheilenden Fortschritt, aber immerhin nur einen Fortschritt und nur eine Fortschrittspartei. Wer sich zu dieser bekennt, muß auf allen jenen Gebieten den Fortschritt wollen, muß auf allen für den Fortschritt thätig sein, wenn immerhin das beschränkte Maß menschlicher Kraft und die Berechtigung der Wahl geistiger Thätigkeit es mit sich bringt, daß unsere Fortschrittsarbeit nicht immer, ja selten eine auf allen Gebieten gleichmäßig thätige ist. Das aber muß ich auf das entschiedenste betonen, daß es dem Kulturgange der Menschheit gegenüber nur ein Vorwärts und ein Rückwärts giebt, also nur eine Partei des Fortschritts und eine Partei des Rückschritts.

Die hier das Vorhandensein einer Partei des Stillstands, einer sogenannten konservativen Partei behaupten wollen, sind im Irrthum, denn das Leben der Menschheit steht niemals still, seine Wandelungen sprechen sich eben in den Erscheinungen auf jenen Gebieten aus. —

Wenn ich mich vorhin einen Parteimann nannte, so muß ich nun hinzufügen, daß ich ein solcher in der eben kurz bezeichneten Gleichmäßigkeit des Vorwärts auf allen Gebieten bin. Dem muß ich hier noch hinzufügen, daß also mein Blatt, indem es sich ein Volksblatt nennt, ein Parteiblatt ist und sein muß. Hält es Jemand der Mühe werth, meine Parteipersönlichkeit näher kennen zu lernen, als sie ihm viel-

leicht bis hierher aus meinem „Naturforscherleben" hervorgeht, den verweise ich auf mein Volksbuch „Der Mensch im Spiegel der Natur".

Zu dieser Klage und Mahnung veranlaßte mich der geringe, wenigstens nirgends sichtbar gewordene Erfolg meiner oben genannten kleinen Schrift „Der naturgeschichtliche Unterricht". Nachdem selbst von widerwilliger Seite das Richtige der Vorschläge und Gedanken in derselben anerkannt worden, hätte doch die „Fortschrittspartei" diese Angelegenheit aufnehmen müssen.

Da ich aber wußte, daß von dieser Seite nichts zu erwarten war, so fand ich mich umsomehr aufgefordert, die Humboldt-Vereine ins Leben zu rufen. In ihnen glaubte ich ein Mittel gefunden zu haben, humane Bildung, auf Erkenntniß der Natur gegründet, in den mittleren und unteren Schichten des Volkes zu verbreiten.

Freilich ist der Erfolg ihrer Bestrebungen erst ein sehr geringer, wenn ich auch bei dem vorhin Gesagten bleiben darf, daß ihr Bestand gesichert erscheint. Man darf nicht vergessen, was freilich seit der Gründung der Humboldt-Vereine erst recht an den Tag gekommen ist, daß es erschreckend wenig Leute giebt, welche selbst das geringe Maß von naturgeschichtlichem Wissen besitzen, das zur Führung eines solchen Vereines erforderlich ist. Diese Wenigen sind aber noch nicht einmal immer bereit dazu, denn bald fehlt ihnen der Muth, bald die Zeit, bald Dies, bald Jenes.

Man braucht noch lange nicht zu den ausgesprochenen Sendboten naturgeschichtlicher Volksaufklärung zu gehören, um geradehin eine befremdende Erscheinung darin zu erkennen, daß unsere Zeit, welche auf allen Gebieten der menschlichen Gewerbthätigkeit aus der Hand der Naturwissenschaft fast täglich neue Bereicherungen erhält, es nicht der Mühe für werth hält, diese Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes zu machen,

so weit dies durch zweckmäßigen Schulunterricht geschehen kann.

Dies ist — da Niemand das Befremdende dieser Erscheinung in Abrede stellen wird — ein trauriger Beweis dafür, daß selbst in dem „gelehrten Deutschland", in dem „Volke von Denkern" die wichtige Aufgabe des Volksunterrichts von einer würdigen Lösung noch sehr weit entfernt bleibt. Gerade in diesem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, fürchtet sich Deutschland vor seinen Nachbarn, nachdem es doch ein Menschenalter hindurch eine Milliarde Thaler für seine stehenden Soldaten-Heere verwendet hat, während dem stehenden Heere der Volksschullehrer kaum das Nothdürftigste zugewendet worden ist. Dieses Mißverhältniß verurtheilt unsere Kultur dazu, auf einer sehr niedrigen Stufe stehen zu bleiben, die sich auf das schreiendste dadurch ausspricht, daß der christlich-germanische Polizeistaatsgedanke die „Humanitätsbestrebungen" beinahe — nicht einmal überall blos beinahe — zu den verbotenen Dingen wirft.

Doch ich möchte den Gegnern nicht eine Ausrede in den Mund geben; ich will daher etwas nicht unerwähnt lassen, worauf sie jetzt vielleicht sich berufen wollen. Ja, es ist wahr, und Niemand weiß das besser als ein sogenannter Gelehrter, es ist wahr, daß wir Deutschen an Gelehrsamkeit alle anderen Völker weit überragen. Aber unsere Wissensschätze erscheinen wie ein Magazin, in welchem ungeheure Vorräthe aufgehäuft liegen, an denen sich aber blos die Herren Magazinverwalter ergötzen. Heraus mit den Vorräthen, zur Verwerthung für das Leben! Das Volk kann ich nicht ein gebildetes nennen, in welchem Bildung und Wissen das Vorrecht Einzelner ist. Da sind diese gebildet, nicht das Volk, zu dem sie sich in der Zahl höchst unbedeutend verhalten, sich vielleicht gar nicht einmal zu ihm zählen.

Das Heraus, welches ich soeben ausrief, soll man mir jetzt auch nicht absprechen, etwa mit der Ausrede, ich hätte es ja vorhin selbst gesagt, daß die Wissenschaft dem Gewerbefleiße täglich neue Gaben darreicht. Diese Gaben sind jetzt dem Volke doch nur gleichsam die Recepte zu Wunder- und Geheimmitteln, die es heilig aufhebt, um sie nicht zu verlieren, weil man sie sonst nicht mehr „machen lassen" kann, da selbst das ABC der Sprache, in der sie geschrieben sind, unverständlich erscheint. Der Gewerbsmann soll kein Chemiker, kein Physiker sein, aber diese Wissenschaften, deren Schriften jetzt immer mehr seine symbolischen Bücher und Wissensgrundlagen werden, müssen ihm in ihren Hauptgemächern zugänglich sein. Der Landwirth soll kein Botaniker, Zoolog, Physiolog, Meteorolog, Astronom sein, aber selbst eine gute Dorfschule kann den Bauerjungen richtige Begriffe von Pflanzen- und Thierleben, Witterungsgesetzen, Bodenbeschaffenheit geben. Und wir Uebrigen, die wir natürliches Wissen nicht für einen Beruf brauchen, wir sollen nicht glotzende Maulaffen vor der Natur sein, die ein Recht hat — denn sie ist jeden Augenblick unsere mütterliche Wohlthäterin — von uns wenigstens theilweise verstanden zu sein.

Mitten unter den verschiedenartigsten Arbeiten für meine Zeitschrift „Aus der Heimath", ja schon vor deren Beginn, beschlich mich mit jedem Monate dringlicher wiederkehrend ein literarischer Gedanke, dessen erstes Reifen zum Beschluß ich wahrscheinlich — ich bin mir selbst nicht klar darüber — in Spanien und der Schweiz zu suchen habe; denn der erste Keim dazu liegt schon deutlich in meiner Ende Oktober 1853 erschienenen „Flora im Winterkleide". Ja meine zwanzigjährige Lehrwirksamkeit an der Akademie für Forst- und Landwirthschaft in Tharand mußte mich von selbst dazu bringen. Ich meine den in den Jahren 1861 und 1862 ausgeführten

Plan, ein größeres für das allgemeine Verständniß bestimmtes Buch über den Wald zu schreiben.

Niemand wußte es besser als die Leser und Leserinnen meiner Zeitschrift, daß ich die Anwaltschaft des Waldes immer mit Eifer betrieben, so daß sie mir geradehin eine Herzenssache ist.

In klar ausgesprochener Weise trat ich damit zum ersten Mal in der „Gartenlaube", Jahrgang 1857 Nr. 15, in einem Artikel hervor, der die Ueberschrift hat „Ein internationaler Kongreß der Zukunft" und den ich bald darauf in Nr. 26 desselben Jahrganges meiner Zeitschrift ebenfalls abdruckte.

Der unberechenbar wichtige Schatz, den ein Land, ja sage ich lieber ein Erdtheil in seinen Waldungen besitzt, wird von der Menge lange nicht genug gewürdigt, indem man wenig daran denkt, daß der Wald als Holzlieferant nur an zweiter Stelle seine Bedeutung hat, daß er als Regeler der Bewässerung eine viel größere Rolle im Haushalt der Völker, wie der Natur spielt. Bei dieser Auffassung der Wichtigkeit des Waldes schien es mir schon lange geboten, das gesammte Volk, wenn dies möglich wäre, über dieselbe aufzuklären. Ich beschloß die Herausgabe eines Werkes, dessen Streben es sein sollte, „den Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen".

Das sollte aber ein Buch werden, welches in seiner ganzen Erscheinung des erhabenen Gegenstandes sich würdig zeige. Den Muth und das Kapital dazu konnte ich aber nicht bei vielen Verlegern erwarten, denn mein Plan setzte die Aufwendung bedeutender Herstellungskosten voraus.

In dieser geschäftlichen Seite des Planes liegt das stillschweigende Eingeständniß, daß dies Werk zunächst kein Volksbuch werden sollte, denn für ein solches bedarf es — da der-

gleichen naturgemäß billig sein müssen — keines großen Verlagsaufwandes. Doch wurde auch für den „Wald“ schon im Vertrage eine später zu veranstaltende billige Volksausgabe in Aussicht genommen.

Der Wald, so urtheilte ich, befindet sich, soweit er nicht Staatseigenthum ist, in den Händen von reichen Grundbesitzern und von Gemeinden, die Masse des Volkes hat also keinen unmittelbaren Einfluß auf die Ausnutzung und Bewirthschaftung des Waldes. Auf dieselben aber wollte mein Buch einen Einfluß zu gewinnen suchen. Nun lesen aber die reichen Leute, außer Romanen wol zweifellos am wenigsten in den Büchern; dagegen kaufen sie gern theure, schmuckvoll ausgestattete, mit schönen Stahlstichen verzierte Werke für den runden Mahagonitisch des Salons. Wenn Dein Buch, so dachte ich, nur erst vollendet vorliegt, so wird man sich von den schönen Illustrationen, die dasselbe enthält, schon versuchen lassen, darin zu blättern und es zuletzt vielleicht auch ganz lesen. Bücher dieser Art sind in den letzten zehn Jahren in großer Anzahl erschienen, zum Theil in so prachtvollem Staatskleide, daß man über demselben manchmal das Innere vernachlässigt. Der Buchbinder ist in der modernen Literatur leider eine wichtige Hauptperson geworden. Mehr natürlich als auf diese Salonbuchkäufer rechnete ich auf die Waldbesitzer, denen ich sozusagen ein „Wald-Album“ in die Hand geben wollte, in welchem Jeder von ihnen sein schönes Waldbesitzthum verherrlicht erblicken sollte. Ich hoffte einen Künstler zu finden, der mir von jeder unserer wichtigen Baumarten charakteristisch treue Baumbilder malte, nicht blos über ein Astgerüst gehängte Baumschlagperrücken, wie solche auf den Landschaften so oft für Bäume verkauft werden.

Ohne daß ich wußte, ob ich für meinen Plan einen derartig befähigten, tüchtigen Arbeitsgenossen gewinnen werde,

hatte ich bereits vom Jahre 1858 an mit einer Anzahl mir befreundeter Leipziger Künstler sonntägliche Waldgänge gemacht, wozu die herrlichen Auenwälder der Leipziger Pleißen-Ebene so reiche Gelegenheit darbieten, um ihnen ein unterscheidendes Verständniß der Charaktere der verschiedenen Baumarten zu verschaffen, welches unsere Kunstakademien meist für sehr überflüssig halten. Wir dehnten diese Gänge auch auf die Wintermonate aus, um auch im laublosen Zustande die Baumarten unterscheiden zu lernen. Ich hatte die Freude zu sehen, daß es selbst noch den Landschaftern unter meinen Begleitern großes Vergnügen gewährte, und neu war, zu sehen, wie fast alle Baumarten, und nicht blos Eiche und Birke, gar große charakteristische Besonderheiten im ganzen Baue haben, auf welche der Maler Rücksicht nehmen muß, wenn er Bäume und nicht blos Baumschlag malen will. Sie ließen allesammt die scherzhafte Umkehr der bekannten Redensart als wahr gelten: sie hatten bis jetzt die Bäume vor dem Walde nicht gesehen.

Es war bald erreicht, daß meine Freunde die Bäume nach den Knospen unterscheiden lernten und dadurch eine sichere Gewähr für die richtige Erkennung eines winterlichen Baumes erhielten. Wie oft blieb meine kleine baumschwelgende Gesellschaft stehen, um aus der Ferne einen solchen zu bestimmen; und kam es dann zu einer Meinungsverschiedenheit, die ja durch den Wuchs freistehender Bäume nicht selten gerechtfertigt wird, so entschied nachher ein einziger Blick auf seine Knospen.

Es wurde den eifrigen Waldjüngern auch bald klar, daß die Gestalt und Stellung der Blätter einen großen Einfluß auf die Technik des Baumschlags ausübe und daß man bisher hierin im Gegentheil nur zu oft ein schablonenmäßiges Einerlei anwende.

So wurden denn die drei Jahre, während welcher wir diese Waldgänge fortsetzten, zu einer fruchtbringenden Studienzeit für meinen „Wald", denn unter meinen Begleitern fanden sich nachher in der That Zeichner und Stecher meiner Bilder.

Während meine beiden vorausgegangenen größeren Werke: „Die Geschichte der Erde" und „Das Wasser", wie bereits erörtert, durch buchhändlerische Aufgaben in's Leben gerufen worden, war der „Wald" auch in dieser Hinsicht mein eigenstes Werk. Aber gegen mein Erwarten stieß die Unterbringung dieses Buches bei einem Verleger auf große Schwierigkeiten. Wer wäre nicht ein Waldfreund! Wo also, so dachte ich, wäre auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaft ein Gegenstand für ein Volksbuch zu finden, welcher mehr Anwartschaft auf einen großen Leserkreis hätte! Dennoch hatte Niemand den Muth, ein allerdings nicht unbedeutendes Kapital für dies Unternehmen zu wagen. Ovid sagt: habent sua fata libelli; über dem meinigen waltete ein schreckliches Fatum. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen war ich nahe daran, meinen wol zehnmal umgearbeiteten Plan in die Ecke zu werfen.

Da kam die Erfüllung meiner Wünsche von ganz unerwarteter Seite durch einen sonderbaren Zufall. Wie es schon oft der Fall war, schickte mir ein persönlich unbekannter Leipziger Verleger ein Manuskript zur Begutachtung zu, welches ihm zum Verlag angeboten worden war. Es behandelte mein eigenes Thema — eine Schilderung des Waldes. Obgleich die Bearbeitung mir durchaus nicht gefiel, so wäre ich doch beinahe so verkehrt gewesen, dem Verleger nicht abzurathen, um mir selbst nicht den Vorwurf zu machen, einem andern Schriftsteller mein eigenes Loos bereitet zu haben.

Aber ohne im mindesten vermuthen zu können, was das Ende vom Liede sein werde, ich rieth dennoch ab.

Das Manuskript war mir durch Vermittlung eines Freundes übergeben worden, welcher das Schicksal meines Waldes kannte; und als er dasselbe dem Verleger mit meinem Gutachten zurückgegeben hatte, war es ihm eingefallen, diesem von meinem Plane zu sagen. Nach drei Tagen waren wir Eins nnd am vierten „lag der Vertrag besiegelt“ wie Uhland sagt.

Ja, habent sua fata libelli!

Nun kam ich wieder für nahezu volle drei Jahre tief in die forstliche Pflanzenkunde und einige andere Gebiete der Forstwissenschaft hinein, während ich, als ich zu Ostern d. J. 1850 mein Tharander Lehramt verließ, aus einem sehr verzeihlichen Verdruß auf immer davon Abschied zu nehmen geglaubt hatte. Aber der Aerger war nicht nur längst vergessen, sondern ich fand auch sehr bald während meiner Vorstudien für den „Wald“ alle meine alte Waldliebe in mir noch vor, die ich ja ohnedies nicht verloren haben konnte, und zugleich stellte sich mir auch die ganze, seit 10 Jahren ruhende wissenschaftliche Befähigung des ehemaligen Professors der forstlichen Pflanzenkunde wieder zur Verfügung. Ja, ich fühlte mich ohne ein bitteres Gefühl in den alten vertrauten Waldräumen von Tharand und im akademischen Garten, wo nun ein Anderer waltete und lehrte, im Sommer d. J. 1860 eine Woche lang ganz wieder der Alte und trieb meine Waldstudien, begleitet von dem Landschafter meiner Arbeit, Herrn Ernst Heyn, mit dem ich die Bäume zum Zeichnen auserkor, welche in den Leipziger Waldungen nicht vertreten waren. Zugleich will ich es nur gestehen, daß es für mich ein nicht geringer Anreiz war, alle meine Kraft an das Buch zu setzen,

um meinen ehemaligen Herren Kollegen und Vorgesetzten, die mich im Jahre 1850 nicht geschwind genug von der Akademie hatten loswerden können, eine tadelnde oder die Kritik überhaupt unmöglich zu machen. Man sollte wahrlich nicht sagen dürfen: man sieht es dem Buche an, daß die Akademie nichts an dem Verfasser verloren hat. Zwar wollte ich keineswegs ein Buch für den Gebrauch der Forstmänner schreiben, aber ich wollte doch, wie die Vorrede sagt: „an ihr Urtheil appelliren, wie weit es mir gelungen sei, den Schauplatz ihres segensreichen Wirkens und dieses selbst dem Nicht-Forstmanne anschaulich zu machen." Nach reiflicher Erwägung fand ich mich daher veranlaßt, auf dem Titel neben „den Freunden" auch „die Pfleger" des Waldes als Empfänger des Buches zu nennen, weil ich hoffe, „daß aus dem botanischen Theile desselben Manchem eine Auffrischung des alten, ja hier und da vielleicht selbst der Gewinn von einigem neuen Wissen erwachsen könne."

Mit der achten und letzten Lieferung trat das Buch fertig auf den Weihnachtsmarkt d. J. 1862 und die Kritik gab mir den Trost, daß ich meine Absicht nicht verfehlt habe, die nichts weiter wollte, als die Liebe Aller zum Walde durch Verständniß des Waldes vergeistigen.

Ich schied von meinen Lesern und meiner Arbeit, die zwar eine mühevolle, aber auch vom Anfang bis zum Ende eine genußreiche für mich gewesen war, mit den Worten:

„Wir stehen am Ende unseres langen Waldganges. Ich darf es sagen — denn es ist ja nicht mein Verdienst, der Wald sprach selbst zu uns — daß es ein genußreicher, daß es ein lehrreicher war.

Indem wir uns zur Heimkehr anschicken, werfen wir noch einen recht eindringenden, festhaftenden Abschiedsblick auf

den schönen deutschen Wald. Noch umfaßt er uns mit seinen starken Armen, noch schirmt er sein Laubdach über unsere Häupter und es wird uns schwer, aus seinem kühlen Schatten hinaus auf die sonndurchglühte Ebene der Felder und Wiesen treten zu sollen.

Wir sind ganz Dank und Freude, und wie es beim Scheiden immer ist: von Dem wir scheiden, er macht mehr als sonst, zusammengedrängt in den weihevollen Augenblick des Abschieds, alle seine Vorzüge geltend, und unser Inneres ist jetzt für nichts Anderes empfänglich. Die Stellung, das Kleid, das letzte Wort des Freundes, von dem wir scheiden, bleiben uns in unverlöschlichem Gedächtniß. Sollte es bei meinen Lesern und Leserinnen mit dem Walde, von dem wir jetzt scheiden, nicht vielleicht ähnlich sein? O daß es wäre! Möchte ihnen Allen das Bild, in dem uns der Wald zuletzt erschien, unverlöschlich sein! Das Bild, welches uns den Wald als den Schauplatz rastloser Thätigkeit, arbeitend für das Wohl lebender und kommender Geschlechter, gezeigt hat. Dann darf ich Euch auch — und ich thue es — Euren alten Freund von früher, den liederreichen Wald, das Revier des stolzen Hirsches zurückgeben. Bevölkert ihn mit Euren Lieblingen, rufet Eure Dichter und kehret dann so oft Ihr wollt mit ihnen zu heiterem Spiel wieder in den von der Wissenschaft geweiheten Wald zurück."

Diese Bemerkungen über die Geschichte meines „Waldes" kann ich aber nicht beschließen, — um dann noch einen ganz kurzen Abschnitt über mein gegenwärtiges Leben hinzuzufügen — ohne der Männer ehrend gedacht zu haben, deren Beistand meine Arbeit ihre Bilder verdankt, in welchem schmuckvollen Aeußeren ich doch eine Gewähr für ihren Erfolg finden zu müssen glaubte. Die mit vollstem Verständniß aufgefaßten

und in künstlerischer Anordnung zu anmuthigen Landschaftsbildchen abgerundeten 17 Baumporträts von E. Heyn wurden durch die Kupferstecher A. Neumann und A. Krauße mit höchstem Fleiße ausgeführt, so daß man sieht, daß in der Technik selbst in „so kleiner Wiedergabe die Eigenthümlichkeiten der Baumarten Berücksichtigung finden können". Die botanischen Zeichnungen von A. Thieme sind sämmtlich nach frischen Exemplaren auf den Stock gezeichnet und in dem xylographischen Atelier von W. Aarland geschnitten und dürften schwerlich von den Abbildungen eines forstbotanischen Buchs erreicht, vielweniger übertroffen werden. Allen diesen Künstlern bin ich für ihre ausgezeichneten Arbeiten zu großem Dank verpflichtet, den ich nicht minder dem Vorstande der königlich sächsischen Forstvermessungsanstalt, Herrn Oberforstmeister W. Blase schulde, welcher mir gestattete, zwei Revierkarten nachbilden lassen zu dürfen, um dadurch meinen Lesern einen anschaulichen Begriff von der geregelten Forstverwaltung geben zu können. Daß es aber uns Allen, die wir einen innig verbundenen Arbeitsverein bildeten, zu welchem noch die Lithographen und Drucker der Karten und Kupferstiche, von Bomsdorf und Eigner (in der Anstalt von Fr. Brockhaus) gehören — daß es uns möglich war, das was wir zu leisten vermochten zum Gelingen gemeinsam aufzubieten, das ist das nicht gering anzuschlagende Verdienst des Herrn E. Polz (C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Heidelberg und Leipzig), der keine Kosten scheute, um das Buch in der gesammten Ausstattung der Vollkommenheit möglichst nahe kommen zu lassen.

Indem ich an dieser Stelle meinen Dank ausspreche, habe ich einem tiefempfundenen Bedürfniß genügt, welches jetzt manche meiner Leser und Leserinnen vielleicht für etwas überschwänglich halten werden; diejenigen aber gewiß nicht,

welche aus Erfahrung wissen, wie unsäglich viel bei einer derartigen literarischen Unternehmung von dem Zusammenwirken aller Betheiligten abhängt, wie viel namentlich Knauserei und verständnißloses Hineinreden von Seiten eines Verlegers bei der Herstellung eines Werkes schaden können.

V. Meine Gegenwart.

Am Schlusse des soeben beendeten Abschnittes, welcher der Natur der Sache nach sehr lang sein mußte, weil er den bei weitem bedeutungsvollsten Raum meines Lebens umfaßt, fragte ich mich, ob ich nicht klug daran thue, mit diesem Schlusse überhaupt abzubrechen. Man kann selbst die Frage aufwerfen, ob ich nicht schon früher hätte schließen müssen, weil mein Zweck, zu einigem Nutz und Frommen Anderer meinen Bildungsgang zum Naturforscher zu beschreiben, (ich sagte dies in dem ersten Abdruck in meiner Zeitschrift), eigentlich schon längst erledigt ist, da die letzten Jahre außer neuen Arbeiten kaum Bemerkenswerthes hinzubringen. Wer diese letztere Frage zu bejahen findet, der wird es ja wol dadurch auch gethan haben, daß er die letzten Bogen nicht mehr gelesen hat, und ich habe dagegen nichts einzuwenden.

Gleichwol entschloß ich mich, das Nachfolgende noch hinzuzufügen, und wenn ich es „Meine Gegenwart" überschreibe, so soll das nicht die gegenwärtigen persönlichen Verhältnisse meiner Wenigkeit bedeuten, sondern mein Verhalten zu der gegenwärtigen Zeitlage und meine Anschauung von derselben. Mag darin auch der Anschein der Selbstüberhebung liegen,

als vermöge ich in dieser Zeitlage eine Rolle zu spielen, so weiß ich mich doch von dieser Selbstüberhebung frei und das Nachfolgende wird mich hoffentlich vor diesem Vorwurfe schützen.

Angesichts der leidigen Thatsache, daß die Volksaufklärung nicht allein nur zu viele erbitterte Widersacher hat, sondern daß sie auch zum Ein- und Durchdringen der Volksmassen einen staunenswerth zähen Widerstand findet, sollte man billig darüber sich wundern, woher die verhältnißmäßig so äußerst geringe Zahl der Streiter in diesem Riesenkampfe immerfort den Muth und die Ausdauer nehmen, ihre kleinen Tropfen immer auf die harten Köpfe der Millionen Tröpfe fallen zu lassen.

Doch es wird rüstig fortgearbeitet, trotz aller Mühsal und allen Ungemachs — desto eifriger vielleicht gerade um derselben willen.

Georg Forster sagt: „Freilich geschieht nicht der tausendste Theil des Guten, welches erreicht werden könnte, wenn es anders bessere, vollkommnere Menschen in der Welt gäbe; allein das Eintausendtheil muß doch erstrebt werden, und hierzu muß jeder ehrliche Mann, der dazu befähigt ist, eifrig mit Hand anlegen, sonst würde gar nichts Gutes mehr zu finden sein."

Ich habe eben meine Anschauung von unserer Zeit und mein Verhalten zu ihr zu schildern versprochen.*)

---

*) Nach den Vorgängen der letzten Jahre, nach den Errungenschaften, welche die blutigen Thaten des deutschen Volkes auf den Schlachtfeldern in Frankreich mit erobert und die männliches Streben der Volksvertreter jetzt zur Vollendung zu führen verspricht — erscheinen die weiteren Aufzeichnungen Roßmäßler's allerdings als in veralteten Anschauungen beruhend und daher überflüssig. Dennoch wagten wir nicht, sie fortzulassen. Denn einerseits werden seine Verehrer sie aus Pietät hier nicht missen wollen,

Unsere Zeit steht noch unter der Herrschaft des Stoßes der großen Revolution von 1789, dessen Schwingungen sich an dem Eisenschädel Napoleons brachen, über diesen hinaus aber sich wieder hergestellt haben.

Die revolutionären Siege sind noch niemals so lange im Besitz der Macht gewesen, um sich die humanen Unterlagen schaffen zu können, ohne welche ihre Herrschaft niemals Dauer haben wird. Unsere Zeit arbeitet an der Herstellung dieser Unterlagen. Darin beruht ihr ganzer Charakter. Dieser Herstellung stemmen sich die Gewalten entgegen, welche davon den Untergang ihrer Herrschaft fürchten: die Orthodoxie und der Feudalismus, oder besser gesagt, die kirchliche und die staatliche krasse und unbeugsame Selbstherrschaft. Da aber eben diese im Besitze der Macht sind, so ist der Kampf für und gegen die Begründung jener humanen Unterlagen ein ungleicher und wird nur entschieden werden durch ruhige aber immer kräftiger sich zeigende Willenserklärung der Mehrheit des Volkes gegen die herrschende Minderheit, wenn nicht, was ich in dem Folgenden immer außer Betracht lasse, die Mehrheit sich thätig auflehnt. Man kann also die Vorgänge in unserer Zeit auch als den Kampf des Geistes mit dem körperlichen Machtbesitz bezeichnen.

Dies halte ich für unsere Zeitlage.

Wer an der Kampfarbeit, die den Charakter unserer Zeit bildet, sich betheiligen will, der hat wohl zu überlegen, welche Mittel er hat und über welche Mittel seine Gegner gebieten. Er muß die Schiffe hinter sich verbrennen, oder er bleibe davon! Er muß sich seinem Gegner als Kämpfer stellen, in blanker, weithin sichtbarer Rüstung, nicht als Buschklepper

---

und andererseits gehören sie doch einmal in den Rahmen hinein, aus dem uns voll und ganz das Bild des verehrten Volksfreundes entgegenstrahlen soll. D. H.

einmal gelegentlich aus einem sicheren Versteck heraus einen Hieb wagen. Er muß sich dem stehenden Heere der Humanitätssoldaten einreihen, welches jedoch zugleich eine echte rechte Volkswehr ist. Oder nein, leider noch nicht ist; denn das Volk läßt seine Soldaten kämpfen und giebt ihnen nicht einmal den Ehrensold der Anerkennung, daß sie s e i n e Soldaten sind. Das Volk glaubt sogar, seine Soldaten kämpften nur für sich, oder wie Lanzknechte aus purem Wohlgefallen am Rauferleben.

Wer an dem Kampfe unserer Zeit sich betheiligen will, muß nach echter Soldaten Sitte Haus und Hof, Weib und Kind dahinten lassen. Wem sie über das Vaterland oder vielmehr über die Menschheit gehen, der bleibe ruhig in Haus und Hof, bei Weib und Kind. Wer kein solches Weib und keine solchen Kinder hat, die da sagen wie meine zwölfjährige Ida „erst kommt das Vaterland und dann Deine Anverwandten“*), der mache nicht sie und sich unglücklich, indem er den Hader zwischen sich und ihnen aufkommen läßt über sein „politisches Treiben“.

Unsere Streiter sind in jedem Augenblick der Gewalt ihrer Feinde anheimgegeben, umgarnt von ihren Fallstricken; ihre Waffen müssen sie selbst abstumpfen, denn wenn ihren Streichen ein Tröpfchen Blutes folgt, so sind sie stets verloren; kaum treffen dürfen sie; selbst Fechterhiebe in die Luft, wenn sie Geschick verrathen, machen feindliche Waffen auf sie niederschmettern, gegen die sie keinen Schild haben. Wir kennen ja das furchtbare Arsenal unserer Gegner, dessen Inhalt wir nicht einmal nennen dürfen!

Aber das Unheil steckt auch in unseren Reihen selbst. Es fehlt uns der Kriegsrath und der Schlachtplan. Zwar

*) S. S. 137.

von demselben Gedanken beseelt, kämpft doch in der Regel Jeder auf seine Faust und ich durfte oben kaum von Humanitätssoldaten reden, denn der Begriff Soldat setzt ein Heer voraus und das haben wir nicht. Unser Feind kämpft immer in geschlossenen Reihen. Der kirchliche und der staatliche Absolutismus lehnen sich dabei fest an einander, während unsere Leute, die Einen diesen, die Anderen jenen der beiden Feinde bekämpfen und sich dabei um einander nicht kümmern, ja sich gewöhnlich im Stich lassen, wenn Einer unterliegt.

Doch ich muß mich hüten, zu wiederholen, was ich bereits über den Mangel der Parteigeschlossenheit gesagt, welcher wesentlich daran schuld ist, daß unsere Humanitätsbestrebungen nur zu wenig gefördert werden, während sie doch recht sorgsam vorwärts dringen sollten, trotzdem, daß uns fast nichts weiter zu Gebote steht, als das Wort und das persönliche Beispiel.

Wenn ich übrigens Recht darin hatte, als das Wesen unserer Zeit das Ziel zu bezeichnen, daß es jetzt gilt, eine humane Grundlage zu legen, so müßte man vor Allem doch dem Volke irgend etwas Greifbares, also ein festes Ziel vorhalten, indem man dahin strebte, allmälig sich in eine geschlossene Partei zu verwandeln. Dazu ist aber noch keine Aussicht vorhanden. Die deutsche Zerrissenheit spricht sich auf das deutlichste in unsern Parteibestrebungen aus.

Zum erstenmale seit dem Jahre 1813 haben wir in diesem Augenblicke in der schleswig-holsteinischen Aufregung eine allgemein deutsche Volksbewegung vor uns, wie eine solche selbst die des Jahres 1848 in diesem Grade nicht war. Daraus müssen wir lernen, daß im Uebrigen Grund zu einer solchen nicht vorzuliegen scheint, oder richtiger gesagt, daß ein solcher vom Volke nicht erkannt wird.

Die sechsunddreißigfach verschieden gestalteten politischen

Zustände Deutschlands — die sich zwischen der äußersten, höchsten Unfreiheit und leidlicher Freiheit bewegen — lassen in den einzelnen deutschen Landen fast nur Sonderbestrebungen der Fortschrittspartei aufkommen, an denen man jenseits der Landesgrenze nur in dem Maße Interesse nimmt, als jedes einzelne Land durch seinen Einfluß auf die Nachbarländer es hervorzurufen vermag. Daher die gegenwärtige Theilnahme wenigstens Norddeutschlands an dem preußischen Verfassungskampfe.

Wir haben es hier aber nicht lediglich mit politischen, sondern mit humanistischen Parteibestrebungen zu thun, werden mir vielleicht Manche jetzt entgegenhalten. Ganz recht; bevor ich aber über die letzteren mich verbreite, muß ich dem Mißverständniß begegnen, als mache ich zwischen beiden einen wesentlichen Unterschied, während ein solcher für mich nicht besteht.

Humboldt beklagt sich irgendwo in seinen Schriften, daß man das Wort Humanität so arg anfeinde, während es doch keine Erfindung der verlästerten Neuzeit sei. Dies ist richtig und zeugt von dem gänzlichen Abirren vieler Staatslenker von dem Ziele der Menschheit. Von Mensch, homo, abgeleitet, umfaßt der Begriff der Humanität in der weitesten Bedeutung überhaupt menschliche Verhältnisse, die menschliche Natur, zum Gegensatz von der thierischen; und in der engeren, da jenes zu viel-, also nichtssagend sein würde, das Erstreben oder die Förderung menschwürdiger Verhältnisse. Ein humaner Mann ist der, welcher in jedem Andern den Menschen ehrt und ihn an der Geltendmachung seiner Rechte nicht hindert. „Wenn es einmal einer Zeit oder einem großen und einigen freistrebenden Volke gelungen sein wird, Menschen auf der Grundlage ihrer irdischen Heimathsangehörigkeit gebildet zu haben, dann hat man erreicht, was Humanität ist, aber es

schulmäßig erörtern wird man auch dann nicht, wird man überhaupt nie können. Die Humanität wird sein wie die Naturkräfte. Beide kann man nur in ihrem Wirken erkennen; nur durch dieses sind sie.“*)

Man mag die Humanität, wie das Wort in der Neuzeit angewendet wird, eng oder weit fassen — immer wird man darunter die Förderung auch der politischen Rechte und Pflichten begreifen müssen. Die Natur des Menschen verlangt, daß ihm von seinen Rechten nur so viel vorenthalten werde, als auch jedem Anderen im Interesse des Ganzen vorenthalten werden muß. Ich weiß wol, daß dieser Grundsatz nirgends befolgt wird, weil sich der Unterschied des Wissens, der Macht und des Besitzes und in Folge hiervon des Ansehens gebildet hat, so daß nicht „einem Jeden“ das Maß seiner Rechte und Pflichten gleich zugemessen wird. Aber eben darin liegt die Aufgabe der Humanität, diese Unterschiede, welche nicht unberücksichtigt bleiben wollen, möglichst wenig fühlbar werden zu lassen. Wenn nur der zur Zeit noch Benachtheiligte, ja man darf beinahe sagen der Bevortheilte, wahrnimmt, daß die Gesellschaft ehrlich an seiner Gleichstellung arbeitet, so ist er sehr bereit, seiner Ungeduld Zügel anzulegen.

So lange von Seiten der Staatslenker nicht mit Eifer und Entschiedenheit dafür gesorgt wird, daß der thatlosen und verzichtleistenden geistigen Trägheit der unteren Volksschichten durch Hebung ihres Wissens und ihrer Bildung entgegengearbeitet werde, so lange meinen sie es nicht ehrlich mit ihrem Volke. Man wird vielmehr annehmen dürfen, daß es ihnen ganz recht sei, daß jene Schichten nicht

---

*) Roßmäßler, „Der naturgesch. Unterricht“. S. 35.

zur klaren, bewußten und darum Abhülfe fordernden Erkenntniß ihrer gedrückten Lage kommen.

So kommen wir auf folgerichtigem Wege zu dem Satze:

Die Hebung der Volksschule ist die Aufgabe der Humanitätsbestrebungen, sie ist die breite humane Unterlage, welche begründet werden muß.

Wer hier nicht mit Hand anlegen will, der verdient, daß er aus dem neunzehnten Jahrhundert hinaus gestäupt werde. Wer die Standes- und Berechtigungs-Scheidewände im Innern des Staatsgebäudes wegreißen will, ohne vorsorglich die Stützen echt menschlicher Bildung eingesetzt zu haben, der läuft vielleicht Gefahr, daß das ganze Gebäude einstürzt; aber er ist immer noch besser, als die, welche jene Scheidewände sorgfältig erhalten, obgleich sie die Schönheit und Wohnlichkeit des Gebäudes schänden; das sind die wahren Teufel, gegen welche wir bei den Geisteskämpfen unserer Zeit der schärfsten Waffen bedürfen.

Ich sagte vorher, man müsse dem Volke etwas Greifbares, ein festes Ziel vorhalten, wenn man es allmälig sich in eine geschlossene Partei verwandeln sehen wolle; daß dazu aber noch keine Aussicht vorhanden sei.

Dies greifbare Ziel — ich habe es eben genannt. Ich müßte mich sehr irren und den treibenden Gedanken der Zeit sehr verkennen, wenn dieses Ziel nicht die Hebung der Volksschule sein sollte. Ja, hierin gipfelt das Streben der Humanität, denn jedes Andere, das den Grund des Glückes der Menschheit bilden soll, ruht erst auf Wissen und Bildung; sie sind der tiefunterste Grund.

Werden denn nun endlich, die sich zu Tausenderlei vereinzelnden Deutschen einmal daran denken, sich in einen großen allgemeinen deutschen Schulverein zu verbinden? Sie sind diesem Gedanken in neuester Zeit nahe gekommen, wie

ein Schachspieler, der nur noch einen Zug zu machen braucht, um seinen Gegner matt zu setzen. Der am 30. September d. J. 1863 in Frankfurt a. M. zusammengetretene deutsche Protestanten-Verein ist der vorletzte Zug; der letzte aber ist der nun nothwendig folgende deutsche Schulverein, um die bildungsfeindliche Pfaffenpartei vollends matt zu setzen.

Nichts auf der Welt ist so sehr geeignet, alle geistig Strebsamen, alle die Aufgabe unserer Zeit Erkennenden zu gemeinsamem Handeln zu einigen, als der Ruf: Helfet Alle, für das heranwachsende Geschlecht einen gedeihlichen Unterricht zu schaffen!

Ein Blick auf unseren Waarenmarkt zeigt die sich mehrende Mitbewerbung und die sich fortwährend steigernde Waarengüte neben Sinken des Waarenpreises. Die Freizügigkeit und unumschränkte Handelsfreiheit, die unaufhaltsam vorschreitende gesellschaftliche gegenseitige Annäherung der Stände — Alles drängt unwiderstehlich zu dem Bedürfniß eines reicheren Wissens, einer Beseitigung der jetzt noch so grellen Bildungsunterschiede hin.

Nur aus dem Boden einer von den Fesseln der kirchlichen Orthodoxie befreiten, menschenwürdiges und erwerbförderndes Wissen gewährenden Volksschule wird die Einigung des jetzt zwiespältigen katholischen und protestantischen Deutschland erwachsen*).

*) Der hierin liegende glühende Wunsch Roßmäßler's ist ja, mindestens im Wesentlichen, bereits in Erfüllung gegangen. Wenn demnach die weiteren Erörterungen über die Volksschule auch vorwaltend nur ein historisches Interesse bieten können, so dürfen wir sie angesichts des noch immer zu wünschen Uebrigbleibenden, doch wol keinesfalls fortlassen — denn frei und hocherhoben im Roßmäßler'schen Sinne ist die Volksschule, trotz der ohne Rückhalt anzuerkennenden Dr. Falk'schen Verdienste um dieselbe, doch leider bei weitem noch nicht. D. H.

Der Tag wird den Beginn einer neuen Zeit für Deutschland bezeichnen, an welchem auf den Ruf geachteter Männer aus allen Theilen des gemeinsamen Vaterlandes ein deutscher Schulverein zusammengetreten sein wird.

Er wird in der Hauptsache nichts Anderes zu erzielen haben, als was bisher die alljährlichen deutschen Lehrerversammlungen angestrebt haben. Er wird aber mehr erreichen, denn er wird die noch vielfach gefesselten Lehrer befreien, die, eben weil sie dies sind, meist nur fromme Wünsche aussprechen dürfen.

Darum hervor, du Auserkorener Deiner Zeit, der Du einen Namen trägst, vor dem die Scheuen sich nicht fürchten, an dem die Finsteren keinen Makel finden; tritt hervor, den Grundstein der neuen Zeit zu legen; rufe hinaus in alle Lande, damit die Jünger der Humanität zusammenkommen, den deutschen Schulverein zu gründen!

In der ersten Aufwallung hätte ich mich fast verleiten lassen, in mir selbst diesen Auserkorenen zu suchen. Als ich in den ersten Tagen des Oktober 1863 und zwar im Gefängniß aus den Zeitungen die Gründung des „Deutschen Protestanten-Vereins" erfahren hatte, schrieb ich sofort an Herrn von Bennigsen, um für die zum 16. Oktober in Leipzig bevorstehende vierte Generalversammlung des National-Vereins mir das Wort zu erbitten. Ich wollte den Antrag stellen, daß der Nationalverein die Gründung eines deutschen Schulvereins in die Hand nehmen solle, um endlich auch einmal etwas zu unternehmen, was in den Augen des Volkes von praktisch-nützender Bedeutung sei. Ich stand jedoch hinterdrein von meinem Vorhaben ab, weil ich mir sagen mußte, daß sich die „Scheuen vor mir scheuen", daß die „Finsteren" an mir tausend „Makel finden" würden.

Der „Auserkorene seiner Zeit“ ist noch nicht hervorgetreten. Möge er es bald thun!*)

Aber — ich höre auch diesen Einwand — ist denn unsere Volksschule einer Hebung so sehr bedürftig?

Ja! ganz entschieden ja!

Es mag Ausnahmen geben; aber sicher sind derer wenige. Bei der großen Mehrzahl unserer deutschen Volksschulen besteht der Unterschied nur in dem Grade der Bedürftigkeit.

Sehet das Wissen der Volkslehrer an, die wahrscheinlich gern mehr lernen und mehr lehren möchten, wenn sie Gelegenheit und Erlaubniß dazu hätten. Sehet Euch die Schulordnungen der verschiedenen deutschen Lande an.

(Das Nachfolgende könnte in diesem Buche wol überflüssig erscheinen. Da für die weitesten Kreise der Leser diese Mittheilungen aber gerade die grellsten Schlaglichter auf jene unglückseligen Verhältnisse deutscher Volksschulen werfen, welche doch erst in den Tagen unserer Gegenwart durch den Kampf zwischen Staat und Kirche glücklich beseitigt sind, so glauben wir sie ebenfalls nicht zurücklassen zu sollen. D. H.).

Hier ein Pröbchen aus einer deutschen Schulordnung vom Jahre 1853, von der mir aus der Hand dreier Lehrer des betreffenden Landes ein amtliches Exemplar vorliegt. Folgendes ist darin die wörtliche Bezeichnung des Schulzweckes.

„Die Volksschule ist die Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt für

---

*) Diese dringende Mahnung sei unsererseits dem Herrn Staatsminister Dr. **Falk** an das Herz gelegt, denn er dürfte doch in den Augen des ganzen deutschen Volkes als dieser Auserkorene erscheinen. Er, der bereits die Volksschule von ihrer furchtbarsten Bedrückerin, der Pfaffenherrschaft, befreit hat, darf der glühendsten und begeistertsten Theilnahme aller wahren Freunde des Volkes versichert sein, wenn er sie aufrufen wollte, zum gemeinsamen Werke: der Erhebung der deutschen Volksschule zu der Höhe, welche dem Aufschwunge des deutschen Reichs würdig und die zu erreichen für die Wohlfahrt und Sicherheit des deutschen Volkes zweifellos doch ebenso nothwendig ist. Der Herausgbr.

den Nachwuchs des Volkes. Unser Volk ist aber ein specifisch-christliches Volk, und der christliche Gehalt desselben macht den alleinigen (!) Keim aller und jeder (!) Bildung aus, so daß eine normale Einrichtung seines Schulwesens nur dann möglich ist, wenn dieser Grundgedanke jede Einzelnheit desselben beherrscht (!). Hiernach besteht die Hauptaufgabe der Volksschule darin, die ihr übergebenen Kinder durch Lehre und Zucht in die durch die heilige Taufe begründete Gemeinschaft mit dem lebendigen und gegenwärtigen Erlöser Jesus Christus völliger einzuführen und darin zu erhalten."

„Dies auf die Unterrichtsgegenstände angewendet, so ergiebt sich, daß solche als nothwendig bezeichnet werden müssen, ohne welche jenes Ziel nicht erreicht werden kann" (diese sind, später aufgeführt: Lesen, biblische Geschichte, Katechismus und Gesang); „als nur (!) nützlich solche, welche zunächst zwar anderen Lebenszwecken dienen, ohne jedoch die Erreichung des Hauptzweckes zu hindern" (Schönschreiben, der schriftliche Gedanken-Ausdruck und das Rechnen), „als schädlich (!) aber solche, bei denen das Letztere der Fall ist."

Hier muß ich einschalten, daß mir jene drei Lehrer versicherten, „bei ihnen sei Naturgeschichte verboten," daß sie also darin auch nicht unterrichten. Als ich dies natürlich für unglaublich hielt, so schickten sie mir dann eben zum Beweise ihre Schulordnung. Daraus ersah ich, daß ein unmittelbares Verbot nun allerdings nicht darin steht. Das wagt denn doch auch die finsterste Pfafferei nicht. Was aber darin liegt, das ist die höchste Unliebsamkeit, die man der gehorsamen Auslegungskunst der Lehrer zu finden anheimgiebt. Und es ist nicht schwer sie zu entdecken.

Die blödsinnige Rubrik der schädlichen Lehrgegenstände ist nämlich nicht ausgefüllt. Den oben in der Klammer aufgezählten nur nützlichen ist als Anhängsel hinzugefügt: „und da, wo die lokalen Verhältnisse das erfordern, wie z. B. in gewerbtreibenden Orten, oder wo der Lehrer der Sache in christlichem Geiste besonders mächtig ist und eine Beeinträchtigung der übrigen Unterrichtsgegenstände" (vor allen natürlich der nothwendigen) „nicht zu besorgen steht, auch die Zahl oder die Eigenthümlichkeit der Kinder kein Hinderniß abgiebt, Erdbeschreibung, mit besonderer Berücksichtigung des Vaterlandes, etwa (!) abwechselnd mit Naturgeschichte und mit Darstellung der wichtigsten Thatsachen aus Kirchen- (!), Missions- (!) und" (zuletzt) „Profange-

schichte, insbesondere solcher Thatsachen, welche von naheliegendem Interesse sind."

Für die nothwendigen Unterrichtsgegenstände sind wöchentlich 20, für die nur nützlichen „höchstens" 6 Stunden bestimmt. Nach dem beigegebenen Stundenplane beschränkt sich aber thatsächlich der Unterricht in der Naturgeschichte — und auch das nur, wenn sie mit den übrigen oben angehängten Gegenständen zu gleichem Antheil geht — auf wöchentlich $^1/_3$ Stunde.

Die wörtlich abgedruckte Verklausulirung der angehängten drei Lehrgegenstände versteht der Lehrer, ohne Zweifel im Sinne der Schulherrscher, als eine verblümte Bezeichnung derselben als „schädlicher". Er kann sich um so weniger darin irren, als im Sommerhalbjahr bei beschränktem Unterricht, alle diese Gegenstände „gänzlich cessiren".

Daß es in jenem Lande auf Gewährung von nützlichen Kenntnissen durch die Volksschule gar nicht ankommt, geht aus folgendem §. 1 der „Dienst-Anweisung für die Schullehrer" hervor.

„Der Beruf der Volksschullehrer besteht darin, die ihnen anvertrauten Kinder durch Unterweisung in der rechten evangelischen Lehre nach Maßgabe des Bekenntnisses ihrer Kirche und in den sonst ihnen anbefohlenen Unterrichtsgegenständen, durch väterliche Zucht und frommes Beispiel zu lebendigen Gliedern der Kirche und zu treuen Unterthanen heranzubilden."

Da ist eine klaffende Lücke gelassen für den „fleißigen und geschickten Bürger."

Wollt Ihr noch mehr?

Gegenüber dem gegenwärtigen Durchschnittszustande der deutschen Volksschule kann man nicht treffender zu dem Volksgewissen reden, als es am 17. Febr. d. J. 1849 mein Schulausschuß-Kollege Hildebrand auf der Rednerbühne der National-Versammlung that.

„Die ganze Entwickelung des Menschengeschlechts arbeitet auf die Vollendung jeder Persönlichkeit hin. — So wie in der Naturwelt alles Große von unten aus der Erde hervorwächst, so geht auch in der Geschichte jede große Bewegung, jeder große Fortschritt der Civilisation von der Masse des Volks aus. Jene verachteten niedern Schichten

der Gesellschaft sind die geheimen Werkstätten des menschlichen Geistes; hier werden die Genies und großen Reformatoren geboren, hier wird die Weltgeschichte erzeugt; und jede Civilisation verfault und stirbt ab, die nicht aus dem Boden jener Schichten neue Nahrung empfängt."

Wen erinnerten diese Worte nicht an den Ausspruch Immermann's über das deutsche Volk, der gerade in unseren Tagen so recht die gewaltige Kraft des Volksapostels geltend macht!

„Das unsterbliche Volk! Ja, dieser Ausdruck besagt das Richtige. Ich versichere, daß mir allemal groß zu Muthe wird, wenn ich der unabschwächbaren Erinnerungskraft, der nicht zu verwüstenden Gutmüthigkeit und des geburtenreichen Vermögens denke, wodurch unser Volk sich von jeher erhalten und hergestellt hat. Rede ich aber von dem Volke in dieser Beziehung, so meine ich damit die besten unter den freien Bürgern und dem ehrwürdigen, thätigen, wissenden, arbeitsamen Mittelstande. Diese also meine ich, und Niemand anders vor der Hand. Aus ihnen aber, und aus dieser ganzen Masse haucht es mich wie der Duft der aufgerissenen Ackerscholle im Frühling an, und ich empfinde die Hoffnung ewigen Keimens, Wachsens, Gedeihens aus dem dunkeln segenbrütenden Schoße. In ihm gebiert sich immer neu der wahre Ruhm, die Macht und die Herrlichkeit der Nation, die es ja nur ist durch ihre Sitte, durch den Hort ihres Gedankens und ihrer Kunst, und dann durch den sprungweise hervortretenden Heldenmuth, wenn die Dinge wieder einmal an den abschüssigen Rand des Verderbens getrieben worden sind. Dieses Volk findet wie ein Wunderkind beständig Perlen und Edelsteine, aber es achtet ihrer nicht, sondern verbleibt bei seiner genügsamen Armuth; dieses Volk ist ein Riese, welcher an dem

seidnen Fädchen eines guten Wortes sich leiten läßt, es ist tiefsinnig, unschuldig, treu, tapfer und hat alle diese Tugenden sich bewahrt unter Umständen, welche andere Völker oberflächlich, frech, treulos, feige gemacht haben."

Angesichts der Schule dieses Volkes verlangt der reformirte Prediger Th. Weber zu Stendal, um wenigstens noch ein Beispiel anzuführen (in seiner Schrift „der Materialismus und die christliche Volksschule", 1855), das Einschreiten der Behörden gegen die naturwissenschaftliche Volksliteratur und fordert von ihnen, vor allen Dingen den Volksschullehrern, „diesen Unmündigen", das Lesen solcher Schriften streng zu verbieten!

Ja wol, „Unmündige". Dazu will die Pfaffenpartei das Lehrpersonal der Volksschule erzogen haben.

In den letzten Jahren hat sich auf dem Gebiete des eigentlichen Volksthums in steigender Zunahme ein frisches reges Leben gezeigt; ich meine die deutschen Sänger-, Turner- und Schützenfeste. Dies ist eine Erscheinung, welche durch den darin hervortretenden Drang nach den entgegengesetztesten Seiten überrascht hat. Die Freunde und Führer des Volks erkannten darin mit Ueberraschung eine demselben Ziele, der Einigung, zustrebende Bewegung, an deren Wirkung sie selbst leider ziemlich unschuldig waren. Die Volksfeinde waren davon in einem so hohen Grade überrascht, daß ihnen die Zügel aus der Hand fielen. Zum Theil machten sie sogar zu dem bösen Spiele gute Miene und wußten sich das Ansehen zu geben, als hätten sie gar nichts dagegen einzuwenden. Berlin, Nürnberg, Koburg, Frankfurt und Leipzig sind die hauptsächlichen Stellen des Volksackers, wo befruchtender

Regen niederfiel und Millionen schlummernde Keime des nationalen Selbstgefühles hervorlockte. Ueber Nacht erwachte das Verständniß des fast abhanden gekommenen Begriffs Volksfest. Man erkannte, daß solche Feste zur gesunden Natur des Volkes gehören.

Alles, was mit Nothwendigkeit aus den Bedingungen des innersten Wesens eines gesunden Volkes hervortreibt, ist ein Stück seiner Natur. Den Zielen und Regungen solcher Feste, den dabei hervortretenden Bedürfnissen und Neigungen nachspüren, heißt Naturgeschichte des Volks studiren. Der nicht gering zu schätzende Erfolg solcher Studien ist die den Meisten abgehende Erkenntniß des Volkes, als eines nach ewigen Naturgesetzen gegliederten und zusammengehaltenen und sich fort entwickelnden Ganzen, als einer Naturerscheinung, welche nicht minder auf das Gebiet naturgeschichtlichen Forschens fällt, als der Bienenstaat.

Welche höhere Studienaufgabe giebt es denn für den echten rechten Menschen, als scharfen Blickes und mit brüderlich-mildem Urtheil den tausenderlei, durch unnachweisbare Verknüpfungen zusammenhängenden Irrgewinden des ewig zeugungs- und gestaltungskräftigen Bodens nachzugehen, aus welchem das vielgestaltige Volksleben hervorkeimt!

Aber nicht blos solche großartigen Volksfeste sind geeignet, dieses Studium der Volksnaturgeschichte zu fördern. Jede vorübergehende von irgend einem Ereignisse oder einem gemeinsamen Zwecke zusammengeführte Vereinigung großer Volksmassen bieten Stoff mannichfacher Art dazu.

Die Tage des Frankfurter Schützenfestes im Jahre 1862 mochte ich mir um so weniger als eine ausgiebige Gelegenheit zu solchen Volksstudien entgehen lassen, als ich durch die Bande der Freundschaft und der Erinnerungen an die große Zeit des ersten deutschen Parlamentes mich nach Frankfurt

immer und immer wieder zurückgezogen fühlte und immer fühlen werde. Zudem durfte ich hoffen, dort auch mit vielen meiner alten Parlamentskollegen, namentlich von den 105 bis Stuttgart treu gebliebenen, zusammenzutreffen, wozu ich an sie eine Aufforderung hatte ergehen lassen.

Ich wollte einmal, zum ersten Male in meinem Leben, das deutsche Volk sehen, angehaucht von dem neuerwachten Geiste innersten Zusammenschlusses, gehoben von dem Bewußtsein der unverlierbaren und doch seit d. J. 1850 abhanden gekommenen Macht, die im Begriffe Volk liegt.

Noch am Tage vor dem Beginn des Festes wurde ich in Frankfurt von politisch Gleichgesinnten vielfach belächelt, ob meiner großen Erwartungen von einem Aufschwunge des Volksgeistes. Die ersten Feststunden brachten sie auf meine Seite.

Wer ein Herz und ein Verständniß für das Volk hat, der versteht meine Antwort, die ich einer Freundin gab, neben der ich aus dem Fenster den ungeheuren Zug vorüberschreiten sah. Als die Abtheilung der zwölfhundert Schweizer kam, vorauf in voller Bewaffnung ein Zug ihrer Knaben, sagte sie: „Nun, Sie sagen ja gar nichts!“ Ich erwiederte: „Weil ich fühle, daß mit den Worten Thränen kommen müßten!“ Und sie kamen auch.

Diese Paar Thränen sagen meinen Lesern und Leserinnen hoffentlich besser, als ich es mit Worten könnte, was ich von solch' einem Volksfeste halte, und ich zweifle nicht daran, daß Viele, und nicht die Schlechtesten meines Volkes dabei auf meiner Seite stehen werden.

Wahrhaft beglückt und erhoben kehrte ich heim; nur der Gedanke konnte mich etwas beunruhigen, daß das im folgenden Jahre bevorstehende Leipziger Turnfest hinter dem Frankfurter Schützenfeste wol zurückbleiben werde. Es kam und stand nicht zurück. Beide Feste gegen einander abschätzen zu

wollen, würde eine Verkehrtheit sein. Beide sind gleich gewaltige Erscheinungen, deren Folgen unverwischbar sind, so wenig sichtbar sie hervortreten mögen.

Für das Leipziger Turnfest ist der König von Dänemark ein Vierteljahr zu spät gestorben. Der Festgedanke würde sonst mit größerer Entschiedenheit hervorgetreten, würde vielleicht praktische Wirklichkeit geworden sein.

Welches war aber der Festgedanke des Leipziger Turnfestes?

Er liegt nahe genug; und doch lag er leider dem festgebenden Turnverein in bedauerlicher Ferne, wenigstens für sehr viele seiner leitenden Mitglieder.

Ich unternahm es, dem Festgedanken in jeder Hinsicht Ausdruck zu geben.

Zuerst machte ich Nr. 31 meiner Zeitschrift „Aus der Heimath" zu einer Festnummer, die ich in 1000 Exemplaren unter die Turner vertheilen ließ und in der ich folgenden „Festgruß" voranstellte:

„Ein kleines Blatt, welches sammt seinen wenigen Lesern, wenn diese bis auf den Letzten auf Eurem Festplatze sich einfänden, auf diesem wie wenige Tropfen im Meere verschwinden würde, es fühlt mit der weitverbreitetsten und mächtigsten Zeitung, die gleich große Verpflichtung, auf dem Festplatze zu erscheinen, seinen Festgruß darzubringen.

Daß mein kleines Blatt „ein naturwissenschaftliches Volksblatt" ist, wird Euch Turnern dasselbe nicht entfremden, dies muß es im Gegentheil Euch erst recht nahe rücken, denn zur Naturgeschichte des Menschen oder vielmehr des Menschengeschlechts gehört vor allem die geistige und leibliche Bildung des Menschen.

Etwas Neues kann mein Gruß nicht enthalten, denn was sich über das Turnen sagen läßt, ist längst gesagt worden.

Darum wiederhole mein Gruß etwas Altes, etwas, was dieses Blatt in seinem zweiten Jahrgange bereits ausgesprochen hat (1860, Nr. 10). Das wird Euch zugleich beweisen, daß nicht erst die neue Festfreude mir diesen Gedanken eingegeben hat, der übrigens nicht blos an Euch, sondern vielmehr an unser Volk in Eurem Namen gerichtet ist.

Wenn Ihr es noch nicht wißt, so erfahret es nun, daß die „Heimath" dieses Blattes nicht das, auch mit Eurer Hülfe einig werden wollende Deutschland ist; sondern die schöne Erdnatur ist die mütterliche Heimath, aus der diese Blätter kommen.

Werdet wehrhaft!

In Nr. 23 des vorigen Jahrgangs habe ich zwar schon meine Meinung über „den Krieg der Menschen" unverhohlen ausgesprochen, aber keineswegs damit gemeint, daß wir einem feindlichen Andrängen, käme es woher immer, ein Elihu Burrit'sches Friedensgewinsel entgegenwimmern sollen. Im Gegentheil wollen wir uns wahrhaftig nicht von den kriegslustigen Franzosen die Wehrhaftigkeit für das Lehrgeld von vielen tausend Leben und gesunden Gliedmaßen erst einpauken lassen*). Und das wird sicherlich geschehen, wenn die heillosen diplomatischen Studien großer und kleiner Staatsmänner es zuletzt dahin gebracht haben werden, daß das Schießgewehr, mit welchem sie wie Kinder spielen, losgeht**).

Dies sollte uns in unserm Blättchen hier nichts angehen —? Wenn uns das „Frühlingserwachen des Baumes" etwas an-

*) Wir standen damals noch unter den Nachklängen des italienischen Krieges. R.

**) Diese Prophezeihung mußte sich allerdings bewahrheiten; freilich viel später und glücklicherweise ganz anders, als Roßmäßler erwartet und befürchtet. D. H.

ging, so kümmert uns doch wahrhaftig „das Frühlingserwachen der Wehrhaftigkeit unseres Volkes“ noch viel mehr.

Nennt es immerhin eine Schrulle oder feiner eine „fixe Idee“, daß ich den Menschen mit seinem ganzen Wesen und Treiben als ein Stück Naturgeschichte betrachte. Mir ist einmal die Natur ein Ganzes, zu dem der Mensch als Glied gehört, fast, wenn nicht ganz, in derselben Bedeutung, als der Kopf zu einer Statue.

Die Weichlichkeit und Schwäche und in Folge davon die Blasirtheit unserer vornehmen Jugend ist wahrhaft betrübend. Man muß dafür ja das soeben erwähnte, dem Französischen entlehnte Wort gebrauchen, weil kein anderes echt deutsches da ist, diesen jämmerlichen, geistig und gemüthlich, wie leiblich verkommenen Zustand auszudrücken.

Ein ganzes Heer von Ursachen hat ihn herbeigeführt, die hier unberührt bleiben mögen, weil uns ihre Erörterung in Versuchung und Anfechtung führen würde. Nur das unnatürliche Mißverhältniß zwischen geistiger und leiblicher Bildung und Erziehung unserer Jugend sei hier hervorgehoben. Dieses Mißverhältniß ist eine allgemein anerkannte und beklagte Thatsache, und doch geschieht zu dessen Beseitigung nur etwa eben so viel, als durch einen Steinbruch für die Abtragung der Alpen.

Unser Unterrichtswesen ist eine geistige Stallfütterung geworden.

Dieser Ausspruch klingt unzart, nicht wahr? Er ist jedoch auch keineswegs zimperlich gewählt, denn die Mißachtung des geistigen Bedürfnisses unserer Kinder ist, um es zarter zu bezeichnen, auch geradezu als ein unverantwortliches Vergehen an der vorwärts wollenden und vorwärts sollenden Menschheit zu betrachten.

Wir Alle befinden uns in diesem Augenblicke in der be-

schämenden Lage, daß es Jeder von uns sehr überflüssig finden würde, die Nothwendigkeit der leiblichen Ausbildung beweisen zu wollen, während doch gleichwol Jeder eingestehen muß, daß von Hunderten kaum Einer dieser felsenfesten Ueberzeugung Aller gemäß handelt. Ist das nicht, wenn wir es bei Lichte besehen, schämenswerth?

Das Turnen ist ja keine verbotene Waare mehr; man braucht es sogar nicht mehr hinter dem Worte Gymnastik zu verstecken. Die Fugen der Staaten erbeben nicht mehr unter dem Knarren der Reckstange. Werden doch die Jünglinge in ihren grauleinenen Jacken nicht mehr gefürchtet und war es ja nie ihre Schuld, daß sich böse Gewissen vor kräftigen Gliedmaßen mehr fürchteten, als vor schlotternden Beinen!

Sicherlich haben seit dem Jahre 1811, da Jahn das Turnen aufbrachte, während der Feind Berlin noch besetzt hielt, die Turner niemals als gemeinsames Band staatsumwälzerische Ideen gehegt. Es erschien nur für Die, welche solche Ideen fürchten zu müssen glaubten, nothwendig, daß sie an den Turnern gleichsam Prügeljungen vor sich hatten.

Dieses Aufwachsen unter Druck und Mißtrauen hat nicht nur die freie Entfaltung des doch so lebenskräftigen Keimes der Turnerei gehemmt, sondern ihn auch zu mancherlei Auswüchsen getrieben.

Die politischen Bemäkelungen und Anfeindungen erweckten hier und dort in den Turnern zuletzt die Bestrebungen, die sie sich gegenüber von vornherein schuldlos angefeindet sahen und die sie bis dahin noch gar nicht verfolgt hatten. Dadurch trat das Turnen in ein falsches Licht; das Volk sah die Turner scheu an, anstatt ihnen seine Kinder zu planmäßig geleiteter Kräftigung zu übergeben. So wurde das Turnen zu einer außerhalb des Volks stehenden Vereinsbestrebung getrieben, während es doch berufen war, die bis dahin und bis

heute noch fehlende Hälfte der menschlichen Erziehung zu übernehmen.

Diese persönliche Vereinzelung, in welche die Turner durch die Scheu des Volkes gedrängt wurden, wirkte, und das ist besonders zu beklagen, auf das Turnen selbst nachtheilig zurück. Sie bildete in den Turnern ein gewisses Gladiatorenthum, welches wir durch eine mildere Bezeichnung mit dem dafür fast allgemein gebräuchlichen Namen des „exclusiven oder handwerksmäßigen“ Turnens benennen wollen.

Diese Verirrung der Turnerei fand ihr Ziel und ihre Aufgabe nicht in der Erreichung eines möglichst vollen, von einer vernünftigen Gesundheitskunde gesetzten Maßes von Körperkraft und Körpergewandtheit, sondern in dem wetteifernden Zurschautragen der höchstmöglichen Leistungen an den Turngeräthen.

Diese gesundheits- und lebensgefährliche Kunststückmacherei, die mit Wesen und Ziel eines vernünftigen Turnens nichts zu thun hat, mußte die Eltern abhalten, ihre Kinder dem Turnplatze zuzuführen, wo diese am Ende als Jünglinge diesem Kitzel am Vollbringen halsbrechender Kraftstücke auch unterliegen könnten.

Ich bin in diesem Augenblicke eben so weit davon entfernt, zu vergessen, daß diese Gladiatoren die kleine Minderheit unter den Turnern sind, wie ich auch nicht unterlasse, ihnen zu verzeihen; denn wir haben eben begreifen müssen, wie äußere Gründe sie dazu verlockt hatten.

Gestehen sich die Nichtturner und die, das Turnen nur vom Hörensagen und von einem festlichen Schauturnen her Kennenden einmal ein, daß ihnen das Turnen eben durch diese gerügten Ausschreitungen nicht als das erscheint, was es seinem inneren Wesen nach ist und sein soll, sondern als eine Art Handwerk, als eine freie Zunft, wozu man sich

bekennen kann oder nicht, ohne im einen wie im anderen Falle anders als in seinem Rechte zu sein; gestehen sie sich ein, daß sie über dieser, den Schein der Berechtigung zeigenden Ansicht die Verpflichtung zu Turnübungen ganz und gar vergessen haben.

Dieses Vergessen, welches wir ebenfalls ganz begreiflich finden müssen, — ist es, welches ich jetzt bekämpfen möchte.

Man erwache aus diesem Vergessen!

Ich verweise Euch nicht auf Eure Kinder, denn da möchte die bestochene Elternliebe nicht zugeben, daß sie in sich den Keim eines körperlichen Verfalls tragen; ich verweise Euch auf die statistischen Tabellen der Rekrutenaushebungen.

Möchten in allen deutschen Gemeinden die Schulvorstände endlich einmal an ihre Pflicht denken! Möchten sie dabei von zwei Gedanken begeistert werden, von dem Gedanken an das leibliche Wohl der Jugend und von dem Gedanken an die Wehrhaftigkeit unseres Volkes*).

Giebt es für den Menschenfreund und Patrioten zwei erhebendere Aneiferungen zu thatkräftigem Handeln?

Und wenn ich nun zuletzt noch an die Humboldt-Vereine denke, so stoße ich auf eine Stelle im Kosmos, wo in diesem Gedanken sich das edle Bruderpaar Alexander und Wilhelm begegnen. „Es giebt", sagt Alexander, „bildsamere, höher gebildete, durch geistige Kultur veredelte, aber keine edleren Volksstämme. Alle sind gleichmäßig zur Freiheit bestimmt; zur Freiheit, welche in

*) Roßmäßler hat die Einführung des Turnunterrichts in den Schulen — und also den vollen Sieg der Sache, die es sogar bis zu dem stolzen Jahn-Denkmal in der Berliner Hasenheide gebracht, leider nicht mehr erlebt. D. H.

roheren Zuständen dem Einzelnen, in dem Staatenleben bei dem Genuß politischer Institutionen der Gesammtheit als Berechtigung zukommt.“ „Wenn wir“, läßt er dann den Bruder Wilhelm fortfahren, „eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverstandene Vervollkommnung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als Einen großen, nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entfaltung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln.“

Wahrlich, da müssen selbst im verkommensten Staatsleben noch gute Keime ruhen, wo zwei Brüder in dem, alle Nacht durchbrechenden Glanze solcher Ansichten hochstehende Staatsmänner waren.

Und wer wäre nun unter uns, der nicht begriffe, daß es auch eine der Aufgaben der Humboldt-Vereine ist, sich der leiblichen Erziehung der Jugend anzunehmen.

Da „Aus der Heimath“ ein illustrirtes Blatt ist, so lag es mir sehr nahe, als bildlichen Schmuck dieser Fest-Begrüßung die Esche „den Baum der Turner“ zu wählen, so daß sich die naturgeschichtlichen Beziehungen des Turnens und des Turnfestes nicht auf die in meinen Worten hervorgehobene Seite allein beschränkten, sondern auch eine unmittelbare Beziehung erhielten.

Den Schwerpunkt aber legte ich in den beigefügten Zuruf an die Turner, den ich ebenfalls hier anfüge.

Der Festgedanke und der Tag von Olten.

„Und doch beruht die zuverlässigste Stärke eines Staates auf zweckmäßig gebildeten Landwehren. Diese Einrichtung ist die natürlichste und deshalb auch die beste."
Feldmarschall Radetzky, 1828.

„Das System einer Nationalbewaffnung hat viel Verlockendes und ist auch dort, wo zwischen dem Beherrscher und den Beherrschten ein vollkommner Einklang besteht, ganz ausführbar. Aber sollte das Volk einmal schwierig werden, — so ist es um die Regierung geschehen, denn sie hat sich selbst die Ruthe gebunden."
Feldmarschall Radetzky, 1834.

„Im gesunden Leibe wohnt ein gesunder Geist", dieser, der Muckerei zum Trotz echt materialistische, d. h. natürlich begründete, und doch, oder vielmehr gerade deshalb durch und durch wahre Satz ist Euer Sinnspruch.

Ihr habt ihn trotz alles Widerstrebens der Volkswidersacher zur lebendigen That gemacht und diese That ist eine Macht geworden, ohne welche jene ihre Rechnungen nicht mehr machen können, wenn sie sich nicht verrechnen wollen.

„Aller guten Dinge sind drei" — wir feiern jetzt das dritte deutsche Turnfest; das muß also das beste sein, weil es die Drei voll macht. Gewiß ist, daß Deutschland noch kein Fest erlebt hat, bei welchem Ein Gedanke und Ein Streben eine so große Anzahl Festgenossen zusammengeführt, und es ist kaum anzunehmen, daß es von einem künftig noch folgenden werde überboten werden.

Da wir das Fest nicht gedankenlos als ein schlichtes

Reck- und Barren-Schauspiel begehen, so fragt es sich, ob ihm ein neuer Gedanke entblühen wird, oder ob der alte Gedanke des Frankfurter Schützenfestes, der so recht eigentlich auch der Eure ist, festere Gestaltung gewinnen soll.

Es ist nicht ein Begnügen zu nennen, wenn wir auf einen neuen Gedanken verzichten; denn der alte ist so inhaltreich, daß er nicht eher einem neuen Raum giebt, bis er selbst That geworden sein wird. Selbst der Gedanke des Frankfurter Schützenfestes wurde damals nicht erst gefunden, aber er drang tiefer als vorher in das Volksbewußtsein hinein, er ist seitdem der deutsche Volksgedanke geworden: Volkswehr.

Soll ich Euch, Ihr deutschen Turner, erst noch erinnern an die Vorfeier, welche unserm Feste vor wenigen Tagen vorangegangen ist? Ihr kennt den Tag von Olten. So kurz vor dem heutigen mischt sich sein Licht noch mit der Sonne unseres Festes, daß diese heller strahlt und die Umrisse unserer Zukunft uns bestimmter zeichnet. Der Tag von Olten ist ein Tag, der den Gehalt eines Jahres voll gereifter und wohlerwogener Beschlüsse in sich trägt. Es ist vielleicht Mancher unter Euch, der dabei war. Ist dies richtig, so trete er hin auf die Rednerbühne und bestätige die Worte des trefflichen Karl Grün, der dort sagte: weß das Herz voll ist, deß gehe der Mund über; ihm aber sei es heute nicht so ergangen. Sein Herz sei voll zum Zerspringen — aber der Mund finde die Worte nicht, die Fülle des Herzens auszusprechen. Er schäme sich nicht, daß er geweint habe, helle Thränen geweint, beim Anblick des Kampfes der jungen Krieger und ihrer Haltung. Und er habe sich umgeschaut nach seinen Kameraden, und keinen einzigen habe er gesehen, der nicht mit ihm geweint hätte.

Und was gereifte, ja ergraute Männer zu „hellen Thränen“ hinreißt, das wäre nichts Großes?!

Es sollte nichts Erhabenes sein, das Kampfspiel eines Heeres von Knaben zu schauen, sie eine Probe ihrer dereinstigen todesmuthigen Bereitschaft ablegen zu sehen, für das theure Vaterland einstehen zu wollen?

O, ich kenne das Ergreifende dieses Anblicks. Eher vergesse ich das Athmen, als die Erinnerung an die 1200 Schweizer, angeführt von ihren Knaben, die in voller Bewaffnung, den Feldkessel auf dem Tornister, mit Trommel und Querpfeife ihren Vätern voranmarschirten im Frankfurter Schützenzuge.

Das zündete! Da fuhr es nicht mehr blos wie ein Gedanke empor, sondern da stand urplötzlich und leibhaftig das Bild eines wehrhaften Volkes vor mir.

Ja, das ist das Ziel der Turnerei, wie es Vater Jahn gewollt hat.

Er dachte nicht daran, seinem Volke die Muskeln und Knochen zu stählen, damit es dieselben nachher spazieren trage, oder allenfalls einmal bei einem Schauturnen aller Welt zu bewundern gebe.

Wenn das Turnen blos Zweck sein soll, und das wäre es dann, nun so läge es eben in eines Jeden Belieben, diesen Zweck an sich erreichen zu wollen oder nicht; dann wird das Turnen, wie ich schon vorn sagte, eine freie Zunft, die keinen Augenblick sicher ist, in ihren eifrigen Bekennern in Gladiatorenthum auszuarten.

So sei's nicht, so ist es nicht! Das Turnen ist ein Mittel zu Erreichung eines Volkszweckes, und darum verbindlich für Jeden, da Jeder ein Glied des Volkes ist.

Es ist eins der schönsten Worte Humboldts, wenn er in einem Briefe an Varnhagen die Jugend „das unzer-

störbare, uralte, sich immer erneuernde Institut der Menschheit" nennt. Er sagte dies Wort in Eurem Interesse, nein im Interesse eben dieses unzerstörbaren uralten Instituts der Menschheit, indem er Maßmanns turnerischen Bestrebungen bei dem Könige den Weg ebnete. Die Jugend zur Mannheit, zu einem Volke von Männern zu erziehen, von Männern voll Wehrkraft um jeglichen Feind, der des Vaterlandes Freiheit antasten will, abzuwehren, das und nichts Anderes ist die Aufgabe der Turnerei.

Das Wort „hilf dir selbst", auch einer Eurer goldnen Sprüche, bezieht sich wahrhaftig nicht blos auf Hecken und Gräben und Strauchdiebe und andere derlei Fährlichkeiten; der volle Sinn dieses Wortes findet nicht Raum in dem kleinen beschränkten Leben des Einzelnen, sondern Raum dafür hat nur das unsterbliche Leben des Volkes.

Es ist schon Etwas, ja es ist viel und nicht gering zu achten, wenn die Turnerei jedem Einzelnen Gelegenheit zu körperlicher Kräftigung giebt. Man spöttelt aber, und nicht mit Unrecht, über „Stubengelehrsamkeit" und versteht damit eine solche, welche dem praktischen Leben nicht zu Gute kommt. Ich möchte der Stubengelehrsamkeit eine „Platzturnerei" gegenüberstellen. Ihre Erfolge gewähren, wie dem Stubengelehrten die seinigen, dem Einzelnen Freude und Vortheil, dem Ganzen aber, dem Volksleben nur das Wenige, was nothwendig und auch unbeabsichtigt jedes Ganze von seinen Theilen als Reflex erhält. Hierauf beschränkt sich der Nutzen der Turnerei, so lange sie die Form des Vereinslebens beibehält.

Tretet hinaus über diese Schranke, löst Euer Streben auf in dem Strome des Volkslebens, dem es sich als ein nothwendiger Bestandtheil zumischen muß, soll anders das deutsche Volk wieder werden was es einst gewesen ist und

was die Schweizer noch sind: ein freies Volk wehrhafter Männer.

Unser großes Fest, wol ist es eine Blüte im Leben unseres Volkes. Kehret heim mit dem Vorsatz, es den Schweizern nachzuthun, indem Ihr unablässig an der Errichtung der Volkswehr bauen helft — dann erst kann die Blüte sich lebendig entfalten, so daß ihr eine Frucht folgen wird."

Bei dem ersten großen Festmahl in der Turnhalle kleidete ich den Festgedanken in einen kurzen und bündigen Trinkspruch ein, der mit den Worten schloß: „Angesichts unserer Turnerei sind stehende Heere ein Unding."

Ich erwähne dies hier blos, um eine kurze aber sehr lehrreiche Betrachtung daran zu knüpfen. Sie wird uns zeigen, daß leider immer noch gar viele Männer des Fortschritts sich diesen erst von den Ereignissen aufzwingen lassen, anstatt ihn den sicher vorauszusehenden Ereignissen zuvorzuthun.

Was ich in dem „Festgedanken", an den „Tag von Olten" anknüpfend, ausgesprochen, dünkte mir so einfach wahr, so folgerichtig nothwendig und dazu bereits so unzählige Male von Andern gesagt, daß ich keinen Augenblick daran zweifelte, meine Worte würden den allgemeinsten Anklang finden. Es schien auch so, und die Festzeitung, welche Tags darauf meine Worte mittheilte, fügte hinzu, daß ihnen ein nicht endender Beifallssturm der Festversammlung gefolgt sei. Wunderlicher Weise fand sie sich aber in einer späteren Nummer gemüßigt, den Beifall halb und halb in sein Gegentheil zu verkehren. Meine Freunde sagten mir, daß mein Trinkspruch unmittelbar nachher von Seiten einiger Festordner den allerheftigsten Tadel erfahren habe und kurz nach dem Feste erhielt ich mit der Stadtpost einen „ein Turnerkreis" unterzeichneten Brief voll der gemeinsten Schmähungen über meinen

Trinkspruch und über meine Festnummer, ja auf meine Person.

Sonderbar!

Wenn das Leipziger Turnfest unter dem Eindrucke der bald nachher auf die politische Tagesordnung kommenden schleswig-holsteinischen Frage und des drohenden „Londoner Protokolls“ stattgefunden hätte — ich würde mit meiner Festnummer und mit meinem Trinkspruch ohne Zweifel der Löwe des Tages gewesen sein!

Würde denn das aber in der Sache, an der Berechtigung meiner Worte, etwas geändert haben?

O ihr Kurzsichtigen! Ihr sehet die Gefahr nicht eher, als bis sie Euch so nahe auf dem Leibe sitzt, daß ihr keinen Raum mehr habt, den Arm gegen sie aufzuheben.

Gehört diese Kurzsichtigkeit etwa auch zur Naturgeschichte des deutschen Volkes?

Ich spreche mein Volk von diesem Vorwurfe auf das entschiedenste frei. Sind auch die äußeren Fesseln von der Turnerei genommen worden, die langjährigen Schwielen haben die Empfindung des Fesseldruckes in sich aufgenommen und man benimmt sich so, als säßen sie noch an Händen und Füßen. —

Die Stunden des Nachmittags nach jenem Festmahl gehören zu den bewegtesten und ausgiebigsten meines Lebens. Ich hätte Jeden mit dem Gefühle der entlastenden Tröstung umarmen mögen, der mir seine Zustimmung aussprach; und zu meiner Beruhigung geschah dies vielfach, von ganzen Vereinen und Landsmannschaften. Noch allgemeiner geschah es später in der freisinnigen Presse.

Wer kann denn einen Zug von 20,000 Turnern sehen, ohne an die Wehrhaftmachung des Volkes zu denken?

Aus dem Sinnspruch des vorstehend abgedruckten „Fest-

gedanken" ersehen wir, daß der junge Radetzky unumwunden den Vorzug der „Landwehren" anerkannte; der nur um wenige Jahre ältere Radetzky fügte jedoch eine Lehre für Volk und Fürsten hinzu, hob aber jene Anerkennung daneben doch nicht auf! —

Selten folgt die Geschichte mit ihrer Berichtigung den verkehrten Anschauungen so schnell auf dem Fuße nach, als in diesem Falle. Bald nach des Königs von Dänemark, Ferdinand VII., Tode regte sich namentlich in den Kreisen der deutschen Turner der Eifer, Volkswehren zu bilden. Zu spät! Fast überall stieß man auf das Verbot der Regierungen.

Kurze Zeit nach dem Turnfeste hatte ich Gelegenheit Karl Grün zu sprechen, dessen in Olten den Turnern zugerufene Worte ich oben mitgetheilt, wie ich sie in den Zeitungen gefunden hatte. Er versicherte, daß er nicht mehr wisse, was er damals gesprochen habe, so sehr sei er von dem Eindruck jenes Schauspieles überwältigt gewesen.

Zwischen das Leipziger Turnfest und das am 18. Oktober desselben Jahres folgende Jubelfest der Völkerschlacht von Leipzig fällt für mich ein kleines Erlebniß, welches mit einer Erscheinung im deutschen Volksleben in nächstem Zusammenhang steht, die Anfangs eine drohende Gestalt annehmen zu wollen schien. Man hat der Erscheinung den Namen „Arbeiterbewegung" gegeben, eine Benennung, welche nicht ganz richtig ist, wenigstens lange Zeit nicht zutreffend war, da es zu einer handelnden Bewegung dabei kaum kommen zu wollen schien.

Schon oben berührte ich gelegentlich diese Erscheinung, wobei ich den Umstand, daß es dabei zu keiner eigentlichen Bewegung gekommen ist, zum Theil auch der Trägheit in der Ueberwindung eines altgewöhnten Druckes zuschreiben zu dürfen glaubte. Ich möchte dies als ein Unrecht erblicken, denn es

wäre der menschlichen Natur wol mehr angemessen, anzunehmen, daß der durch Entbehrungen und Dürftigkeit um seine Thatkraft gekommene gemeine Mann durch glänzende Verheißungen, wie sie Herr Lassalle predigte, leicht zu Gewaltthätigkeiten aufgeregt werden könnte.

Die Verhältnisse hatten den Mittelpunkt der Arbeiterbewegung nach Leipzig verlegt, wo einem Central-Comité die Leitung übertragen worden war. Dieses ernannte mich neben zwei Andern zu seinem Vertrauensmann und übertrug mir die Abfassung einer Ansprache „An die deutschen Arbeiter".

Schon seit vielen Jahren als Lehrer und Berather viel mit Arbeitern und Arbeiter-Vereinen verkehrend, wie denn meine volksthümlichen Schriften, insbesondere mein „Der Mensch im Spiegel der Natur", ganz besonders auch für die Klasse der Arbeiter bestimmt waren, konnte es mir nicht schwer werden, in dieser Ansprache den richtigen Ton zu treffen, und so wurde dieselbe denn auch ohne die geringste Aenderung von dem Central-Comité anerkannt, zu der seinigen gemacht und in seinem Namen veröffentlicht.

Der Grundgedanke der kleinen, blos einen Bogen starken Schrift, war: den Arbeiter zur richtigen Auffassung seiner Lage anzuregen und, unter geflissentlichster Abmahnung von jeglicher Ausschreitung, zur besonnenen Erwägung der ihm für seine Aufhülfe zu Gebote stehenden richtigen Mittel anzuleiten, unter denen ich Streben nach Wissen und Bildung, bürgerliche Ehrenhaftigkeit und innigen Anschluß an die deutsche Fortschrittspartei obenan stellte.

Im wohlverstandensten Interesse des Arbeiterstandes, welches mit dem der übrigen Stände Hand in Hand geht, mußte ich meine kleine Schrift durchaus konservativ halten. Dennoch verfiel sie dem Kriminalgesetz, und zwar wegen

einiger Zeilen, auf denen ich, vor- und nachher auf die Bedeutung der Naturwissenschaft für den Gewerbstand sprechend, gesagt hatte, daß die unter dem Einflusse der Orthodoxie stehende Volksschule „zum Theil" dasjenige Wissen den Arbeitern vorenthalte, welches diesen am nothwendigsten sei.

Ich wurde zu drei Wochen Gefängniß verurtheilt. Da die unbedeutende Angelegenheit seiner Zeit in der Presse doch einiges Aufsehen machte und darin ein besonders bemerkenswerther Fall des Konfliktes der Wissenschaft mit der Orthodoxie vorliegt, so schalte ich hier eine Beilage ein, welche ich für die Vertheidigungsschrift meines Anwalts schrieb. Man wird es verzeihen, daß darin einige Anführungen aus der schon früher besprochenen kurhessischen Schulordnung noch einmal vorkommen:

„Der Zusammenhang zwischen der Volksschule und dem jeweiligen Stande der Wissenschaft ist kein so undenkbarer, daß man eine Anregung dieser Frage mit der höhnenden Redensart abfertigen könnte: „die Bauernjungen sollen doch keine Gelehrten werden"!

Aus den Bauernjungen und aus den Söhnen unserer Kleinbürger geht der Handwerkerstand und gehen die Ackerbauer hervor — und das Handwerk und der Feldbau unserer Zeit müssen sich der Gewohnheit des Schlendrians entraffen, denn sie empfangen tagtäglich aus der Hand der Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft neue Stoffe, neue Recepte, neue Verfahrensweisen, neue Aufschlüsse, neue Werkzeuge, ja neue Gedanken, die so lange für den Empfänger unverwerthbar, wenigstens nicht vollständig ausnutzbar sind, als ihm die Geberin eine völlig unbekannte Person und folglich deren Absicht und Geist ihm fremd ist.

Chemie und Physik vor allen, zwei Wissenschaften, von denen das Volk bisher wenig mehr als die Namen kannte,

sind in den letzten Jahrzehnten die beflissensten Wohlthäterinnen des Gewerbes geworden, und von ihnen versteht das Gewerbe nichts. Sie arbeiten unablässig an der Lösung der schwierigen Frage vom Leben der Pflanze und ganz besonders von der Bedeutung des Düngers. Die hunderttausende der kleinen Ackerbauer verstehen davon, Dank des jetzigen Zustandes der Volksschule, nichts.

Die Heilkunde hat in neuerer Zeit eine Gesundheitslehre geschaffen, deren Segnungen noch auf sich warten lassen, weil sie aus den Büchern und einigen wenigen Zeitschriften nicht in die Köpfe und in die ungesunden Wohnungen und Werkstätten des Volkes gelangen. Das Volk versteht davon nichts.

Mit Einem Worte: das Volk ist durch die Schuld der Volksschule weit hinter der Wissenschaft zurückgeblieben, mit der es in einer Zeit lebt, und von der es das Recht hat, dasjenige von ihren Entdeckungen als sein rechtmäßiges Eigenthum zu fordern, was ihm nützt.

Spricht man dies aus, so begreifen die meisten Leute wol die darin vorhandene Wahrheit; aber nur Wenige giebt es, welche mit dem unwiderstehlichen Nachdruck, der in dem tagtäglich wiederholten Ruf: „wir brauchen es!“ liegt, an der Lebendigmachung dieser Wahrheit arbeiten. Gedankenlos nimmt man die trostlose Sachlage, auch nachdem man sie als solche erkannt hat, als eine vollendete Thatsache hin, „an der sich eben nichts ändern läßt“. Wenn hier im Allgemeinen gesprochen wird, so ist selbstverständlich dabei nicht zu verkennen, daß es in der Wirklichkeit einige anerkennenswerthe Ausnahmen giebt; daß es sich überhaupt um eine lange Stufenfolge des Werthes der Volksschule handelt, welche sich aber kaum irgendwo mehr als um wenige Grade über den Gefrierpunkt der gänzlichen Vernachlässigung desjenigen Wissens erhebt,

welches jetzt mehr denn je dem Erwerbsleben und dem persönlichen Wohlbefinden im Drange der sich täglich mehrenden Mitbewerbung noth thut.

Erstände jetzt Einer nach hundertjährigem Schlafe aus dem Grabe und ginge er in die Werkstätten unseres platten Landes und der kleinen Städte, in die bäuerlichen Wirthschaftshöfe, er könnte sich darin mit wenigen Ausnahmen sofort wieder heimisch fühlen, während er in den Werkstätten der Wissenschaft überall nützliches Neues, Verbessertes, zu seiner Zeit Ungekanntes in großer Fülle finden würde. Müßte er nicht den Ersteren zurufen: auch ihr habt, ebenso wie ich, im Grabesschlummer gelegen! Und dann gar in der Volksschule! da würde der biedere alte Deutsche dieselben Kernlieder, dieselben Bibelsprüche, denselben Katechismus im Vollbesitz der Macht finden.

Der alte Cato, von Karthago beleidigt, schloß bekanntlich jede seiner Reden mit den berühmten Worten: „übrigens bleibe ich dabei, daß Karthago zerstört werden muß“; so bleibe auch ich dabei, daß die deutsche Volksschule vor allen anderen Staatseinrichtungen einer Verbesserung, einer geistigen Aufhülfe dringend bedarf, und daß sich diejenigen eines Vergehens an der Volksbildung schuldig machen, welche sich dieser Erhebung der Volksschule widersetzen.

Ich fasse dabei den Begriff Volksschule in dem herkömmlichen Sinne, daß ich darunter die Schulen der Landgemeinden und der kleinen Städte verstehe, in denen die Mehrheit der Bevölkerung und namentlich die arbeitende Klasse gebildet wird. Diese hatte ich gemeint, als ich in der mit Beschlag belegten Flugschrift gesagt habe, daß sie unter der Leitung der orthodoxen Kirche stehe, „welche zum Theil die dem Arbeiter nothwendigsten Kenntnisse geflissentlich hintanhält, ja sogar nicht selten völlig entzieht“.

In den durch Anführungszeichen hervorgehobenen Worten soll eine staatsgefährliche Schmähung liegen und unter der „orthodoxen Kirche“ das königl. sächsische Kultusministerium gemeint sein.

Um nicht dasselbe, was die Vertheidigungsschrift meines Herrn Anwaltes sagt, zu wiederholen, beschränke ich mich in Folgendem auf den Nachweis, daß die orthodoxe Kirche „zum Theil“ das thut, was ich ihr Schuld gebe.

Ich wählte dazu einen bestimmten Fall, wie er mir in einem amtlichen Exemplare der „Ordnung für die Volksschulen der Provinz Niederhessen“, gezeichnet „Kassel am 11. Januar 1853, kurfürstliche Regierung daselbst. Wachs,“ vorliegt.

(Die hier folgenden Entlehnungen und Erörterungen jenes wunderlichen Machwerks können wir hier füglich fortlassen, denn einerseits ist dasselbe jetzt ja längst glücklich abgethan und andererseits finden die Leser den kurzgefaßten Gesammtinhalt bereits S. 358 ff. Roßmäßler fährt dann, nachdem er den Beweis geführt, daß die kurhessische Schulordnung in der That die für das bürgerliche und gewerbliche Leben nothwendigsten Kenntnisse geradezu versagt, in der folgenden Weise fort:)

Ich erlaube mir nun an das königliche Oberappellations-Gericht die Frage, ob mein beschuldigter Ausspruch nicht buchstäblich auf jene Schulordnung Anwendung findet? Auch mein „zum Theil“ und „nicht selten“ ist hinlänglich gerechtfertigt, wenn man sich erinnert, daß die Provinz Niederhessen 72 Geviertmeilen und 314,808 Einwohner enthält.

Alles Uebrige meinem Herrn Vertheidiger überlassend, will ich nur der Behauptung der Staatsanwaltschaft entgegentreten, welche dahin ging, daß, weil nur das Kultusministerium einen solchen Einfluß auf die Schule zu nehmen vermöge, ich auch nur dieses im Auge gehabt haben könne. Solange aber in Deutschland das Collaturrecht über Kirchen und Schulen tausendfach in den Händen von Privaten und Gemeinden

liegt, so lange vermögen diese einen kaum minder großen Einfluß auf Kirche und Schule zu üben. Es wäre sehr leicht, zahlreiche Beispiele dafür aufzuzählen, daß der Prediger und der Schullehrer hinsichtlich der kirchlichen Richtung das Spiegelbild des Patrons sind, ja daß es einem kirchlich-freisinnigen Kultusminister nicht selten fast unmöglich fällt, der Ueberhandnahme des Mysticismus, den das Patronatsrecht begünstigt, zu steuern*).

Es ist unmöglich, dies bei der strafrechtlichen Beurtheilung des vorliegenden Falles zu übersehen; und wenn es von Seiten der Staatsanwaltschaft dennoch geschehen ist, so vermag ich dafür keine solche Veranlassung zu ergründen, welche hier auszusprechen und dann meinerseits zu widerlegen zulässig wäre.

Die „orthodoxe Kirche“ Deutschlands, und nur diese kann ich in meiner, allgemeine deutsche Verhältnisse besprechenden Flugschrift im Auge gehabt haben, ist mit nichten die Staatskirche irgend eines deutschen Landes oder aller deutschen Länder zusammen, sondern die orthodoxe Partei, welche durch ihre amtlichen Organe, die orthodoxen Priester, bekanntlich das Prädikat der Kirche auch ausschließend für sich in Anspruch nimmt. Ebenso wenig, wie bereits gesagt worden, als es ein freisinniges Kultusministerium verhindern kann, daß in vielen einzelnen Trägern und Patronen des kirchlichen und des Schul-Lehramtes der Mysticismus in einem Lande Boden gewinne, ebenso wenig kann ein orthodoxes Ministerium

---

*) Von denselben Anschauungen ging die neue preußische Gesetzgebung aus, als sie den Einfluß der orthodoxen, besonders römisch-infallibilistischen Geistlichkeit auf die Schulen dadurch brach, daß sie es in die Hände der Regierung legte, die Schulinspektoren nicht mehr, wie früher, durchaus aus den Reihen der Geistlichkeit, sondern aus dem freisinnigen und aufgeklärten Bürgerstande wählen zu dürfen. D. H.

das Gegentheil verhindern: das freisinnige Wirken einzelner Prediger und Lehrer. Das königl. Kultusministerium wird nicht in Abrede stellen, daß im Lande Sachsen sowol in Staats- als in Patronats-Stellen stehende Prediger in reicher Zahl vorhanden sind, welche der orthodoxen Richtung die einen, der freisinnigen die andern ergeben sind und demgemäß ihr Amt verwalten. Von welcher von beiden wäre denn ein Rückschluß auf den kirchlichen Standpunkt des k. Kultusministeriums zulässig? von Diesen oder von Jenen? Und wenn man dann über die orthodoxe Kirche Sachsens klagte, oder die freisinnige Kirche Sachsens pries — würde und könnte Dieses wie Jenes das k. Kultusministerium treffen, trotz welches und gegen dessen Willen jene wie diese kirchliche Richtung in Sachsen bestehen kann und besteht?

Am Schlusse dieser wenigen Bemerkungen kann ich nicht unterlassen, noch mit einigen Worten auf Eins hinzuweisen. Angenommen, aber nicht zugegeben, die incriminirte Stelle treffe als ein Vorwurf das Kultusministerium irgend eines der 36 deutschen Länder, so gehört dieser Vorwurf doch sicherlich nicht allein vor das Forum des geschriebenen Strafrechts, sondern er gehört vor allen Dingen vor das Forum des urewigen Rechtes der Wissenschaft unserer Zeit. Dieses Forum spricht meinen Satz nicht blos frei, sondern es macht ihn zu dem seinigen. Und vor dieses Forum gehören nicht minder als mein Satz alle Kultus- und Unterrichts-Ministerien der Welt."

Soweit meine Beilage.

Es blieb bei dem ersten Erkenntniß und ich hatte vom 19. September bis 10. October 1863 alle mögliche Ruhe, über das Verhältniß zwischen Wissenschaft und Kirche nachzudenken.

Den Lesern meines Blattes schickte ich aus dem Gefängniß folgende kleine Plauderei.

Studien eines eingesperrten Naturforschers.

Quatremère d'Isjonval machte im Jahre 1794 in Utrecht im Gefängnisse seine berühmt gewordenen Beobachtungen über die Wetterprophezeihung der Spinnen, und wurde dadurch erst zum Naturforscher; warum soll ein Naturforscher von Beruf sich nicht erst recht angeregt fühlen, Gefängnißstudien zu machen?

Indem ich also die drei Wochen vergitterter Einsamkeit zu solchen auch benutzen will, fällt mir erst auf, daß die Naturforscher selten eingesperrt zu werden scheinen, da man so selten oder fast nie davon liest, was Naturforscher im Gefängniß beobachtet haben.

Freilich sind kurze drei Wochen einer sehr milden Haft, wobei Einem eigentlich nichts weiter fehlt als die Freiheit und die Gesellschaft, nicht eben ein sehr ausgiebiges Feld. Nichts weiter als die Freiheit? Das klingt fast, als sei das nicht viel. Und doch, wie viel ist es!

Darum muß ich meine Studien auch gleich mit einer Bemerkung beginnen, welche unsern akademischen Studienräthen vielleicht ein ernster Fingerzeig sein könnte.

„Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum!" Kehren wir diesen Satz einmal ein Bischen um: „grün, Freund, ist eure Theorie, doch grau des Kerkers wüster Traum."

Zur Theorie, welche die Herren Juristen auf den Universitäten mehr auswendig als inwendig lernen, gehört auch die Zuerkennung der von den Gesetzen vorgeschriebenen Strafmaße. Etwas Aehnliches ist es in der Heilkunde mit der

Anerkennung der Arzneien. Ein guter Mediciner weiß genau, wie das garstige Zeug schmeckt, das er seinen Kranken zuerkennt. Sollte es mit den Juristen anders sein dürfen? Billig sollte jeder angehende Justizbeamte die bittere Arznei selbst einmal gekostet haben, welche er seinen Patienten vorschreiben soll. Das sollte freilich vor allen Dingen auch mit den Gesetzgebern geschehen; und vor Berathung eines neuen Kriminalgesetzbuchs sollten sämmtliche Abgeordnete auf mindestens 4 Wochen, versteht sich in Einzelhaft, eingesperrt werden. Denn wer Gefängniß auferlegt, sollte billig wissen, wie Gefängniß schmeckt.

Doch Scherz bei Seite — aber wo beginnt hier der Scherz und wo der Ernst? Ich weiß es nicht. Für bloßen Scherz halte ich es nicht, was ich eben berührte.

Die Menschenwürde, eine sehr wohlfeile Waare, wird eben vielfach als solche behandelt und muß für viele Leute als Objekt erst noch entdeckt werden. Und wie verschiedene Ausmünzung erhält die Menschenwürde bei den verschiedenen Menschen, mit denen die Kriminaljustiz zu thun bekommt; und wie verschiedene Ausprägung erhält der Begriff Verbrechen, wenn der Prägstock nicht ein festgerannter Staatsgedanke, sondern die praktische Vernunft ist.

Gelingt es dem Kriminalrichter nicht, den Verurtheilten zu derselben Würdigung seines Verbrechens zu bekehren, welche er und das geschriebene Gesetz davon haben, so hält dieser sich für einen ungerecht Leidenden. Was hat dann die Gesellschaft durch seine Bestrafung gewonnen? Verloren ist das richtigere Wort.

Doch die Folgerichtigkeit des Denkvorgangs hat mich zu einer unvorhergesehenen Richtung geführt, auf die ich es gar nicht abgesehen hatte. Ich reiße den Faden hier ab und möchte nur noch einen reichen Menschenfreund, der aber zu-

gleich ein großmächtiger sein müßte, auffordern, eine Preisaufgabe auf die Feststellung des Begriffs „strafwürdiges Vergehen“ zu stellen und zur Preisrichterin die von der Liebe erwärmte und von freier Menschenwürde durchglühte Vernunft zu bestellen. Dann müßte aber noch die Kleinigkeit hinzukommen: die Lösung ins praktische Leben einzuführen.

Das Alles sind ja aber keine Gefängnißgedanken; die kommen jedem Vernünftigen auch in der Freiheit.

Mit meinen Studien sage ich jetzt einer größeren Anzahl nichts Neueres, als es vor 15 Jahren der Fall gewesen sein würde, denn jetzt laufen die Leute zu vielen Hunderten herum, welche „gesessen“ haben, ohne Diebe und Mörder, Fälscher und Betrüger oder sonstige Hallunken gewesen zu sein. Wenn sie ihre Studien veröffentlichen wollten, sicher könnte daraus die Psychologie und Praxis der Strafjustiz mehr lernen, als aus meinen fast harmlosen Plaudereien durch das Schlüsselloch. Denn etwas Weiteres als Plaudereien mit Euch, liebe Leser und Leserinnen, beabsichtige ich kaum.

Und doch ist vielleicht gerade meine sehr milde Haft, wie ich sie wiederholt nennen muß, zu solchen Studien besser geeignet, als die meiner Nachbarn und der Unglücklichen in den Zuchthäusern, welche das ehrenhafte Wort Zucht verunglimpfen. Aus jenen Zellen kann ja nur Gift und Galle spritzen oder nur seltne Seelengröße kann in ihnen sich das Urtheil ungetrübt erhalten. Unter schwerer Haft Gehaltene sind weniger geeignet, selbst über ihren Zustand Beobachtungen zu sammeln, als vielmehr Andern als Gegenstand der Beobachtung zu dienen.

Ich wette darauf, mancher von denjenigen meiner Leser, welche mir in freundschaftlichem Briefverkehr nahe getreten sind und mir so Beweise ihrer herzlichen Zuneigung gaben — wenn er jetzt zu mir hereintreten würde, in seiner freund-

schaftlichen Theilnahme, würde er sehr getröstet wieder weggehen. Nun ja, das soll er auch. Würde ihn aber der Schließer alsdann nicht wieder weggehen lassen, sondern statt meiner einsperren; zunächst, daran zweifle ich nicht, würde er nur ein verlegenes Lächeln haben. Wäre es aber dann draußen auf dem langen, langen Flur stundenlang still von dröhnenden Schritten, dann würde das eigenthümliche Gefühl nothgedrungener Beschaulichkeit über ihn kommen. Das glaube ich, ist das richtige Wort für das, was in solcher Haft, wie die meinige ist, im günstigen Falle über Einen kommt. Es kann aber auch anders sein, wenn der Eingesperrte ein Choleriker ist. Die glimpflichste Haft ist eine Probe auf den Halt, den Jemandes Geist und Charakter hat.

Doch ich lade zunächst meine Leser und Leserinnen zu mir ein. Nicht wahr, ich bin hier ganz gut aufgehoben. Ein hohes, geräumiges, überaus sauberes Gemach; durch einen Bogen ist ein schmäleres Anhängsel davon abgetrennt, wo das Bett steht. Zwei anständige hohe Fenster, eins nach Abend, eins nach Mittag, denn wir sind in einem Eckzimmer; und außerdem aus dem ausspringenden Vorbau noch ein kleines nach Mitternacht und zum Ueberfluß dem gegenüber sogar noch ein viertes Fenster nach Mittag. Also Licht und Luft die Hülle und Fülle, denn die Eisengitter nehmen nichts davon weg. Sie finden mich in guter Gesellschaft. Voran Alexander von Humboldt und der treffliche Leunis, meine lieben Freunde Moleschott, Karl Vogt, Vogler und viele Andere. Sie sollen mir nicht nur die Zeit vertreiben, sondern wenn meine Weisheit zu Ende geht, sollen sie mir rathen. Da steht auch mein Mikroskop mit allem nöthigen Krimskrams zum Mikroskopiren.

Daß es innerhalb meiner vier oder eigentlich sechs Wände naturforscherlich aussieht, das ist doch nichts Wunderbares.

Es sieht aber auch draußen so aus. Wenn ich den Blick von meinem Schreibtisch zum Fenster hinaus wende, übersehe ich den ganz nahe gelegenen botanischen Garten, und blicke ich darüber hinaus, so tritt über einer Lücke des schönen Waldhorizonts der blaue Hügel des klassischen Bienitz hervor, den nicht blos jeder sächsische Botaniker kennt.

Gelt, das ist ein naturwissenschaftliches Gefängniß? Und wenn es Abends zur Ruhe geht, so ist nur der einzige Unterschied, daß mein aus Spanien mitgebrachtes Bett nicht an seinem gewöhnlichen Platze steht.

Jetzt sehen wir aber aus dem Südfenster. Hier unter den drei alten Nußbäumen, kaum 50 Schritt vom Gefängniß, habe ich, denn sie stehen in einem weiland sehr besuchten Leipziger Milchgarten „Büttners Gut" genannt, als Kind manches Glas Milch in Gesellschaft meiner kleinen Geschwister und meiner Eltern getrunken. Es ist wol 48 Jahre her seit dem letzten Male, denn als mein Vater gestorben, war's aus damit. Dennoch höre ich im Geiste wieder wie damals hell und laut die kreischende Stimme der Frau Büttner, die mit ihrer abenteuerlichen, aber echten und unverfälschten „Karnette" das Urbild einer Bäuerin der Leipziger Flur in der Stadt aufrecht und in Ehren hielt. Was eine Karnette ist, kann ich freilich ohne Abbildung meinen fernen Leserinnen nicht anschaulich machen. Es genüge zu wissen, daß es eine ungeheuerliche Haube, welche bei den Bäuerinnen der Umgegend von Leipzig heute noch Mode ist.

So fehlen also auch die wehmüthigen und doch so wohlthuenden Beziehungen zu meiner Kindheit dem Gefängnisse des Ergrauten nicht.

Uebrigens, ehe ich weiter rede, ich spreche nicht als Neuling. Es sind nicht die ersten Eindrücke, welche mich jetzt einnehmen und vorschnell urtheilen lassen. Freilich liegen

zwischen meiner letzten Gefangenschaft und heute zehn unschuldvolle Jahre.

Nothgedrungene Beschaulichkeit nannte ich vorhin die geistige Regung eines Gefangenen und rühmte noch dazu diese Bezeichnung als die allein richtige. Fast möchte ich dies Wort zurücknehmen und das Gegentheil behaupten: die Gefangenschaft sei der Beschaulichkeit am wenigsten günstig. Urtheilen meine Leser selbst.

Der seiner Freiheit nicht Beraubte und der dies auch niemals war, macht sich schwer eine Vorstellung von der Lage, in welcher man im Gefängniß sich selbst gegenüber ist. In der Freiheit verliert man sich oft und findet sich blos als den mithandelnden Spieler in dem allgemeinen Spektakel. Das scheint nun allerdings der Beschaulichkeit ungünstig zu sein. Man vergesse aber nicht, daß es sehr oft nur von uns abhängt, ob wir blos Zuschauer sein wollen. Ja, nichts hindert uns, uns geistig und leiblich auf kurze Zeit abzulösen von dem Getreibe und Einkehr in uns selbst zu halten, während wir die Wellen des Lebens ruhig an uns vorüber treiben lassen. Das ist eben der Segen der Freiheit, daß wir ihren Einfluß auf uns in den meisten Fällen nach unserm Gefallen abmessen und bestimmen können; während das Gegentheil der Freiheit ohne unser Zuthun uns fortwährend beherrscht.

Denn ganz anders ist es in dem Gefängniß. Da sind wir der einzige Handelnde, was wir nicht thun, bleibt unverrichtet, was geschieht, geht von uns aus; rings um uns herum ist Alles träg, ruhig, öde, stumm, die erdrückendste Unthätigkeit. Was um uns laut wird, sich bewegt, sichtbar wird, steht in unmittelbarer Beziehung zur Gefangenschaft; selbst das von außerhalb des Gefangenhauses zu uns Dringende mahnt uns schon dadurch an die Gefangenschaft, daß es als

eine, gleichviel willkommene oder unwillkommene, Zugabe zu dieser erscheint, über deren Eintreten wir nicht verfügen können und die uns an das beschränkte Maß erinnert, in welchem sie uns zutheil wird. Wir können uns selber im Gefängniß nicht los werden, weil wir außer uns nichts haben, als die Fessel der Unthätigkeit. Alles was wir verrichten, steht mindestens insofern in lästigem Verhältniß zu der Gefangenschaft, als diese das Bereich desselben vorschreibt. Die freieste Umschau aus dem Fenster wird uns zu eng, weil sie fest begrenzt ist; wir möchten mehr sehen, blos weil wir nicht mehr sehen können.

Dies wirft uns immer auf uns selbst zurück, weil es uns jeden Augenblick in dem Bewußtsein unseres Verhältnisses zur Außenwelt erhält, damit förmlich quält. Man sagt, der Gefangene sei von der Außenwelt abgelöst: Niemand ist es weniger als er, ihm ist die Außenwelt nur kleiner; aber mächtiger!

Wenn es mir zusteht, nach so wenig drückenden und stets nur kurze Zeiträume andauernden Erfahrungen ein Urtheil auszusprechen, so möchte ich daher behaupten, daß der Gefangene sich in einer steten Aufregung befindet und daß die vorhin behauptete Einladung zu beschaulicher Selbsteinkehr doch nicht jene Beschaulichkeit in einem frei gewählten Allein- oder Fürsichsein bestehen kann.

Es versteht sich von selbst, daß die geistige und Charakterpersönlichkeit, die Art des verbüßten Vergehens, die Dauer und die Beschaffenheit der Haft u. s. w. hierbei von größtem Einfluß sein müssen.

Wenn es auch für Manche verwunderlich erscheinen mag, so ist es dennoch wahr und mit dem Vorhergehenden in ursachlichem Zusammenhang, daß der Gefangene meines Schlags — von Andern kann ich nicht sprechen — sich Abends schlaf-

bedürftiger und zeitiger als in der Freiheit auf sein Lager streckt und in der Regel nicht vergeblich auf den erquickenden Schlaf wartet, wenn er sich nicht selbst durch Ruhen am Tage um seinen Nachtschlaf betrügt. Aber dazu wird es nur bei Geistigträgen und in der Untersuchungshaft kommen, wenn geistige Beschäftigungsmittel verboten sind. Es läßt sich aber annehmen, daß gerade Untersuchungshaft besonders aufregend und spannend sein mag. —

Das unermeßlich ausgiebige Feld des Gefängnißwesens für anthropologische Studien ist sicher erst zum kleinsten Theile ausgebeutet, und es darf wol gesagt werden, nur Dem ist es Ernst mit solchen Studien, der sie nacheinander in einer von zwei Formen macht: als Gefängnißwärter, den seine Kollegen auch unbefangen als einen Ihresgleichen ansehen müssen, und als Gefangener — in Einzel- und mit Andern in gemeinsamer Haft — den die Gefangenwärter auch wirklich nur als einen solchen ansehen. Anders als so, das ist meine wohlerworbene Ueberzeugung, fehlt solchen Studien die Tiefe und Innigkeit; Beide aber erheischt die Menschlichkeit.

Wenn man das Wort nicht mißdeuten will, so darf man sagen, daß für den Gefängnißbeamten das Amt Liebhaberei sein muß, gerade wie bei dem Schullehrer; denn Schule und Gefängniß stehen in vieler Hinsicht auf gleicher sittlicher und menschlicher Stufe.

Ich werde hier auf das lebhafteste an Don Manuel Montesinos erinnert, den leider kürzlich verstorbenen Direktor des Zuchthauses (Presidio Correccional) von Valencia in Spanien. Das war Einer — ob es einen Zweiten giebt, ich weiß es nicht — von dem man sagen konnte: sein Amt war ihm Liebhaberei, Herzenssache. Ich verweise über ihn auf Seite 190—218 des II. Theils meiner „Reise-Erinnerungen aus Spanien“.

Durch eine unverzeihliche Achtlosigkeit meiner valencianischen Freunde war ich um die Freude gekommen, Montesinos' Schöpfung kennen zu lernen und mußte mich hinterher für mein genanntes Buch mit der Schilderung von Vicente Boix begnügen. Aus dieser entlehne ich hier einige Stellen:

Boix sagt: „Es giebt in Spanien unglücklicherweise kein Unternehmen von hervorragender Nützlichkeit, welches bei seiner Ausführung nicht auf unvorhergesehene und auf unbesiegbare Hindernisse stieße, sei es von Seiten der Regierung, sei es von Seiten des Privatinteresses. Diese Bemerkung drängt sich unwillkürlich auf, wenn man die unzähligen Beweise von stumpfsinniger Gefühllosigkeit (entorpecimiento) erwägt, welche der Direktor Montesinos zu überwinden hatte, als er bei den kompetenten Behörden des Klosters sich eifrig verwendete. (Das Presidio befindet sich in einem der 1835 aufgehobenen Klöster.) Es ist allein seine Willenskraft, was seinen Plan zum Ende führte, gegenüber dem Aktenwust, welcher sich in unseren (Boix spricht von den spanischen) Gerichtssälen aufthürmt, geeignet, die Geduld des beharrlichsten Geistes zu ermüden.

Neuling in seinem Amtsberufe, der selbst für Alle in Spanien etwas Neues war, nahm sich Montesinos vor, sich von Grund aus eine neue Theorie zu schaffen, nach Versuchen, wie sie von günstigen Erfolgen als angemessen bewährt werden würden. Eine Verbesserung über die andere pflanzend und vorsichtig seine eigenen Reformen verbessernd, setzte er es durch, seine mühevolle Beharrlichkeit gekrönt zu sehen, so daß das Gebäude der Gefängnißwissenschaft, welches die Ergebnisse der Erfahrung in dieser Anstalt gelehrt haben, durch und durch ein spanisches ist; denn es hat sich lediglich aus dem Studium spanischer Verbrecher aufgebaut, ohne Rücksicht zu nehmen auf das, was das Ausland hierin

vorher bereits erfahren oder beschrieben hat. In der Gliederung und Einrichtung seines Strafsystems hat Montesinos keine Einrichtung aufgenommen, welche nicht im Einklang mit dem spanischen Nationalcharakter steht."

Wenn man diese ein spanisches Gefängnißprincip, welches sich seit 20 Jahren auf das glänzendste bewährt hat, bezeichnende Stelle in dem Buche von Boix liest, wahrlich, dann fühlt man sich verpflichtet, mit etwas weniger souveräner Selbstgefälligkeit auf Spanien herabzublicken, als wir es gewöhnlich thun.

Und wie hat sich Montesinos' Princip bewährt? Nachdem er i. J. 1836 sein Amt angetreten hatte, war bis 1844, also in acht Jahren, sein erziehender Einfluß — hier ist einmal das Wort Zuchthaus am richtigen Platze! — so wirksam gewesen, daß unter 1466 in diesem Jahre Eingelieferten nur ein Rückfälliger war.

Boix sagt nach der genauen Schilderung von Montesinos' Besserungsverfahren: „Einige glauben, daß das Presidio von Valencia sich nur so lange in diesem Zustande erhalten werde, als Montesinos an seiner Spitze steht; und unter dem Vorwande, ihn so mehr zu ehren, aber in Wahrheit in der Absicht, sein System zu zerstören, welches die Pläne Derer, die nichts verstehen verdunkelt, sagen sie, daß sein Verfahren unhaltbar sei.

Ich aber sagte dort Denen, die so sprechen, und ich wiederhole es hier aus tiefster Seele, wissen diese Leute, was sie sagen? wissen sie, daß ihre Worte voll Grausamkeit, voll Faulheit, voll Dummheit sind?"

Ich schließe hier aus dem Buche von Boix noch folgende Stelle an:

„Das große Gebäude des Presidio steht auf einem freien Platze der Stadt und kein einziger Soldat, kein Ueberfluß von bewaffneten Wachen, keine schweren Riegel wehren den

Eintritt in dasselbe. In einem Vorhofe hält sich blos ein alter grauköpfiger Sergeant auf, der den Säbel mehr als Ehrenzeichen denn als Waffe trägt, und als sein Gehülfe ein Cabo (Aufseher), der aber selbst ein Sträfling ist. Durch das Gitterthor sieht man die freundliche Helle des Innern und die poetischen Laubkronen alter Orangenbäume. Vom Augenblick des Eintritts, der leicht gewährt wird, entblößt sich grüßend jedes Haupt und der Besucher hört nichts als das Geräusch von Werkzeugen und den Gesang der Vögel. Das Innere trägt ganz das erhabene Ansehen eines Klosters unter dem milden spanischen Himmel und umschließt anstatt eines Hofes einen freundlichen Garten. Im Mittelpunkte des umfänglichen Gebäudes befindet sich die sehr einfache Wohnung des Montesinos mit der Aussicht auf den Garten desselben, belebt von einer Menge gezähmter einheimischer und ausländischer Vögel und vierfüßiger Thiere."

Hier folgt in dem lehrreichen Buche eine Aufzählung der Werkstätten der Anstalt, unter denen neben den gewöhnlichen unter anderen an solchen Orten minder gangbaren eine Chokoladenfabrik, Färberei, Wagenbauerei, sogar eine Buchdruckerei mit 38 Schriftkästen, 2 Druck- und 1 Satinirpresse hervorzuheben sind.

Ein wohlthuendes Schauspiel bilden die kleinen vier- bis fünfjährigen Kinder der Sträflinge, die in der Anstalt erzogen werden und deren Küsse der Vater vor dem Schlafengehen genießen darf. Aus ihnen macht die Menschenliebe des Montesinos ehrenfeste Bürger, während er ihre Väter bessert.

Um Letzteres zu erreichen, befolgt Montesinos einen Grundsatz, den der Christ einen göttlichen nennen muß, weil er ihn seinem Gotte zuschreibt, und den Boix in den Worten ausdrückt: la penitenciaria solo recibe el hombre, el delito queda à la puerta: das Gefängniß nimmt nur den

Menschen auf, sein Verbrechen bleibt vor der Thür.

Einheit und Unausgesetztheit des Regiments im Innern der Anstalt konnte Montesinos nur dadurch erzielen, daß er von Morgens früh noch vor der Reveille bis nach dem Schlafengehen der Sträflinge immer und überall gegenwärtig ist. Alle Befehle gehen nur von ihm selbst aus. Dabei sind ihm zwei Regeln von dem heilsamsten Erfolg gewesen: er macht in der Behandlung der Sträflinge nicht den mindesten Unterschied, vermeidet also jede Bevorzugung, und er tadelt nie öffentlich. Um Ersteres zu können, hat er jene große Manchfaltigkeit von Beschäftigungen geschaffen, wodurch eben das Presidio zu einem Arbeitsbazar wird. Der zartere Körper eines vielleicht blos durch Leichtsinn nach und nach in die Hände der Strafjustiz getriebenen Sohnes einer vornehmen Familie ist eben blos durch die, seinen geringeren Kräften und größeren geistigen Fähigkeiten angepaßte Beschäftigung von dem Straßenräuber unterschieden. Keiner kennt die Schuld des Andern. Nur die Verworfensten werden als zu fürchtender Ansteckungsstoff abgesondert und ihnen eine besondere Sorgsamkeit in der sittlichen Behandlung gewidmet. Ebenso sind die Jünglinge von den älteren Verbrechern abgesondert.

Selbst innerhalb der Anstalt von den Sträflingen begangene Verbrechen sind Montesinos kein Anlaß zu öffentlicher Bestrafung, „um für die Uebrigen ein Exempel zu statuiren.“ Der Schuldige weiß sein Vergehen seinen Mitgefangenen zu verbergen, und indem er so von deren Hohn nicht zu leiden hat, bewahrt er sich seine Unbefangenheit, was die Wiedergewinnung seines sittlichen Haltes unterstützt.

Die Mittel zur Aufrechthaltung der Disciplin innerhalb der Anstalt sind im Einklang mit Montesinos' oben an-

geführtem Grundsatze. Die Strafen bestehen zunächst in Arresttagen, welche nach dem Grade des Vergehens entweder im Schlafsaale oder in einem Gefängniß — demnach muß doch das Presidio selbst nicht wie ein Gefängniß aussehen! — verbüßt werden. Nie aber ist eine Strafe thätlich oder entehrend. Nie wird die Zuflucht zum Prügeln genommen. Die höhere Belohnung besteht in der Erhebung zum Meister (maestro), wegen deren materieller Vortheile und weil sie eine Bluse tragen, wodurch sie sich von den übrigen Sträflingen unterscheiden. Auf einen Tag die Entziehung des Frühstücks — weitere Kostentziehung kommt nicht vor —, das zwei- oder dreimal wiederholte Verbot, die Seinigen zu sehen oder zu sprechen, reicht aus, die Gefangenen zu zügeln.

Das ist ja aber gar keine Strafe, wird hier vielleicht Mancher ausrufen. Ganz recht, es ist auch keine Strafe im Sinne der Rache, welche Montesinos gegen seine Gefangenen übt. Weiteres läßt sich hier über diesen Punkt nicht sagen, denn die Paragraphen der Strafgesetzbücher gehen herum wie brüllende Löwen und sehen wen sie verschlingen. —

Während ich dies schreibe, scheint die Abendsonne durch die klare Septemberluft in mein Zimmer; gelbgrüne Streiflichter fallen über die fernen Wiesen, während der Wald mir seine blaugraue Schattenseite zukehrt. Die Silberfäden des fliegenden Sommers segeln durch die windstille Luft zu mir heran und heften sich an das Gitter meines Fensters. Eine Taube sucht in der Fensterbrüstung nach einem letzten Ueberrest ihres Frühstücks und fliegt scheu davon, wenn ich eine Bewegung mache. Sie hat mich in acht Tagen noch nicht kennen gelernt.

Den ganzen Nachmittag habe ich in sinnendem Nichtsthun verbracht. Meine Morgenunterhaltung mag mir wol die echten Arbeitsgedanken vertrieben haben. Mein lieber

Fritz Hofmann führte mir den „Ludwigs-Heber“ Wilhelm Bauer zu. Das war mir eine Freude, diesen eisenfesten tenax propositi von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wenn es auch hier geschehen mußte. Mir fiel ein anderer Bauer ein, der Erfinder der Schnellpresse, und dabei mußte mir weiter in Erinnerung kommen, daß Wilhelm Bauer zuletzt doch nicht wie jener gezwungen war, seine Erfindung auf ausländischem Boden ins Werk zu setzen und durch den glücklichen Erfolg zu erproben. Der andere Bauer war bekanntlich genöthigt, seine große Erfindung zusammen mit seinem Genossen König — welche bedeutungsvolle Namensverbindung! — von dem censurbedrückten deutschen auf den preßfreien englischen Boden zu flüchten.

Es war ein eigenes Zusammentreffen, Wilhelm Bauer im Sprechzimmer eines Arresthauses von der königl. bayerischen Unterstützung seines großen Unternehmens reden zu hören; wie die Könige Ludwig und Maximilian die bedeutungsvollen Erinnerungsgeschenke, Compas und Uhr des „Ludwig“ zurückwiesen; wie Bauer die Schiffskanone des deutschen Schiffes „Ludwig“ in Lindau mit 15 Gulden versteuern mußte. —

Jetzt bereitet sich eine prächtige Gefängnißstudie vor. Die Sonne will im rosigen Saume des blauen Himmelsvorhangs niedergehen. Einige lichtgraue aber dichte Wolken sind blos dazu da, die Scheidende zu umspielen und leihen dazu von ihr selbst den glänzenden Schmuck. Der duftige Abendhimmel bricht die blendenden Strahlen, daß ich ohne Augenweh die große Feuerkugel anblicken darf. Noch steht sie um die Breite ihres Durchmessers über dem Waldsaume. Dieser fest ruhende Maßstab macht die Bewegung des Niederganges sichtbar. Da wundert man sich, wie schnell diese Bewegung ist, wenn sie auch nur in Täuschung beruht und es

vielmehr der „fest ruhende“ Horizont ist, der sich langsam über die Sonnenscheibe heraufzieht.

Und doch wie viel schöner ist dieses herrliche Schauspiel draußen auf freier Anhöhe. Für den Gefangenen wendet sich mit ihm sein Tagesschicksal. „Mehr Licht!“ rief der sterbende Goethe; „kein Licht“ seufzt der arme Gefangene in seiner Zelle, deren kleines Fenster die düstere Dämmerung fast sofort zur Nacht werden läßt.

Indem ich nach halbstündigem Rundgang in meinem Zimmer die mir gestattete Lampe anzünde, empfinde ich, dieses Vorzugs mich beinahe schämend, mehr als in der Freiheit den ganzen Segen des Lichtes, weil ich weiß oder daran denke — denn Die draußen wissen es ja auch — daß die Gefängnißregel das Abendlicht verbietet. Erinnert Euch jetzt einmal Eures Unmuths, wenn Euch das Oel in der Lampe früher ausging als sich der Schlaf angemeldet hatte, obgleich Ihr lesend bereits im Bette laget. Nach zehn Minuten waret Ihr eingeschlafen; aber selbst diese zehn schlaflosen Minuten im Finstern waren Euch eine Qual. Und nun denket Euch in langen Winterabenden den einsamen Gefangenen von vier Uhr Nachmittags an bis zum Einschlafen ohne Licht, allein mit seinen grübelnden Gedanken, die ihn wol nur in den seltensten Fällen zur heilsamen Selbstschau leiten, am häufigsten dagegen bittern Groll gegen die Staatsgesellschaft brüten lassen oder zu Studien für neue Verbrechen und zur Ersinnung dabei zu beobachtender größerer List und Vorsicht führen.

Jemehr der Verkehr unserer sinnlichen Wahrnehmung mit der Außenwelt gehemmt ist oder nur einseitig stattfindet, desto erregter ist unsere Einbildungskraft und desto mehr beherrscht diese unsere edleren geistigen Thätigkeiten.

In dem gleichmäßigen Zusammenwirken unserer fünf

Sinne, von denen in einem gesunden Menschen keiner über die anderen vorwaltet oder ihnen nachsteht, darin liegt der Sinnesvorzug der Menschen vor den begabtesten Thieren, bei denen diese harmonische Sinneskraft wol fast immer durch das Vorwalten eines Sinnes, des Gesichts, des Gehörs, des Geruchs gestört ist. Und in dieser Harmonie unserer Sinne liegt der Grund des mächtigen Einflusses der Finsterniß auf uns. Wir sind gewöhnt, von unsern fünf treuen Dienern, den Sinnen, gleichmäßig bedient zu werden. Der geschickteste, dienstbeflissenste von ihnen, das Auge, versagt im Finstern seinen Dienst, und bringt eine um so empfindlichere Störung in unsere sinnliche Bedienung, als die übrigen die Stelle des säumigen nicht ersetzen können.

Wahrhaftig jeder Menschenfreund muß es als seine Pflicht erkennen, Alles, was in seinen Kräften steht, dafür aufzubieten, daß lichtlose Einsamkeit in den dem Schlafe nicht bestimmten Stunden, aus unserm Gefängnißwesen verbannt werde.

Wenn ein Kapitel der Menschenkunde oder Anthropologie gerade in der gegenwärtigen Zeit des Strebens nach sittlicher und humaner Gestaltung aller menschlichen Einrichtungen auf die Tagesordnung, für die tägliche Berathung gehört, so ist es das des Gefängnißwesens; und wenn es mir gelungen wäre, durch „diese Studien“ in meinem Leserkreise Den oder Jenen für diese die Staatsgesellschaft so tief berührende Frage zu erwärmen, so hätten meine „drei Wochen“ wenigstens einigen Nutzen gestiftet.

Wie während der beiden früheren, so beschlich mich auch bei dieser kleinen Gefängnißstrafe ein heilloser Gedanke, nämlich der, daß nicht blos jeder angehende Kriminalist, wie ich in vorstehenden „Studien“ fast im Ernst vorschlage, sondern daß überhaupt Jedermann seine Gefängnißerfahrung gemacht haben sollte; freilich nicht als Fälscher oder Dieb, sondern

als „Politischer“, der durch eine solche Haft und die vorausgegangene Verschuldung nicht an seiner Ehre gekränkt wird. Man gewinnt im Gefängniß ein Stück Lebenserfahrung und Selbstkenntniß, die man außerdem für immer entbehrt. Freilich will ich nicht entscheiden, was größer sei: die erlittene Beleidigung oder der Werth der gewonnenen Erfahrung. Doch wol die erstere.

Dem eingesperrten Naturforscher wurde zuletzt ohne sein Verlangen ein Viertel-Tag geschenkt. Der Chef des Gerichtshofs sagte: „ich werde schon wissen, weshalb“. Die ganze Stadt war voll davon, daß Abends 6 Uhr, wann meine Haft ablief, eine feierliche Abholung stattfinden solle. Ich hatte, davon benachrichtigt, schon zwei Tage vorher meinen Freunden die entschiedensten Gegenvorstellungen gemacht, weil bei solchen Straßenaufläufen leicht Kundgebungen vorkommen, die in die Umarmungen irgend eines Paragraphen des Strafgesetzbuches führen. Wenn die frühere Freilassung dennoch einigermaßen gegen meinen Wunsch war, so hatte dies seinen Grund darin, daß ich meiner Familie einen häuslichen Empfang, dessen Vorbereitung ich voraussetzen konnte, nicht zu Wasser machen wollte. Ich hatte aber durch diese vorzeitige Entlassung aus meiner Haft wenigstens schärfer unterscheiden gelernt: Der wahre logische Gegensatz von Einsperren ist nicht freilassen, sondern hinausjagen.

„Den Huldigungen meiner Freunde werde ich doch nicht entgehen,“ sagte man mir bei der Entlassung. Das traf ein. Doch, was soll ich darüber sagen? Viel Ehre für eine solche Kleinigkeit — von nur drei Wochen.

Doch ich kehre zu der Arbeiterbewegung zurück.

Ueber mein „Wort an die deutschen Arbeiter“ fuhr es wie ein sengender Samuhm in Gestalt einer Broschüre von Lassalle; das Central-Comité sagte sich von meinem und s e i n e m

„Wort" los, als ich meine Stellung als sein Vertrauensmann niederlegte (März 1863).

Ueber den ferneren Verlauf der Sache noch Einiges hinzuzufügen bin ich nicht blos mir selbst schuldig, der ich seit einer langen Reihe von Jahren dem Arbeiterstande befreundet nahestehe, sondern es gehört dies zur Frage von der naturgemäßen Entwicklung des Volkes, an dem der Arbeiterstand eine treibende Kraft ist oder wenigstens werden muß.

Bisher stockt das Leben in diesem wichtigen Gliede des Volkskörpers und wenn wir in diesem Augenblicke alle Ursache haben, über mangelnde Lebensenergie unseres Volkes zu klagen, so liegt ein sehr wesentlicher Grund davon eben in der bürgerlichen Gleichgültigkeit des Arbeiterstandes, welche freilich diesem selbst nur zu einem kleinen Theile zur Last fällt.

Wie die Sachen augenblicklich stehen, so ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Arbeiterbewegung über kurz oder lang doch einmal eine drohende Gestalt annehmen, oder wenigstens die Waffe in der Hand des nach Erringung der Herrschaft strebenden feudalen Absolutismus werden kann.

In dieser Voraussicht halte ich es für geboten, der Arbeiterbewegung eine eingehende Beachtung zu widmen und wenn ich dabei an meine Betheiligung daran anknüpfe, so wird das der Titel dieses Buches wol hinlänglich rechtfertigen. Wenn mich meine Voraussicht nicht täuscht, so werden viele und hervorragendere Männer als ich bin, sich Unterlassungssünden vorzuwerfen haben, woran ich keinen Theil haben mag.

Vor einer sehr zahlreichen Arbeiterversammlung am 16. April 1863 sprach Herr Lassalle in zweistündiger Rede über die brennende Frage der Arbeiterbewegung und erst nach langem Kampfe mit dem Vorsitzenden von Seiten der Versammelten errang ich das Wort zu einem kräftigen Protest gegen ihn und seine Verlockungen.

Bald nach jener Versammlung wurde von Herrn Lassalle mit großem Aufsehen „der Allgemeine deutsche Arbeiterverein" gegründet, dessen Präsidentschaft er übernahm. Am 23. Mai fand in Leipzig eine Versammlung von Abgeordneten dieses Vereins statt, in welcher 14 Städte vertreten waren. Seitdem ist die Zahl der „Gemeinden" des allg. d. A.-V. auf zahlreiche gestiegen, wie dies officiell bei Gelegenheit des Stiftungsfestes desselben am 15. Mai d. J. (1864) mitgetheilt wurde. Die Gesammtzahl der Mitglieder blieb aber unbekannt.

Mit jener nach Leipzig berufenen Abgeordnetenversammlung schien allen Anzeichen nach ein Eindruck auf die Arbeiterbevölkerung beabsichtigt zu werden, welche in Leipzig und den dicht bevölkerten nächstliegenden ländlichen Gemeinden viele Tausende zählt. Diese Absicht wurde aber nicht erreicht.

Ich vermied absichtlich, weder ins geheim noch öffentlich der Abgeordnetenversammlung des 23. Mai entgegen zu wirken, vertrauend, wie ich in meinem Protest vom 16. April gesagt hatte, daß die Lassalle'sche Krisis in der Arbeiterbewegung Leipzigs gesund werde überstanden werden. Aber bald nachher, am 29. Mai 1863, berief ich im Verein mit einigen Andern eine Arbeiterversammlung, für welche ich Tags zuvor folgende kurze Ansprache in einem Leipziger Blatte veröffentlichte.

Zur Arbeiterversammlung im „Odeon".

Es ist schlimm, daß man von einer Parteistellung unter den Arbeitern sprechen muß; aber da zwei Parteien doch einmal bestehen, so ist es erforderlich, ja unerläßlich, daß sie sich gegenseitig ihrem Umfange nach abmessen.

Wie es im Mittelalter hieß: „Hie Welf — hie Waiblingen!" so heißt es jetzt unter den Arbeitern: „Hie fremde Hülfe — hie eigene Kraft!"

Nicht blos der Arbeiterstand von ganz Deutschland, sondern auch Tausende von unsern Mitbürgern, welche nach der gewöhnlichen Auffassung jenem nicht zugezählt werden, blicken jetzt auf die leipziger Arbeiter. Aus manchen Anzeichen könnte man auswärts die Meinung gewinnen, als beherrschten die bekannten Lassalle'schen Lehren den ganzen Arbeiterstand Leipzigs.

Wir wußten recht wol, daß dem nicht so sei und täglich steigerte sich das Bedürfniß, dies öffentlich durch eine Arbeiterversammlung kund zu geben. Der Unterzeichnete, welcher am 16. April dem Herrn Lassalle mit einem Protest offen entgegentrat, fühlte sich berufen, zu dem Ende im Verein mit den ausgetretenen Mitgliedern und Vertrauensmännern des ehemaligen „Centralcomités" eine Arbeiterversammlung einzuberufen. Sie glaubten aber, erst den Erfolg der Abgeordnetenversammlung des 23. d. M. abwarten zu müssen. Dieser Erfolg liegt nun vor und hat eine kleine Minderheit der deutschen und insbesondere auch der leipziger Arbeiter für die Lassalle'schen Grundsätze ergeben. Dies wäre nun allerdings noch kein Beweis von Unstichhaltigkeit seiner Lehren; denn bei reformatorischen wie bei revolutionären Unternehmungen schreitet immer eine muthige Minderheit der Mehrheit voran. Wir sind auch weit davon entfernt, dem Hauptziele des am 23. d. M. gegründeten „Deutschen Arbeitervereins" entgegen treten zu wollen, welches auf die Erringung des allgemeinen Wahlrechts gerichtet ist; denn dies ist ja das Strebziel jedes ehrlichen Demokraten. Was uns aber im Innersten empört, das ist die in die Reihen der Arbeiter geworfene Entzweiung, die versuchte Losreißung derselben von der allgemeinen deutschen Fortschrittspartei, und die Geringschätzung, mit welcher die Lassalle'sche Partei von der wirthschaftlichen Selbsthülfe und von den Bildungsbestrebungen der Arbeiter spricht. — Es liegt darin so viel Widersinn, daß man sich nur schwer der Annahme von Hintergedanken bei jener Partei erwehren kann.

Das „Statut des Deutschen Arbeitervereins" hat kein Wort für die Beförderung von wirthschaftlichen Genossenschaften, kein Wort für Vermittelung von Bildung des Arbeiterstandes.

Einem solchen Vereine gegenüber hat der Arbeiter es sich dreimal zu überlegen, ob er ihm beitreten wolle oder nicht; und im letztern Falle genügt es nicht, sich eben einfach des Beitritts zu enthalten, sondern es müssen alle nicht Beigetretenen unter einer andern Fahne sich einigen.

Auf dieser Fahne kann vernünftiger Weise nichts Anderes stehen, als Dreierlei:

1) „Erringung der dem Arbeiterstande noch mangelnden bürgerlichen und politischen Rechte;
2) „Errichtung wirthschaftlicher und erzeugender Genossenschaften auf der Grundlage der Selbsthülfe, der Selbstverwaltung und der Selbstverantwortlichkeit;
3) „Erstreben desjenigen Wissens und derjenigen Bildung, wie sie das Gewerbe unserer Zeit mehr als je erfordert."

Ein vierter Punkt braucht nicht erst darauf geschrieben zu werden: einmüthiges Vorgehen der unter sich einigen deutschen Arbeiter mit der allgemeinen deutschen Fortschrittspartei. Das ist selbstverständlich.

Wir zweifeln nicht, daß die Arbeiterversammlung, welche am 29. d. M. im „Odeon" stattfinden soll, den Beweis liefern wird, daß die große Mehrzahl der leipziger Arbeiter sich unter der Fahne vereinigt hat, deren Sinnspruch wir soeben gelesen. E. A. Roßmäßler.

Die Versammlung war außerordentlich zahlreich besucht und wies in der größten Mehrzahl die Lassalle'schen Lehren entschieden zurück.

Diese Versammlung wählte mich und einen leipziger Arbeiter, Herrn Franz Bitter, zum Abgeordneten des zum 7. Juni 1863 nach Frankfurt a. M. einberufenen „Ersten Vereinstags deutscher Arbeiter".

Dort wurde viel und gut gesprochen und mancherlei Gutes beschlossen. Bis jetzt hat sich aber noch keine nennenswerthe praktische Folge dieser Beschlüsse gezeigt, denn selbst der dem ersten am 14. Februar 1864 gefolgte zweite Arbeitertag hat nicht eben viel Thatsächliches gefördert.

Dies die Hauptpunkte meiner Betheiligung an der sogenannten „deutschen Arbeiterbewegung". Da ich die in diesem Augenblicke von der Tagesordnung fast verschwundene Zeiterscheinung für sehr bedeutend halte, so war es mir wichtig, dem Volke, soweit es Interesse an mir nimmt, meine Betheiligung dabei in ihren wesentlichsten Zügen vorzuführen.

Gerade in den Tagen, da ich dieses schreibe, ist mir dieses von ganz besonderer Wichtigkeit.

Die Arbeiterbewegung wird früher oder später wieder an die Oberfläche der Tagesgeschichte zurückkehren*). Vergesse man dies ja nicht! hat sie sich ja doch auch im Februar d. J. in Paris geltend gemacht.

Das ganze Volk ist an dem Verlaufe der Bewegung tief betheiligt. Zu einem Endergebniß muß sie aber kommen. Der Arbeiterstand ringt mit Fug und Recht nach der Besserstellung, die er fordern darf.

Vor einem Jahre konnte man darauf gefaßt sein, konnten namentlich diejenigen, welche nicht nahe genug herzutraten, um die wahre Lage der Dinge zu erkennen, annehmen, daß der Verlauf ein stürmischer werden könne. Ich habe es bisher noch nicht gefürchtet.

Schon oben glaubte ich den Arbeiterstand, der anscheinend träge und theilnahmlos an die Bewegung herantrat, vor dem Vorwurfe der Trägheit in Schutz nehmen zu müssen. Ich muß das jetzt nur noch mehr bekräftigen. Es ist sicher mehr mangelnde Einsicht in die Ergreifung der richtigen Maßregeln, ja sogar Unklarheit über die Mängel der eigenen Lage. Ich trage kein Bedenken es auszusprechen, daß gerade der Arbeiterstand seit d. J. 1849 an politischem Urtheil gewonnen hat. Er hütet sich, zu stürmen, zu ertrotzen, wenn immerhin andererseits ihm das Geschick, die auch bei kaum sichtbaren Erfolgen nicht erlahmende Geduld zum Emporstreben fehlt.

---

*) Dies hat Roßmäßler am 6. Mai 1864 geschrieben. Damals waren die Stichworte: Socialdemokratie, Internationale, Kommune noch nicht gang und gäbe; dennoch sah er bereits voraus, daß diese Bewegung dereinst die Welt beunruhigen, vielleicht nur zu sehr erschüttern werde. D. H.

Erziehung und Unterricht, wie beide eben beschaffen sind, haben einen Arbeiterstand hervorgehen lassen, in den nur schwer und sehr allmälig ein einhelliger und gedeihlicher Strom zu bringen sein wird, es sei denn, daß sich nicht länger verhüllende Hetzerei ihn zu gewaltsamen Schritten hinreißt. Ich fürchte diese eben, wie gesagt, wenig und sie können mit Sicherheit abgewendet werden, wenn von gewissen Seiten die angemessenen Maßregeln ergriffen werden; wenn nicht, was ich jedoch erwarte, aus pflichtschuldigem Mitgefühl für die Lage des Arbeiterstandes, so doch aus gewöhnlicher vorsehender Klugheit. Bewahre man sich bei Zeiten, die gedrückte Mehrheit des Volkes zum Vollbewußtsein ihrer Uebermacht gelangen zu lassen, dadurch daß man Menschlichkeit wie Brüderlichkeit und Gerechtigkeit gegen sie übt. Leider scheint der Staat, wie er jetzt beschaffen ist, nicht dazu angethan zu sein, diese furchtbar ernste Aufgabe zu lösen!

Was ich in dieser Richtung zu thun für nothwendig halte, das habe ich ausführlich in meinem konfiszirten „Wort an die deutschen Arbeiter" (Berlin, bei A. Jonas) nur zu dem Theile dargelegt, in welchem ich mir ein Urtheil zutrauen durfte. Ganz besonders haben die größeren Stadtgemeinden durch Beschaffung von Lokalitäten das Zusammentreten der Arbeiter unter sich oder in Verbindung mit ihren Freunden und Förderern aus anderen Ständen zu unterstützen. Oeffentliche, belehrend angeordnete und stets zugängliche naturgeschichtliche und gewerbliche Landesmuseen müssen die Lernbegierde befriedigen oder wecken. Vor allen Dingen muß der deutsche Gelehrtendünkel weichen und müssen die Herren Professoren einsehen lernen, daß sie nicht die Besitzer sondern blos die Verwalter der Wissenschaft sind, auf deren Genuß Jeder ein Recht hat. Wenn wir aber auf den alleruntersten Grund des zu beseitigenden Uebels hinabsteigen wollen, so müssen

die vereinten Kräfte entschlossener und zäher Volksmänner der Pfafferei die Volksschule aus den Krallen winden. Es muß der Krebsschaden des „bewaffneten Friedens" durch eine Volksmiliz gründlich beseitigt, es muß das stehende Heer der Büreaukratie vermindert werden.

Die eben erwähnten naturgeschichtlichen und gewerblichen Landesmuseen würden ein mächtiges Bildungsmittel für das Volk abgeben. Ich richtete daher am 2. Januar 1859 eine Ansprache wegen Errichtung eines Landes-Museums für vaterländische Naturgeschichte und Industrie an die Bewohner Leipzigs. Leider weiß ich, daß mit sehr wenigen Ausnahmen überall Grund zu solchen Ansprachen vorliegt.

Mein Vorschlag fand allgemeinen Anklang, namentlich auch bei beiden städtischen Behörden. Ein begutachtender Ausschuß wurde niedergesetzt, mit dem ich auch bereits eine berathende Sitzung gehalten hatte. Die leidige italienische Kriegsfurcht nöthigte zur Vertagung des Planes*).

Wenn es mir noch vergönnt ist, so erachte ich die Veröffentlichung einer ausführlichen praktischen Anleitung zur Einrichtung eines solchen Museums für eine mir noch obliegende Aufgabe.

Bekanntlich versammelte sich im August 1863 der Abgeordnetentag zu Frankfurt a. M.

Ich entschloß mich hinzugehen, lediglich in der Absicht, um meinen Antrag einzubringen, dessen Annahme ich von der Anschauung auf Seiten der Abgeordneten voraussetzte, daß solche Versammlungen auch einmal etwas dem Leben praktisch

*) Derselbe ist bis jetzt leider noch nicht zur Ausführung gediehen.
D. H.

Nützendes in die Hand nehmen sollten. Ich griff einige Sätze aus meinem „Naturforscherleben“ heraus (siehe S. 246), die mir als passende Begründung meines zu stellenden Antrages in Erinnerung kamen. Daran knüpfte ich das Folgende an.

Bei den Männern, die hier vor den Augen des deutschen Volkes versammelt sind, darf ich die Ansicht voraussetzen, daß nur ein gebildetes Volk sich die Freiheit bewahren kann, wenn sie ihm wurde, in stürmischer Nacht oder im Sonnenschein „des ird'schen Mannes, der es mit Freiheit tränken kann“.

Zweifeln wir nicht daran, daß ein Beschluß, das Interesse des Volks auch in geistiger Beziehung thatkräftig zu fördern, dem Abgeordneten-Tage die volle Sympathie aller Deutschen verschaffen wird, während jetzt Diejenigen noch nach Hunderttausenden zu zählen sind, welche meinen, uns sei das Volk doch eben nur das Mittel zu politischer Agitation.

Alle, Alle sind daran betheiligt, daß unser Volk an Bildung und Wissen zunehme, besonders die, welche sich vor der „Volksrohheit“ fürchten; mehr aber als Alle zusammen fordert der Genius des deutschen Volkes, daß dieses seinen Ruf als „das gebildetste Volk der Welt“ ganz und voll verdiene. Wer noch nicht wissen sollte, wie noth dem Volke Wissen und Bildung thut, der blicke auf die „Arbeiterbewegung“ unserer Tage.

Gerade wir Deutschen schreiben uns so gern den Vorzug zu der weisen Verbindung von Theorie und Praxis. Als politische Parteimänner haben wir noch wenig Recht dazu, denn da haben wir die Theorie, die in den Volksschulen und in der Volksliteratur steckt, noch sehr vernachlässigt.

Darum rechne ich auf Ihre Zustimmung zu dem Antrage:

Bestellung eines Ausschusses zur Berathung der Mittel und Wege zu Beschaffung

einer möglichst billigen Volksliteratur, welche geeignet ist, den wissenschaftlichen und gewerblichen, den religiösen und den politischen Fortschritt des Volkes zu fördern.

Mein Antrag, der gedruckt in Aller Händen sich befand, wurde bis an das Ende der Tagesordnung verschoben, so daß ich mich zuletzt genöthigt sah, ihn zurückzuziehen.

Leider scheint für die politischen Fortschrittsmänner das Interesse für die Förderung des geistigen Fortschrittes des Volkes noch nicht gekommen zu sein!*)

Diesem Antrage ist, für den Fall, daß er zu anderer Zeit und von einem Andern noch einmal aufgenommen werden sollte, noch Etwas hinzuzufügen, was zweifellos von großer Bedeutung ist, aber bisher allenthalben fast vollständig verabsäumt worden. Ich meine neben der selbstthätigen Beschaffung guter Volksbücher von Seiten der Partei, welche mein Antrag anempfiehlt, auch die Verbreitung bereits vorhandener oder ohne Parteizuthun erscheinender Bücher und Zeitschriften. Wenn erst das geringe oder große Geräusch, womit eine literarische Neuigkeit auf den Markt tritt, verhallt ist, so verfällt sehr oft auch das beste Buch, die beste Zeitschrift mehr oder weniger bald der Vergessenheit. Wie nach einem Alles überfluthenden Platzregen zuletzt nur noch ganz dünne Wasserströmchen übrig bleiben, so bleiben solche auch für eine Zeitschrift nur übrig, nämlich die regelmäßigen Zusendungen an die Abnehmer, die sich bei und nach dem ersten Auftreten zusammenfanden. Falsche Rechnung, Knauserei, Un-

---

*) Roßmäßler hat die Gründung der Gesellschaft für Volksbildung nicht erlebt. Doch wenn dies auch geschehen, so hätte er, nach allen bittern Erfahrungen, die er gerade in diesem seinem edelsten Streben gemacht, das harte Urtheil, welches in jenen Worten liegt, dennoch wol kaum zurückgenommen. D. H.

geschick, Gleichgültigkeit des Verlegers kann den Vertrieb auch des vortrefflichsten Buches, der lehrreichsten Zeitschrift verkommen lassen. Hier muß die Volkspartei im wohlverstandenen Volksinteresse einschreiten. Aber dazu bedarf es einer Organisation, an deren Bildung bisher noch nicht im entferntesten gedacht worden ist.

Vielleicht fühle ich aus diesem Grunde in diesem Augenblicke die Bedenken weniger, als ich sie sonst während dieser Aufzeichnungen empfunden, die nämlich, ob ich nicht mit dem Niederschreiben meiner Erinnerungen, bezüglich mit deren Veröffentlichung überhaupt einen Fehler begehe. Das Schicksal jenes Antrages stellte mich der Gesammtheit meiner Kollegen als Einzelnen schroff gegenüber, und dies konnte nicht verfehlen, mich auf eine Verschiedenheit zwischen ihnen und mir recht nachdrücklich hinzuweisen; wenn ich auch nicht in Abrede stellen kann, daß unter ihnen mehrere waren, welche meinem Antrage wol gern Erfolg wünschten. Und dennoch war diese Verschiedenheit mir nichts Neues. Denn auf einer lebendigen Erkenntniß derselben beruht ja ganz allein meine kleine Schrift „Die Fortschrittspartei und die Volksbildung“.

Aber, wird man vielleicht sagen, mein Antrag sei ja nicht abgewiesen, sondern von mir selbst zurückgezogen worden. Das ist wahr. Aber ich sah es der Physiognomie der Versammlung an, daß dieser Antrag, welcher gedruckt in Aller Händen sich befand, ihr keineswegs willkommen war. Man wußte, daß seine Berathung bis zur letzten Nummer der Tagesordnung aufgeschoben worden und als es bis zu ihm gekommen, konnte der Präsident Herr von Bennigsen von den bereits im Fortgehen begriffenen Volksfreunden kaum noch so viele mit der Glocke fesseln, um mir das Wort und Gehör zu verschaffen, daß ich die Erklärung begründe, weshalb ich meinen Antrag zurückziehen wolle. —

Es kann nicht schaden, wenn ich mir am Ende dieser Aufzeichnungen sage: „Es muß auch solche Käuze geben," solche nämlich, welche an sich und dem Volke den ganzen Menschen auf allen Gebieten seines Wesens allzumal vorwärts bringen wollen. Bei aller Bescheidenheit, die ganz besonders jedes ernste Streben sich angelegen sein lassen muß, um nicht den Halt zu verlieren, giebt es dennoch einen Maßstab, den Werth der eigenen Arbeit richtig zu messen. Dies gilt namentlich von Volksschriftstellern. Ich meine, um es persönlich auf mich anzuwenden, den Haß und das Eifern der Feinde der Volksaufklärung. Sie haben niemals aufgehört, meinen Arbeiten in ihrer Weise gute Censuren zu geben — und dafür war ich ihnen schon oft recht dankbar. Aber auch die sogenannten Volksfreunde — die sich selber so nennen, haben mir allenthalben auf meinem Lebenswege, in aller meiner Thätigkeit für das Volk nur zu oft auf das Eifrigste zugerufen: „Sie wollen zuviel auf einmal!" — „Sie zersplittern sich!" — „Sie gehen zu weit!" Ja, selbst von offenbar wohlmeinender Seite ist mir Dergleichen wol hundertmal gesagt worden. Meine Antwort darauf ist sehr einfach: Ich will nicht mehr, als Sie, meine Herren, ich will die Freiheit als die Blüte der Humanität. Ich strebe danach, diese Blüte aber als ein organisches Ganzes zu erreichen. An einem solchen müssen sich alle Theile im gleichen Schritte entwickeln; andernfalls giebt es nur ein lebensunfähiges Monstrum. Vielleicht findet man nun, daß es doch nicht der Mühe unwerth ist, kennengelernt zu haben, in welcher Weise ich lebte, strebte und arbeitete. Vielleicht darf ich ohne Ueberhebung den Wunsch hinzufügen, daß recht viele Volksfreunde es ebenso machen sollten. Weiter beabsichtigte ich mit diesen Aufzeichnungen nichts; nebenbei nützt es vielleicht Manchen, aus denselben zu lernen, daß es keine Kunst, aber ein großer

Segen ist, in des Menschen Heimat sich heimischer zu machen.

Möge mir nur noch eine Spanne Zeit zugemessen sein, kurz oder lang, mein Thun wird bleiben, wie ich es von Frankfurt und Stuttgart als felsenfesten Beschluß mit heimbrachte. Ich habe es am 17. Oktober 1863, am Tage vor der erhebungsvollen fünfzigjährigen Gedenkfeier der Völkerschlacht bei Leipzig in freudiger gehobener Stimmung öffentlich erklärt, vor der königlichen Behörde, die das „Besserungs"-Verfahren mit mir vorzunehmen hatte, „ich werde nach wie vor so reden, so schreiben, so handeln, wie es mir der Dienst der Humanität in deren weitester Bedeutung vorschreibt; mein Streben wird immer darauf gerichtet sein: durch Bildung zur Freiheit"!

Leipzig, im Mai 1864.

E. A. Roßmäßler.

Indem ich zum Schlusse meiner Aufzeichnungen gekommen bin, geht mir es wie bei dem Abschiede von lieben Freunden. Der innere Drang findet dann nicht Worte, und das heiligste Empfinden kommt in unzusammenhängenden, nicht selten in nichtssagenden Worten zu Tage. Alle Bedenken kommen jetzt über mich, ob ich gut gethan habe, von mir zu erzählen; und doch tritt augenblicklich die Selbstentschuldigung hervor: „ich wollte beweisen, daß es keine Kunst, aber ein innerer Segen ist, in des Menschen Heimat sich heimisch zu machen".

Roßmäßler's letzte Nacht.

Als Roßmäßler im Februar des Jahres 1864 von einer Vorlesung aus Zwickau zurückkehrte, wo er sich theils zu sehr angestrengt, indem er an diesem Tage dreimal gesprochen, theils auch stark erkältet hatte, mußte er in Folge Unwohlseins sogleich zu Bette gehen. Seine Erkrankung verschlimmerte sich von Tag zu Tage, so daß wir schon damals seinen Tod befürchteten, auch ließ er bereits seinen letzten Willen niederschreiben. So zog sich die Krankheit unter großen Schmerzen bis zu den letzten Tagen des April hin; dann erst begann er auf einige Stunden des Tages das Bett zu verlassen. Unsere Tochter Ida, vermählt mit Doktor Rittler aus Amerika, war mit ihrem Töchterchen, also unserer Enkelin, bei uns zum Besuch und ihre Abreise war zum Mai bestimmt, denn der Gatte erlaubte keinen Aufschub mehr, auch ging unser jüngster Sohn Adolf mit hinüber. Im Mai reiste sie mit schwerem Herzen ab, denn es war ja ein Abschied für dieses Leben, das sagte sich ein Jeder. Nach dem Abschiede war Roßmäßler wieder einige Wochen an das Bett gefesselt. Der Arzt wollte, daß er eine Kur gebrauchen und gesunde Luft athmen solle; daher entschloß er sich denn auch, nach dem Schwarzwald zu gehen und sich einige Monate bei seinem Freunde Jakob Venedey in Pension zu geben. Ich mußte ihn wegen seiner großen Schwäche (er konnte sich nicht allein ankleiden) bis Frankfurt begleiten, allein die Reise hatte ihn so sehr angegriffen, daß

unsere Freunde darauf bestanden, ich solle auch bis ans Ziel der Reise mit ihm fahren. Eine Rücksicht auf Kosten konnte daher nicht mehr maßgebend sein und unsere Freunde schafften ohne Roßmäßlers Vorwissen Aushülfe. So blieben wir bis zum letzten August in Oberweiler, wo seine Gesundheit in den letzten Wochen des Aufenthalts ganz bedeutend sich besserte. Dann hielten wir uns noch einige Wochen am Rhein bei andern Freunden auf und kamen Anfangs Oktober nach Leipzig zurück. Roßmäßlers Krankheit schien gehoben zu sein, er bewegte sich wie früher und arbeitete auch wieder, doch eine Schwäche bemächtigte sich seiner stets bei jeder Anstrengung des Geistes, namentlich wurde ihm das öffentliche Sprechen schwer; doch wollte er dies keineswegs zugeben.

Am 28. Oktober 1866 war sehr rauhes Wetter. Roßmäßler ging aus; dies war sein letzter Ausgang. Er kam unwohl nach Hause zurück, klagte über Seitenstechen und am andern Tage schon mußte der Arzt geholt werden. Zum Schreck für uns Alle stellte sich das alte Leiden wieder ein, und so hat er vom Oktober 1866 bis zum April 1867 unbeschreiblich gelitten, doch ohne auch nur einmal zu klagen. Ich will und kann es auch nicht, diese schreckliche Krankheit von Tag zu Tag zu verfolgen. Seine Kräfte nahmen allmählich immer mehr ab, dennoch blieb er dabei noch nicht im Bette und wenn ich ihn bat, seiner zunehmenden Schwäche wegen doch nur einen Tag im Bette zu ruhen, so gab er mir stets die Antwort: glaube mir, wenn ich mich erst hinlege, so stehe ich gar nicht wieder auf.

Am 6. April mußte er jedoch im Bette bleiben; am 7. April war fast immer ein Arzt bei ihm und Abends um 9 Uhr kamen die Aerzte noch einmal, um ihm Morphium-Einspritzung beizubringen. Mir sagten die Aerzte — es sei die letzte Nacht!

Der Kranke ruhte bis nach 12 Uhr. Dann sagte er zu mir: Emilie, dies ist die letzte Nacht, welche wir zusammen verleben. „Du wirst mich nicht vergessen; grüße unsere Kinder in Amerika und Rußland". Unsere jüngste Tochter Margarethe, welche als Wittwe wieder bei uns war, stand mit ihrem Bräutigam (Maler Emil Schmidt) am Sterbebett. Roßmäßler legte beider Hände in einander und sagte: „Seid Euch im Leben das, was Ihr als liebevolle Ehegatten Euch sein könnt!" Dann trat eine große Pause ein. Darauf sprach er wieder: „Ich glaube, ich kann ruhig sterben, denn ich habe gelebt, wie ich es für recht erkannte". Nach einer Weile: „Ich bereue nichts, was ich gethan habe und vertheidige meine ganze Vergangenheit bis zu meinem letzten Lebenshauch". Wiederum nach einer Pause: „Gern hätte ich noch einige Jahre gelebt, um bei den jetzigen Wirrnissen die Führer unserer Partei berathen zu helfen". Wiederum eine Pause: „Natur, du forderst deine Rechte; hier bin ich, hier nimm mich hin". Nach diesen Worten legte er sich auf die rechte Seite und sprach nicht mehr. Früh um 7 Uhr reichte er mir noch einmal seine kalte Hand und um halb 8 Uhr am 8. April 1867 hauchte er seinen letzten Athem aus.

Emilie Roßmäßler.

Inhalt.

Vorwort		III
Vorwort des Herausgebers		VI
I.	Jugendjahre	1
II.	Die ersten Versuche im wahren Berufe	26
III.	Als akademischer Lehrer	62
IV.	Als Volkslehrer	126
V.	Meine Gegenwart	348

Verzeichniß

der selbstständigen Schriften des Verfassers, in der Folge ihres Erscheinens geordnet.

Anleitung zum Studium der Thierwelt. 3. Auflage. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung (1832) 1856.

Forstinsekten. Naturgeschichte 2c. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung 1834. Mit 1 lithogr. Tafel.

Ikonographie der Land- und Süßwasser-Mollusken Europa's. 3 Bände mit 90 lithogr. Tafeln. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1835—1859.

Beiträge zur Versteinerungskunde. Mit 18 lithogr. Tafeln. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1838.

Das Wichtigste vom innern Bau und Leben der Gewächse. Mit 4 Steindrucktafeln. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1843. (Seit Jahren vergriffen.)

Der Gymnasial-Actus im Freien, von *m*. Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung 1847.

Versuch einer anatomischen Charakteristik des Holzkörpers der wichtigsten deutschen Bäume und Sträucher. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung 1847. (Ebenfalls vergriffen.)

Die Nationalversammlung in Stuttgart, von einem ihrer Mitglieder. Hechingen, Egersdorf 1849.

Der Mensch im Spiegel der Natur. Ein Volksbuch. 5 Bände. 2. Auflage. Leipzig, Ernst Keil. 1849—1855.

Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur.

1. Band. Mikroskop. Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 Lithogr. und Holzschnitten.
2. Band. Die Versteinerungen. Mit 7 lithogr. Tafeln und Holzschnitten. Stuttgart, O. Purfürst 1863. (1852. 1853.)

Reise-Erinnerungen aus Spanien. 2 Theile, mit 2 Titelbildern, Holzschnitten und einer Bewässerungskarte. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Costenoble 1854. In den Verlag von Eduard Haynel in Leipzig übergegangen.

Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitten und 1 Titelbild. 2. Auflage. Leipzig, Hermann Costenoble 1854. Ebenfalls in den Verlag von Eduard Haynel in Leipzig übergegangen.

Die Geschichte der Erde. Mit 100 in den Text gedruckten Illustrationen und einer landschaftlichen Ansicht. 2. Auflage. Breslau, bei Friedrich Eduard Carl Leuckart 1863. (1855.)

Die vier Jahreszeiten. Mit 4 Charakterlandschaften in Tondruck, 95 Holzschnitten und Naturselbstdrucken. 3. Auflage. Breslau, bei Leuckart 1855.

Volksausgabe desselben, 1857.

Das Süßwasser-Aquarium. Anleitung zur Herstellung und Pflege desselben. 2. Auflage 1869, überarbeitet von A. E. Brehm, mit 1 Titelbild und 52 Holzschnitten. Leipzig, bei Hermann Mendelssohn 1857.

Das Wasser. Eine Darstellung für gebildete Leser und Leserinnen. Mit 8 Lithogr. und 47 Holzschnitten. 2. Auflage. Leipzig, bei Friedrich Brandstetter 1858.

Der naturgeschichtliche Unterricht. Gedanken und Vorschläge zu einer Umgestaltung desselben. Leipzig, Friedrich Brandstetter 1860.

Die Fortschrittspartei und die Volksbildung. Berlin, bei Otto Janke 1862.

Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert. Mit 17 Kupferstichen, 82 Holzschnitten und 2 Revierkarten. 2. Auflage, bearbeitet von Dr. M. Willkomm. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1863.

Ein Wort an die deutschen Arbeiter. Berlin, bei A. Jonas 1863.

Für freie Stunden. Mit Roßmäßlers Portrait (ausgeführt von Emil Schmidt). Breslau, Eduard Trewendt.

Aus der Heimath. Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. 1859—1864. Leipzig, bei Ernst Keil. (Etwa ein Drittheil der Artikel ist vom Herausgeber verfaßt.)

Mitzuzählen ist auch noch

Das Luftmeer. Eine physikalische Darstellung für gebildete Laien. Aus dem Nachlaß von Ernst Julius Reimann, mit einem Vorworte vor E. A. Roßmäßler. 2. Auflage. Breslau, F. E. C. Leuckart.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.